Q. L. 713

fol. 96 b
107

L D 6375
3

Biographieen

und

Erzählungen.

Von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert,
Hofrath u. Professor der Naturgeschichte an der Königl. Ludwigs-Maximilians-Universität zu München.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Dritter Band.

Erlangen,
Verlag von Carl Heyder.
1848.

Beispiele

von merkwürdigen

Errettungen aus äußeren Gefahren.

Von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert,
Hofrath und Professor der Naturgeschichte an der Königl. Ludwigs-Maximilians-Universität zu München.

Erlangen,
Verlag von Carl Heyder.
1848.

Ihrer Kaiserlich-Königlichen Hoheit

der

Frau Erzherzogin

Adelgunde von Oesterreich-Este,

Herzogin von Modena, Königlichen Prinzessin von Bayern,

Ihrer Kaiserlich-Königlichen Hoheit

der

Frau Prinzessin

Luitpold von Bayern,

gebornen Kaiserlichen Prinzessin und Erzherzogin von Oesterreich, Königlichen Prinzessin von Ungarn und Böhmen, Großherzoglichen Prinzessin von Toscana,

Ihrer Kaiserlich-Königlichen Hoheit

der

Frau Erzherzogin

Hildegarde von Oesterreich,

Königlichen Prinzessin von Bayern,

Ihrer Königlichen Hoheit

der

Prinzessin

Alexandra von Bayern

widmet dieses Buch zur Erinnrung an die Abendunterhaltungen eines bedeutungsvollen, ernsten Winters und Frühlinges

in tiefster Ehrfurcht

der Verfasser.

Vorrede.

Der kleine Fascikel von Rettungsgeschichten, den ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, mag wohl in Form und Inhalt ein etwas andres Gepräge an sich tragen, als die beiden Bände der Biographieen und Erzählungen, an welche derselbe als Zugabe sich anschließt. Wie der Strauß von Feldblumen, den ein Wandrer in seiner Hand trägt, den Weg verräth, den derselbe so eben an der einsamen Seeküste hin oder über das verödete Gebirge genommen, so gibt sich an den Werken unsrer Hand der herrschende Charakter der Zeit kund, in der sie entstanden sind. Auch dem Erzähler dieser Rettungsgeschichten haben die Ereignisse der letztvergangenen Tage einen Stoff und eine Stimmung aufgedrungen, welche wohl nicht die seinige allein, sondern zugleich die eines beachtenswerthen Theiles seiner Zeitgenossen war.

Nicht aber die Zeit allein, in welcher diese Erzählungen niedergeschrieben wurden, sondern auch die anfängliche Bestimmung, welche sie in der Form eines mündlichen Vortrages hatten, mag an ihnen bemerklich seyn. Es wird dieses keiner Entschuldigung bedürfen. Wir Alle, sowohl jene, welche im äußren Leben den hochgestellten Edeltannen des Waldes, als die, welche dem Heidekraut des Thales gleichen, wenden uns in dieser sturmbewegten Zeit gerne dem tröstenden Strahle zu, der durch die dichten Wolken bricht, und der mit seinem siebenfarbigen Bogen von einer Rettung aus Gefahren zeuget, welche der Menschenseele, in der die Hoffnung lebt, wenigstens für das innre Leben verheißen ist.

Die Quellen, aus denen der Stoff zu den hier nachstehenden Erzählungen kam, sind bei jeder der-

selben genannt. Obgleich der Verfasser Gelegenheit hatte über die Schicksale der liebenswürdigen Mistreß Spencer Smith auch von andren Seiten als durch die Memoiren der Herzogin von Abrantes Aufschlüsse zu erhalten, möchte er dennoch nicht sicher dafür einstehen, ob etwa die ursprüngliche Erzählerin, die genannte Herzogin, eine und die andre kleine Ausschmückung ihres Berichtes eben so leicht sich erlaubt habe, als einzelne, in möglichster Weise von mir ergänzte und verbesserte Lücken, die jener Bericht, namentlich über den Reiseweg durch Tyrol und Salzburg offen lässet. Man pflegt überhaupt, auch den gebildeteren Franzosen allerhand Vernachlässigungen der Geographie von deutsch-redenden Ländern gern zu gute zu halten und solche Verstöße zum Besten zu kehren. Möge man auch dem Verfasser dieser

Rettungsgeschichten die Mängel seiner Gabe so weit als billig nicht zum Schlimmsten, sondern, wie es in der Auslegung zum achten Gebote heißt, zum Besten kehren.

München, 20. Aug. 1848.

Der Verfasser.

Inhaltsanzeige.

	Seite
I. Die Rettung des Bertrand de Moleville	1
1) Die damalige Zeit	1
2) Der Ausbruch drr dringendsten Gefahren	5
3) Sorgen für die eigne Sicherheit und für das Leben der Freunde	7
4) Die gefährliche Haussuchung	16
5) Vorkehrung gegen weitre Gefahr	23
6) Die Pariser Septembergräuel	27
7) Die Sprache des guten Gewissens an das menschliche Gefühl eines Mörders	32
8) Die falsche Todesnachricht	39
9) Die wohlgelungene Flucht aus der Hauptstadt	42
10) Verlegenheiten in Boulogne und ihre Lösung	45
11) Die Ueberfahrt nach Dover	50
12) Das friedliche Wohnen unter dem Schutze des Gesetzes und der Ordnung	59
II. Die Rettung des Stuartschen Prinzen Carl Eduard durch die Treue der schottischen Hochländer	64
III. Die Rettungsgeschichte der Mistreß Spencer Smith	94
IV. Die beiden Irländer	143
V. Capitän Franklins Nothstand auf seiner Landreise in der nördlichen Polarzone	152
1) Die Aufgabe, welche zu lösen war	152
2) Franklins Vorgänger	157
3) John Franklins Entdeckungsreise an den Küsten des Polarmeeres	166

sondern fünf volle Jahre lang seine Blutschauer über das unglückliche Land ergossen; es hat Hunderttausende der Unschuldigen wie der Schuldigen in schnellerem oder langsamerem Tode dahingerafft; ganze, vormals reich bewohnte Landstriche für längere Zeit entvölkert; die Lustschlösser und Landsitze der Vornehmen und Reichen in verödete Gemäuer verwandelt; die Grundveste aller göttlichen so wie menschlichen Ordnung erschüttert. In derselben Weise jedoch, in welcher die Schauer des Hagels und der Orcan im Juli 1788 einzelne Bäume und Reben, die mitten im Zuge der Wetter lagen, unversehrt gelassen, hat auch das blutige Gericht, welches die zahllose Menge zur Rechten wie zur Linken traf, seinen Weg an einzelnen, schuldigen wie unschuldigen Häuptern vorübergenommen, ohne sie zu fällen. Es hat damals Rettungen von wahrhaft wunderbarer Art, aus der scheinbar unvermeidlichen Gefahr des Todes gegeben, bei denen das Thun einer höheren Hand, welche hülfreich dem gläubigen Vertrauen entgegen kommt, unsrem Geist begreiflicher vorkommt, andre dagegen, dabei die Wege Gottes in ein unbegreifliches Dunkel gehüllt sind.

Der Ruhestand, in den sich der Wütherich Drouet, nachdem er so manchen Gefahren entgangen, unter verändertem Namen nach Maçon zurückgezogen, wird durch den Eingriff keiner äußren Gewalt gestört, er endigt dort, im gewöhnlichen Laufe der Natur (im J. 1824) sein gräuelvolles Leben, während der edle Malesherbes noch wenig Monate vor Robespierres Fall aus seinem für ihn und Andre so reich gesegnetem Ruhestande, darin er, erst spät, den vollen, innren Frieden gefunden, gewaltthätig hervorgezogen und in Gesellschaft seiner Tochter so wie seiner Enkelin und ihres Gemahles zum Blutgerüst geführt wird. Billaud und Carrere, über welche das Blut von Tau-

senden der unschuldig Gemordeten um Rache schreit, entgehen der wohlverdienten Todesstrafe und jener schreibt noch Jahre lang in St. Domingo seine Bücher voll frechen Unsinnes, dieser aber, nachdem er in Paris selbst unter Napoleon noch mehrere kleine Aemter bekleidet, stirbt in äußerlich friedlichem Alter, während der ehrenwerthe Verfasser der **Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain**: Condorcet als Bettler zwischen den verlassenen Lustschlössern der Umgegend von Paris umherschleicht, zuletzt in einem armseligen Gasthof, dahin der Hunger ihn trieb, ergriffen und ins Gefängniß geschleppt wird, wo er, wie es scheint, an Gift endigt (28. März 1794).

Der Mann, von dessen merkwürdiger Rettungsgeschichte wir in den nachstehenden Blättern erzählen wollen, war zwar an geistiger Kraft weder ein Malesherbes noch ein Condorcet, in seinem Leben und Wesen geben sich nur wenige deutliche Spuren von jener klaren, stillen Tiefe kund, darinnen das Licht der Gestirne von oben am hellesten sich spiegelt, aber Bertrand de Moleville verdient schon als Freund der Ordnung, als treuer Diener seines Königes, als redlicher Zeuge für Unschuld und Recht jene achtungsvolle Theilnahme, welche die Leser seiner Schriften, namentlich aber seiner Rettungsgeschichte*) ihm gerne schenken werden.

Vergeblich hatten die Männer, welche zuletzt noch dem unglücklichen Könige Ludwig XVI. als Minister zur Seite stunden: Bertrand, Montmorin und Malouet, dem Monarchen mehrere, wohlüberdachte Pläne zu seiner Rettung vorgelegt, deren Ausführung an der Unentschlos-

*) Sie steht in den Noten zum 9. und 10. Bande seiner **Histoire de la Revolution de France.**

senheit des Königes wie an den vorgefaßten Meinungen seiner Gemahlin ein Hinderniß fand; umsonst war es gewesen, daß Bertrand durch mancherlei Opfer einzelne, wie es schien, auf das Volk einflußreiche Stimmen zu Gunsten des königlichen Ansehens zu gewinnen gesucht hatte; die Rotte der Empörer hatte indeß ungehemmt ihren Weg verfolgt, um das Maaß ihrer Bosheit voll zu machen. Es war in der Nacht vom 9. zum 10. August 1792, da bemächtigte sich das jacobinische Mordgesindel mit beispielloser Frechheit der Herrschaft über die Hauptstadt; der Bürgerrath, den dasselbe aus der Mitte seiner ehrlosen Schaar ernennt, benutzt sogleich seine neugeschaffene Macht zur Vernichtung und Verhöhnung des letzten Schattens des königlichen Ansehens und jeder göttlich menschlichen Ordnung; der Befehlshaber der Truppen, welche zur Vertheidigung des Monarchen und seiner Familie die Tuilerien besetzt hielt: der ritterlich tapfere Mandat, wird unter dem Vorwand einer Besprechung hervorgelockt und meuchlings ermordet; ein rasender Haufe dringt am Morgen des 10. August in den Palast ein, reißt den König mit seiner Familie daraus hinweg und sperrt ihn im Saale der sogenannten Rathsversammlung in das kleine, vergitterte Gemach eines Zeitungsschreibers ein. Indeß wüthen die Mordbrenner nach ihrer Weise im Königspalast; ein Theil der Treuen, welche dort um ihren Herrn sich versammelt, wird unbedenklich von ihnen geschlachtet und als die Schweizergarde, ihrer Pflicht eingedenk, den Posten, der ihr anvertraut worden, vertheidigt, da wird der wohlverschuldete Tod des galgenwürdigen Gesindels dem Könige, der an der tapfren Gegenwehr seiner Garde keinen Theil hatte, als ein Mord seiner besten, schuldlosen Unterthanen angerechnet, ja noch zuletzt, als die Rotte der Feinde über ihren Herrscher das Todes-

urtheil ausspricht, wiederholt ihm dieselbe jenen unerhört frechen Vorwurf.

2) Der Ausbruch der dringendsten Gefahren.

Bertrand de Moleville, mit dessen persönlichen Schicksalen wir hier zunächst uns beschäftigen wollen, hatte die Nacht vom 9. zum 10. August in seiner Wohnung, in Arbeiten des Amtes und in peinlichen Sorgen um seinen König schlaflos zugebracht. Vergeblich hatte er auf Nachrichten von den Vorgängen bei den Tuilerien gewartet, welche ihm verabredetermaßen durch einen Vertrauten am Königshofe hatten zukommen sollen. Der halbe Vormittag des 10. August war bereits vergangen, in dem Stadtviertel, das der Minister bewohnte, herrschte eine vollkommene Ruhe, schon gab sich derselbe der Hoffnung hin, daß die gedrohte Gefahr für sein Königshaus vorüber sey, da vernahm er den Donner der Kanonen. Noch ehe die Bedienten, die er auf Erkundigung ausgesendet, zurückkehren, erfährt er durch einen treuen Nationalgardisten, welcher mit Mühe den Mörderhänden entschlüpft war, Alles was geschehen sey und gleich darauf kommt ein andrer Bote, durch welchen ein vertrauter Freund ihn ermahnen läßt, daß er so eilig als möglich seine Wohnung verlassen und anderswo sich verbergen solle, weil Manuel, eines der Häupter der jetzt herrschenden Parthei der Personen, welche das nächste Vertrauen des Königs genossen, sich bemächtigten wolle, vor allen jener der Minister. Bertrands Selbstgefühl sträubte sich gegen diesen Rath; er war sich keiner Schuld bewußt und sollte jetzt wie ein Verbrecher sich verstecken! Hätten nicht die dringendsten Bitten seiner ganzen Familie ihn dazu bewogen, er würde schwerlich aus seinem Hause gewichen seyn. Sein Bruder, der Malteserritter Bertrand,

reichte ihm den Arm, denn der Minister fühlte sich durch die Heftigkeit der innren Bewegung so angegriffen, daß er kaum gehen und stehen konnte; nur wenig Menschen waren auf den Gassen des Stadtviertels zu sehen, weil alles Volk sich nach den Tuilerien und der Versammlungssäle hingedrängt hatte; unbemerkt kamen beide zu dem nur etwa 600 Schritt von des Ministers Wohnung entlegenen Hotel des Commandanten Estourmel, damaligen General-Procurators des Malteserordens. Sie begegneten diesem Herrn vor seiner Thüre, denn er kam so eben aus dem königlichen Schlosse, wo er seit heute Morgen gewesen und nur wie durch ein Wunder den Händen der rasenden Mörder entgangen war, welche den größesten Theil des Adels, der zur Hülfe und zum Trost der königlichen Familie um diese sich versammelt fand, hingeschlachtet hatten. Sein Angesicht war bleich und entstellt, in jeder Miene desselben sprach sich ein trostloser Jammer aus, er drückte dem Freunde die Hand und sprach mit gebrochenem Laute: „Es ist alles verloren; sie haben sich des Königes bemächtigt, wir werden ihn nie wiedersehen.“

Schon in den ersten Tagen des August, als die Freunde des Königes noch immer hofften, dieser werde durch raschen Entschluß aus der Hauptstadt sich retten, hatte der Minister alle die Papiere und Actenstücke verbrannt, deren Inhalt nur im Mindesten geeignet seyn konnte, den König oder seine Freunde in den Augen der Volkspartei zu verdächtigen; durch seinen Bruder, den Malteser, ließ er jetzt auch noch andre Papiere vernichten, welche auf die Bemühungen des treugesinnten Friedensrichter Buol zu Gunsten des Königes sich bezogen. Doch war diese Vorsorge umsonst gewesen; Buol wurde noch an demselben Tage von den aus ihren Gefängnissen befreiten Verbrechern,

welche er, seiner Amtspflicht getreu, hatte verhaften lassen, ergriffen, in die Abtei geschleppt und endete dort drei Wochen später, am 2. September, mit der Menge der andern Schlachtopfer unter Mörderhänden.

3) Sorgen für die eigne Sicherheit und für das Leben der Freunde.

Auch dem Minister Bertrand drohte schon ganz nahe dasselbe Schicksal, das damals viele seiner Freunde traf. Nur zwei seiner Bedienten wußten seinen jetzigen Aufenthalt; der Hausmeister wies alle Nachfragen nach seinem Herrn mit der Antwort ab, daß derselbe aufs Land verreist sei, man sahe jedoch ohne Aufhören unbekannte Personen um die Wohnung herumschleichen, diese beobachteten alle Ein- und Ausgehenden, folgten den Schritten der Letzteren; allgemein war das Gerücht verbreitet, der Minister müsse in einem Hause des Stadtviertels versteckt seyn. Die eigne Sicherheit so wie die des Freundes der ihn verbarg foderte es deshalb einen andern Rettungsort zu suchen; Bertrand flüchtete sich schon nach vier Tagen in eine abgelegene Gasse der Stadt zu einem Wundarzt, der ein vieljähriger, treuergebener Bekannter im Hause seiner Eltern gewesen war, und noch fortwährend eine große Anhänglichkeit, namentlich gegen den einen Bruder des Ministers bezeugte. Zu diesem Bruder, der eine geistliche Würde begleitete, kam jener ehrliche Bürgersmann fast täglich und sprach gegen denselben in unbefangener Offenheit seine Anhänglichkeit an die Constitution von 1791, seine Achtung vor Petion, seine Verachtung gegen Robespierre aus; in der Beschränktheit seiner Ansichten und Kenntnisse der Welt meinte er nicht anders, als daß jeder Gutdenkende, und

für einen solchen hielt er den Minister von ganzem Herzen, so wie er, ein Anhänger der Constitution seyn müsse; mit Freuden übernahm er es, dem unschuldig, „durch die in ihrem Eifer etwas zu weit gehenden Jacobiner" Verfolgten, einen Bergungsort in seinem Hause zu gewähren.

Man durfte auf diesen guten Mann sich verlassen. Denn ohngeachtet seiner revolutionären Verblendung, ohngeachtet der dürftigen äußern Lage, in welche er, so wie viele seiner Mitbürger durch eben diese Revolution gerathen war, hätte kein Preis in der Welt ihn vermögen können, den Mann, der seinem Schutze sich vertraut hatte, auszuliefern. Und gerade die dürftige Lage, die jener Wundarzt sich zugezogen, als er, ein vormals wohlhabender Mann, über dem eifrigen Besuch der Volksversammlungen jenen der Patienten aufgegeben und alle Lust am Arbeiten verloren hatte, war für die bessere Sicherheit des Ministers ein günstiger Umstand, denn der Doctor war nicht einmal mehr im Stande sich einen Dienstboten zu halten, sein ganzes kleines Hauswesen wurde von seiner Frau und seiner Tochter besorgt und von dieser Seite war kein Verrath des Geheimnisses zu befürchten. Dennoch war auch selbst in dem Hause jenes nach der Ansicht seiner Mitbürger guten und eifrigen Patrioten eine große Vorsicht des Benehmens nöthig, da in demselben gegen 30, meist ledige Leute zur Miethe wohnten, aus deren Zins fast noch das einzige Einkommen des Mannes bestund. Bertrand machte es deshalb gleich von vorn herein seinen Wirthsleuten zur ausdrücklichen Bedingung, daß sie, während seiner Anwesenheit an ihrer Lebensweise durchaus nichts ändern, weder beim Metzger noch beim Bäcker etwas mehr als gewöhnlich einkaufen sollten, damit Niemand erriethe, daß ein Gast bei ihnen wohne; das was für ihn gebraucht werde, solle

auf dem Nachtmarkt, bald an diesem, bald an jenem Kaufladen geholt werden.

Während der bedauernswürdige, gewesene Staatsminister in dem kleinen, nach einem engen Hof hingelegenen Zimmer, dessen Fenster mit Vorhängen verhüllt war, das Daseyn eines für das öffentliche Leben Abgestorbenen, lebendig Begrabenen führte, hatten auch alle die, welche er liebte, ein eben so hartes, wo nicht härteres Schicksal und eben so große, ja für die Zukunft größere Gefahren zu bestehen gehabt. Der König mit seiner Familie war am 13. August als Gefangener in jenen Thurm geführt worden, der von den Tempelherren seinen Namen trug, welche einer seiner Vorfahren, Philipp der Schöne, der an Gräuelthaten den Wütherichen der Revolution vollkommen gleich kam, vor 478 Jahren als schuldlose Opfer seiner Habgier und Herrschsucht hier eingekerkert gehalten und aus ihm zum Scheiterhaufen hatte schleppen lassen. Bertrands Gemahlin war zu ihrem Vater, dem Herrn Vernier in der rue du Chaume geflüchtet; man durchsuchte das ganze Haus, durchstach mit den Bajonetten selbst die Tapeten der Wände, führte dann, nach vielen andern Handlungen der äußersten Brutalität den alten, kränklichen Vernier sammt dem Bruder des Ministers und seinem Kammerdiener ins Gefängniß, aus welchem man dennoch alle drei am andern Tage wieder entließ. Kaum war jener Bruder des Ministers, der schon erwähnte Malteserritter, aus seiner Haft frei geworden, da gerieth er von neuem in eine für ihn noch ungleich mehr gefahrdrohende. Er eilte, um diesen die Nachricht von seiner Befreiung in eigner Person zu bringen, zu seinem andren Bruder, dem Abbé, welcher in der rue des Prouvaires wohnte. Als er in das Zimmer desselben eintritt, findet er in demselben einen Commissär und mehrere

Mann von der Munizipalgarde, welche so eben damit beschäftigt sind, die Papiere seines Bruders zu durchsuchen und diesen ins Gefängniß abzuführen. Der Abbé war seit einigen Tagen mit dem Plane beschäftigt gewesen, seine geistliche Tracht gegen Civilkleider zu vertauschen und seine bisherige Wohnung zu verlassen, ein patriotischer Nachbar hatte davon Kunde erhalten, dem Munizipalrath es angezeigt und hiedurch die Veranlassung zum Verhaftsbefehl des verdächtigen Priesters gegeben. Aber nun kommt zu dem schwerbeschuldigten, schon durch seinen Stand höchst zweideutigen Manne auch noch sein Bruder, ein geistlicher Ordensritter her, was konnte natürlicher sein als diesen ebenfalls wie einen Mitschuldigen zu behandeln und ihn sogleich mit ins Gefängniß zu nehmen. Unglücklicher Weise für ihn tritt aber auch noch zu den beiden bereits fest Genommenen der Hauswirth des Ministers, der ehrliche Wundarzt herein und erregt dadurch in den Augen der Alles weislich überlegenden Constitutionsmänner ein so gerechtes Mißtrauen gegen seine patriotische Gesinnung, daß sie, aller Protestationen ungeachtet auch seiner Person sich bemächtigen. In einem Fiacre führt man die drei Hochverräther zum Versammlungssaal des Bürgerrathes, auf dem Wege dahin läßt der Haufe des wüthenden Pöbels seine Wuth durch Schmähungen gegen sie aus und begehrt mit wildem Geschrei, daß man sie zum Blutgerüst bringe.

Der Bürgerrath nimmt die Verhafteten in Empfang; das Zusammentreffen von drei Männern in einem und demselben Zimmer, gerade in dem Augenblick, in dem der eine von ihnen im Begriff stand, seine Kleider zu wechseln, erscheint dem weisen, meist aus der Hefe des niedersten Pöbels bestehenden Rathe als ein so außerordentlich bedenklicher Umstand, daß derselbe sogar den Wundarzt, der

doch anerkannter Patriot und Commissär in einem der Ausschüsse des Sicherheitstribunales war, zwei volle Stunden lang in strengem Verhör hält, ehe er ihn entläßt; die beiden andern werden, der eine in den Kerker de la Force, der andre in die Abtei zu den Haufen der vielen Gefangenen abgeführt, welche dort der nahen Vollziehung des Todesurtheiles warteten.

Der Doctor kommt später als gewöhnlich zum Mittagsessen zurück. Sein niedergeschlagenes Wesen, der tiefe Ernst in seinen Mienen, sein Schweigen oder einsilbiges Antworten bei allen Fragen verräth, daß etwas Ungewöhnliches, ihn tief Bekümmerndes geschehen sey. Der Minister geräth in die heftigste Aufregung und endlich kann der Wirth dem dringenden Verlangen seines vornehmen Gastes nicht mehr widerstehen, er berichtet diesem was so eben mit seinen Brüdern sich zugetragen. Man kann sich die sorgenvolle Stimmung denken, in welcher der Minister den übrigen Theil des Tages zubrachte. Aber zu dieser Sorgenlast des Tages brachte der Abend noch eine neue. Der Wundarzt kam gegen neun Uhr in einer sichtbar noch viel größeren Aufregung nach Hause, als die am Mittag gewesen war; er erzählte, daß so eben eines der Mitglieder seines Ausschusses das Wort begehrt und hierauf der Versammlung die Anzeige gemacht habe, daß man dem flüchtigen Minister Bertrand auf der Spur sey, ja daß man bereits von seinem Bergungsorte Kunde habe.

Welches sein Loos gewesen wäre, wenn der gewesene Staatsminister nicht nur als Staatsgefangener, sondern als Staatsverbrecher in die Hände der sinnlos rasenden Feinde gerathen wäre, das ließ schon die Weise errathen, in welcher man, wie bereits erwähnt, mit Bajonettstichen in die Tapeten die Nachforschung nach seiner Person in fremder

Wohnung betrieben, und in welcher man in seiner eignen, früheren Wohnung gehaust hatte. Selbst die als unnütz von ihm hinweg, in eine steingutene Vase geworfenen Papiere würde man zu den schwersten Beschuldigungen gegen ihn benutzt haben und auch ohne dies wäre schon seine vorhergehende Stellung zur Person des Königes in den Augen der Volksherrscher ein todeswürdiges Verbrechen gewesen.

Aber auch der Doctor befand sich bei dieser Sache in keiner geringen Verlegenheit. Der gute Mann sahe schon im Geist sein Haus von den Commissären der Nationalgarde besetzt, welche den Minister so wie ihn, der den Schuldigen verborgen gehalten hatte, ins Gefängniß abführten, seine Frau und seine Tochter mißhandelten, seine kleine Bibliothek, ein Erwerb aus den Jahren des Wohlstandes beraubten. Und fast mehr noch als alle diese Befürchtungen drückte ihn die Sorge, daß jetzt auf einmal sein so wohlverdienter Ruf als guter Patriot befleckt, ja vernichtet werden könne. Vergeblich war es, daß der Minister ihn auf die Ungereimtheit der Annahme aufmerksam machte, daß die Feinde seinen Aufenthalt wirklich wissen sollten, ohne ihn, statt öffentlich davon zu schwatzen, sogleich fest zu nehmen, das Einzige was er durch seine freundlichen Vorstellungen gewinnen konnte, war die Zusicherung seines Wirthes, daß er selber sich nach einem guten Versgungsort für ihn umsehen, daß er ihn bei einem seiner Collegen, in einer andern Gegend der Stadt, angeblich als einen Kranken unterbringen wolle, bei welchem so leicht Niemand ihn suchen und finden werde, und welcher ebenfalls, so wie er keinen Dienstboten habe.

Der ehrliche Patriot machte sich sogleich auf den Weg, begleitet von Bertrands heimlichen Wünschen, daß seine

Bemühungen vergeblich sein möchten, denn wo anders konnte der Verfolgte besser und sichrer verwahrt seyn als bei solch einem redlichen Wirthe. Und wirklich erging es so, wie der Minister es gewünscht hatte; der Wundarzt kam gegen 11 Uhr heim, berichtete, daß er keine passende Wohnung für seinen Gast gefunden habe, und fügte hinzu, daß er jetzt selber über seine vorherigen Bedenklichkeiten beruhigt sey, denn auch er sehe nun ein, daß wenn der Bürgerrath den Aufenthaltsort des Herrn Bertrand wirklich wisse, er ohnfehlbar diesen würde arretirt haben, ohne ihm so viele Stunden Zeit zu lassen sich wo anders hin zu retten. Mit Recht konnte der Minister mit diesen günstigen Ausgang der heutigen Wirren sehr zufrieden seyn.

Aber dieser Zustand der Beruhigung war nur ein sehr schnell vorübergehender. Schon an einem der nächsten Abende trat der Wundarzt abermals mit ganz verstörter Miene herein, seine Hand zitterte, in welcher er ein Zeitungsblatt hielt, das er dem Herrn Bertrand mit den Worten überreichte: „Die Sache wird jetzt sehr, sehr ernst. Lesen Sie hier das, was bereits durch die öffentlichen Ausrufer in allen Gassen der Hauptstadt bekannt gemacht ist: alle die Minister, welche seit dem November 1791 im Amte stunden, Sie an deren Spitze, sind in Anklagestand erklärt.“ — „Und was könnte mir erwünschter seyn,“ sagte, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, der Minister, als gerade dieses?“ — „Wie?“ fragte ganz erstaunt der Wundarzt, was können Sie gegen solche Anklage noch thun?“ — „Was ich thun kann? nicht selbst für mich sprechen, sondern Punkt für Punkt die Constitution für mich sprechen lassen, mit deren Beistand ich jede Anklage widerlegen und mich als einen vollkommnen Patrioten rechtfertigen werde.“ — „Das freut mich sehr,“ erwiederte der Wundarzt, „denn Sie

begreifen selbst, welche Folgen ein solches Decret der Anklage und für Sie und für mich haben könnte."

Die Ruhe und Sicherheit, mit welcher der Minister über einen Gegenstand sprach, dessen furchtbares Gewicht ihn, wie sein Wirth gemeint hatte, zu Boden schmettern mußte, wirkte auch auf diesen in durchaus beruhigender Weise. Ohnehin hatte der gute Mann eine hohe Achtung vor den überlegnen Einsichten seines Gastes, und die alte, dankbare Anhänglichkeit an diesen so wie an sein ganzes Haus, fühlte sich in einem wahrhaft schmerzlichen Widerstreit mit der patriotischen Vorstellung: daß die Verbergung eines Menschen, der als Feind der Constitution angeklagt ward, ein Verbrechen der beleidigten Volksmajestät von erstem Grade sey; ein Verbrechen, dessen er um keinen Preis der Erde sich hätte mögen schuldig machen. Die Aeußerung des Ministers schien ihm darauf hinzudeuten, daß dieser entschlossen sey, sich selber muthig vor das Angesicht seiner Richter zu stellen; mit einer Art von Bedauern, daß sein Gast jetzt so bald von ihm scheiden wolle, wünschte er diesem, der morgen früh das Weitere mit ihm zu verabreden versprach, eine gute Nacht.

Früher als gewöhnlich fand sich am andern Morgen der Wundarzt auf dem Zimmer des Herrn Bertrand ein, um den eigentlichen Entschluß von diesem zu vernehmen. Der Minister ließ sich ganz zu dem beschränkten Kreise der Einsichten seines Wirthes und zu dem was die gesunde Vernunft so wie das rechtliche Gefühl von diesem begriff, herab. Er ging mit ihm gemeinsam, und aufs genaueste prüfend, alle die Punkte und Beweggründe durch, worauf die gegen ihn vorgebrachte Anklage sich gründete; er machte es ihm begreiflich, daß der Bürgerrath dabei der Form nach gegen die Constitution gefehlt habe, indem derselbe ohne

eine Vertheidigung der beschuldigten Parthei zu vernehmen, kein andres Zeugniß für sein Verdammungsurtheil beibringe, als ein Papier von unbekannter Hand geschrieben, an dem nicht einmal ein Name unterzeichnet stund, und welches man bei dem König gefunden, so wie eine Angabe die sich schon bei dem Verbalprozeß als falsch erwiesen, und die übrigens auch, wenn sie wahr gewesen, von höchst unbedeutendem Belang erscheine. Nachdem der wackre Bürgersmann von der Wahrheit dieser Gegengründe gegen die ungerechte Anklage vollkommen überzeugt worden, las ihm der Minister einen Brief an die Volksversammlung vor, darin er unter andrem sagte, daß, wenn diese Versammlung die (eben angeführten) Gründe seiner Vertheidigung unzureichend finde und wiederholt das Anklagedecret gegen ihn bestätigen wolle, er bereit sey aus seinem jetzigen, erzwungenen Zufluchtsort hervorzutreten und sich in Orleans vor Gericht zu stellen, sobald ihm der jetzige, sehr geschwächte Zustand seiner Gesundheit eine solche Reise erlaube und die Versammlung ihm durch ein, statt des Passes dienendes Decret die nöthige Sicherheit dazu gewähre.

Der Wundarzt hörte mit Entzücken den Inhalt dieser seinem Verstand so musterhaft, seinem rechtlichen Gefühl so wahr und gut dünkende Vertheidigungsschrift an. „Ich wollte," so sagte er, „meine Hand dafür ins Feuer stecken, daß man Ihr Anklagedecret, sobald man hier diesen Brief vor der Versammlung verlesen hat, zurücknehmen werde." — „Sie verlangen," antwortete der Minister, „zu viel, wenn Sie einer höchsten Macht des Landes die Zumuthung machen, daß sie öffentlich es eingestehen solle, daß sie ein Decret erlassen habe, das gegen die Constitution sey." — „Nun," so sprach der Wundarzt, mit seiner gasgognischen Lebendigkeit und in seinem Dialect von Languedok, „was

kann und soll denn die Volksversammlung anders thun als entweder das Verdammungsurtheil widerrufen oder dasselbe bestätigen?" — „Allerdings," sprach der Minister, „wenn jene Versammlung aus lauter Leuten von Ihrer Denkungsart bestünde; da aber dieses nicht der Fall ist, sage ich Ihnen ganz bestimmt voraus, daß wenn der Bürgerrath meine Vertheidigung unzureichend findet, dann wird er sein Anklagedecret wiederholt bestätigen und mir einen Sicherheitspaß zur Reise nach Orleans ausstellen; fühlt sich dagegen derselbe durch meine Vertheidigungsgründe getroffen, dann wird er Stillschweigen für das Beste halten, er wird nach Verlesung meines Briefes den Antrag machen, daß man zum verordneten Geschäft des Tages übergehe."

Der gute Patriot war jetzt ganz zufrieden gestellt, und wurde dieses noch mehr, als der Minister ihm nicht nur eine Abschrift seines Briefes an den Bürgerrath, sondern auch eine schriftliche Erklärung übergab, des Inhaltes, daß er, der Minister Betrand de Moleville seit den Bewegungen des 10. August sich zu ihm, dem Wundarzt * * begeben habe, um sich seiner ärztlichen Hülfe und Pflege gegen einen Absceß an seiner linken Hüfte zu bedienen, und daß dieser Wundarzt * * nur unter der Bedingung ihm den Aufenthalt in seinem Hause verstattet habe, daß der in Anklagestand versetzte der Constitution gemäß sich rechtfertige, wie dieses in der Beilage denn wirklich geschehen sey.

4) Die gefährliche Haussuchung.

Die Vertheidigunsschrift des Ministers, vom 20. August datirt, wurde am 22. zur Post gegeben und am 23. vor der vollen Versammlung verlesen. Wie Herr Bertrand dies vorausgesagt hatte, so geschahe es, kaum war das Lesen geschehen, da riefen viele Glieder des Bürgerrathes unge-

duldig über den Verzug, man solle zur Ordnung des Tages übergehen. Der gute Bürger-Patriot nahm dieses für eine stillschweigende Erklärung, daß der Bürgerrath die Vertheidigung seines Gastes als gültig erkenne und wünschte dem Minister, als er am Abend ihn sahe, zu diesem günstigen Ausgange seines Rechtshandels von Herzen Glück. Aber schon nach wenig Tagen mußte er sich von seiner Selbsttäuschung überzeugen, welche ihn verleitet hatte, alle andre Leute für eben so billig denkend zu halten, als er dies selber war. Ohne in den öffentlichen Sitzungen davon zu reden, hatte eine Untersuchungs-Commission, bestehend aus Mitgliedern des Bürgerrathes, alle möglichen Mittel angewendet, um den Bergungsort des gewesenen Staatsministers ausfindig zu machen. So viel gieng allerdings aus allen den angestellten Forschungen hervor: daß der Gesuchte nicht außer der Stadt, sondern in Paris selber versteckt sey und Manuel, damals Procurator des Bürgerrathes, hatte sein Wort darauf gegeben, daß er, wenn Bertrand wirklich in der Hauptstadt sich befinde, binnen vier Tagen seiner habhaft werden wolle. Von dieser Aeußerung des Procurators war auch in jenem Bürgerausschuß die Rede gewesen, von welchem Bertrands patriotischer Wirth einer der Vorsteher war und der wackre Mann war dadurch abermals in eine nicht geringe Angst versetzt worden. Der Minister suchte ihn zwar auch diesmal seine Sorge auszureden, aber mit Manuels Drohung schien es wirklich Ernst zu werden, als zwei Tage nachher des Abends um 8 Uhr an alle Ausschüsse der Bürgerversammlungen der Befehl kam, daß sie in dieser Nacht durch Commissäre, welche nicht selber Hausbesitzer und Bewohner des Stadttheiles seyen, alle Wohnungen ihres Districts aufs Genaueste sollten durchsuchen lassen, angeblich um sich nach Waffen, welche für die Armee

brauchbar seyn könnten, umzusehen, eigentlich aber um alle die Personen aufzufinden, welche seit dem 10. August den Nachstellungen der Pöbelherrschaft sich entzogen hatten. Leider hatte auch diese Maaßregel den erwarteten Erfolg, so daß durch jene nächtliche Haussuchung die meisten der noch in der Hauptstadt verborgenen Schlachtopfer der Volkswuth aufgegriffen und den Mordgerichten des 2. und 3. Septembers preisgegeben wurden.

Ganz außer sich und für jede andre Vorstellung taub, kam der Wundarzt nach Hause. „Verstecken Sie sich; verstecken Sie sich!“ rief er in wilder Hast; „die Untersuchungs=Commissäre sind schon in unserer Straße, sie werden sogleich kommen und alle Winkel des Hauses vom Oberboden bis zum Keller durchspüren, angeblich um nach Waffen, in der That aber um nach Ihnen und allen andren, dem Gemeinderath verdächtigen Personen zu suchen.“ — „Aber,“ so entgegnete ganz ruhig der Minister, „bedenken Sie doch, wie schwer und fast unmöglich es sey, mich hier in Ihrem Zimmer so zu verbergen, daß man mich nicht auffinde. Keiner von der Commission kennt wahrscheinlich mich von Person, sollte es nicht viel sicherer und besser für mich und für Sie seyn, wenn ich mich ganz ruhig, wie ein Schlafender in mein Bett legte und Sie mich, was ja auch der Wahrheit gemäß ist, als einen Kranken der Commission vorstellten, der in Ihrem Hause der wundärztlichen Pflege genießt?“ — Der Wundarzt hörte weder auf diese noch auf andre ähnliche Vorstellungen. „Es hilft alles Disputiren nichts,“ rief er mit Heftigkeit; „Sie müssen sich verstecken und ich habe mir dazu einen Ort ausgesonnen, wo kein Luchsauge und keine Spürhundnase Sie auffinden könnte.“

Während der Minister noch immer mancherlei Ein=

sprachen machte, griff sein sorgsamer Wirth das Werk, darauf er es abgesehen hatte, ohne ein Wort zu erwiedern, mit kräftiger und geschickter Hand an. Der Bergungsort, welchen er für seinen Gast auswählte, war allerdings versteckt genug, und wäre für einen todten Leichnam gut geeignet gewesen, für einen lebenden und athmenden Menschen aber war er fürchterlich. Der Doctor hatte das breite Himmelbett, das ihm zur Lagerstätte diente, und welches seiner ganzen Länge nach an die Wand anstieß, so weit von dieser abgerückt, daß so eben für einen auf der Seite liegenden Menschenkörper der nöthige Raum blieb. Unten auf dem Boden dieses Zwischenraumes hatte er eine Menge Betten und Kissen aufgethürmt, darauf er den Minister sich hinzulegen nöthigte. In dem Bette selbst fand sich zu unterst eine mächtige Schicht schmälerer Matratzen, welche nicht bis an die Wand reichte, sondern zwischen ihr und dem Bett den künstlichen Ruheplatz für den Minister frei ließ. Zu oberst aber legte dann der Doctor eine breitere Matratze, die er aus dem Bette seiner Frau genommen hatte, und welche nebst den Betttüchern und der Zudecke einen Sargdeckel über den hartbedrängten Staatsmann bildete, der nur eben noch so viel Luft von dem einen Ende her zuließ, daß derselbe zur Noth athmen konnte. Der Doctor brachte noch den Bettvorhang in Ordnung und indem er sein Werk wohlgefällig betrachtete, sagte er: „Sehen Sie, nun werde ich mich selber auf das Bett legen. Ich bin Commissär so gut als die andren, welche Haussuchung thun werden, ich will den sehen, der sich untersteht mich in meinem Bette zu beunruhigen.“ Mit diesen Worten streckte er sich auf das Lager hin und vermehrte noch durch das Gewicht seines Körpers den Druck der oberen Matratze, der ohnehin schon auf dem Minister lastete. „Liegen Sie

gut?" fragte er diesen. — „O über alle Maaßen schlecht," jammerte der Andre, „so muß ich ersticken." „Nur Geduld," sagte der Doctor, indem er der Luft einen besseren Zugang zu Mund und Nase seines Gastes eröffnete, „in etwa einer Viertelstunde wird ja Alles vorbei seyn, und Sie können dann in der nächsten Nacht desto ruhiger schlafen. Rühren Sie sich nur nicht, damit Sie mir meine künstliche Einrichtung nicht in Unordnung bringen."

Die letztere Warnung wäre unnöthig gewesen, denn der Minister lag so, daß er kaum ein Glied rühren konnte, und das fast Unerträgliche seines Zustandes ward durch die Wärme der Zimmerluft noch vermehrt, welche jetzt im August so groß war, daß selbst die leichteste Zudecke dem Körper lästig fiel. Es mochte um 2 Uhr des Nachts seyn, als die beiden Männer, der eine in, der andre neben dem Bett sich untergebracht hatten. Der ermüdete Doctor war in tiefen Schlaf versunken und eine Stunde lang zwang sich auch Bertrand zum geduldigen Ausharren in seiner martervollen Lage, dann aber konnte er diese nicht mehr länger ertragen, mit heftiger Anstrengung aller seiner Kräfte raffte er sich in die Höhe, weckte seinen Wirth auf und rief in Verzweiflung: „Stehen Sie auf und lassen Sie mich heraus, ich will lieber unter dem Beil der Guillotine sterben, als so jämmerlich ersticken." — „Um Gottes willen," sprach der Doctor, „halten Sie noch ein wenig aus. Hören Sie denn nicht den lauten Lärmen unten auf der Straße; die Commissäre sind wahrscheinlich schon vor der Hausthür und können in jedem Augenblick hier im Zimmer seyn." — „Ei," so rief der Minister ungeduldig, „wenn Sie dies meinen, dann legen Sie doch schnell Ihren Schlafrock an, und schauen Sie hinunter; sind dann wirklich die Commissäre schon in der Nähe, dann sagen Sie mir es, damit

ich mich schnell wieder in mein Versteck zurückziehen kann."

Der Doctor gehorchte seinem vornehmen Gast, er ging hinab zur Hausthür; kaum aber hatte er das Zimmer verlassen, da kroch der Minister aus seinem heißen Gefängniß hervor, und trat auf seine Füße, um die gemißhandelten Glieder auszustrecken und frischen Athem zu schöpfen. Er war kaum aus dem Bett heraus, da hörte er unten auf der Treppe ein helles Gelächter und Männerstimmen, darunter die seines Wirthes, welche ein lebhaftes Gespräch mit einander führten. Noch immer lachend und laut vor sich hinredend kam der Wirth zur Treppe herauf, und erstaunte nicht wenig, als er beim Hereintreten ins Zimmer den Minister frei herumgehend fand. „Wie?" so fragte er, „Sie haben sich aus Ihrem Versteck heraus gemacht? Also wissen Sie schon was sich so eben zugetragen hat?" — „Ich weiß Nichts," sagte der Minister, „als daß man da unten in und vor Ihrem Hause so fröhlich gelacht, daß ich mir nichts Andres denken könne, als daß die Gefahr für uns beide vollkommen beseitigt sey." — „Da haben Sie Recht," antwortete der Wundarzt, „von diesen Lumpenkerls, die sich heute als Untersuchungscommissäre in der Gasse eingefunden hatten, haben wir niemals wieder etwas zu fürchten." Er erzählte hierauf dem Minister, daß zwei der schlechtesten Subjecte von seiner Section hier für diese Gegend der Stadt die Haussuchung auf sich genommen hätten. Alle Häuser bis auf zwei hatten sie bereits von oben bis unten durchschnüffelt und befanden sich bereits im Hause des nächsten Nachbars, eines Bäckers, dessen junge, hübsche Frau, im Bette liegend geblieben war, da durchwühlten sie dieses Bett, unter dem Vorwand nach Waffen zu suchen, in so unverschämter Weise, daß die arme Frau

ein lautes Geschrei erhob. Ihr Mann öffnet das Fenster, ruft um Hülfe und eine Schaar der Nachbarn, wohl hundert Mann, die auch ihrerseits durch die Grobheit der sogenannten Commissäre im höchsten Grad erbittert und schon durch die Störung ihrer Nachtruhe aufgebracht waren, dringen ins Haus herein, hören oder hören kaum was geschehen, da schlagen sie mit Stöcken auf die beiden Schandbuben los und jagen sie mit Prügeln und Steinwürfen aus der Gasse hinaus. „Es ist,“ so fügte der ehrliche Gascogner, bei welchem der Muth immer am größesten war, wenn es keine Gefahr mehr gab, „ein Glück für diese nichtsnutzigen Schelmen, daß sie nicht in mein Haus hereingekommen sind, wahrhaftig sie wären nicht mit ganzen Gebeinen wieder hinausgekommen.“

Der Wirth, von seiner Sorgenlast befreit, fand sich in der besten Laune von der Welt. Er wäre gewiß gern noch bei einem guten Glase Wein aufgesessen und würde noch von mancher Heldenthat gesprochen haben, deren er in dem und jenem möglichen Falle fähig gewesen wäre, aber an seinem Gaste konnte man deutlich die Anzeigen einer großen Ermüdung bemerken. Er rieth deßhalb demselben, daß er sich noch ein wenig zur Ruhe begeben solle.

Der Minister folgte diesem Rathe gern. Es war ihm Bedürfniß, noch einige Zeit allein und ungestört zu seyn, und seinem Gott zu danken für die wahrhaft wunderbare Weise, in welcher er ihn aus den Gefahren dieser furchtbaren Nacht errettet hatte. Denn in allen andern Gassen der Hauptstadt war die Haussuchung ungehemmt und mit größester Pünktlichkeit von statten gegangen, nur in der, darinnen Bertrand verborgen lag, hatte es einen Anstoß gegeben, und auch in ihr waren alle Häuser bis auf zwei, darunter das seines Wirthes genau durchsucht worden. Hier

hatte eine höhere Hand gewirkt, deren Thun wir nur dankbar preisen, nicht begreifen können.

5) Vorkehrung gegen weitre Gefahr.

Die muthige Stimmung, in welcher sich der Doctor gestern nach vorübergegangener Gefahr befunden hatte, war ihm auch am darauf folgenden Morgen noch geblieben; sein gascognisch leichter Sinn dachte an keine mögliche Gefahr mehr, er konnte nicht satt werden von der leichten Besiegung und von der schmählichen Flucht der gestrigen Untersuchungscommissäre zu sprechen. Mit Vergnügen erfüllte er den Wunsch des Ministers, sich nach der Gemahlin desselben und nach dem Schicksal der andern nächsten Verwandten zu erkundigen. Er kam später als gewöhnlich, und nicht mehr lachend, wie bei seinem Fortgehen, sondern mit bedenklicher Miene zurück. In der Familie des Herrn Bertrand war zwar, seit der Gefangennehmung der beiden Brüder, nichts vorgefallen, das Unruhe erregen konnte, aber auf seinem Hin- und Herwege hatte er eine zahllose Menge von Wägen gesehen, welche gedrängt voll von solchen verdächtigen Personen waren, die man in der vorhergehenden Nacht aufgegriffen hatte, und welche zuerst von den Versammlungen des Bürgerrathes verhört, dann nach den Gefängnissen de la Force und der Abtei abgeführt wurden. Zugleich hatte er in seinem Ausschuß vernommen, daß unter den zahlreichen Gefangenen noch immer mehrere der am schwersten Beschuldigten vermißt würden, von denen man überzeugt sey, daß sie noch irgendwo in der Hauptstadt sich versteckt fänden. Man gehe deshalb damit um, noch einmal eine Haussuchung und zwar eine viel strengere vorzunehmen als die in der vergangenen Nacht gewesen. Der

gutmüthige Doctor suchte übrigens diesen ernsten Ausgang seines Berichtes noch dadurch zu mildern, daß er dem Minister versicherte, für ihn sey bei einer solchen neuen Haussuchung nichts zu fürchten, wenn dieselbe von Mitgliedern seines eignen Ausschusses unternommen würde, denn diese alle seyen seine guten Bekannte und Freunde, sie würden es mit ihrem Auftrage nicht sehr streng nehmen. Anders aber könne freilich die Sache ausfallen, wenn, wie gestern, Leute aus dem Kreise der allgemeinen Versammlung zu jenem Geschäft gewählt würden, denn dort kenne man ihn nicht, weil ihm so wohl das Talent der Rede als die Fertigkeit der Feder abgehe, und er deshalb niemals vor einer solchen Versammlung öffentlich aufgetreten sey. Vielleicht, so fügte er halb bittend hinzu, könne sein hochgebildeter Gast ihm in dieser Sache aushelfen, indem er ihm einen Aufsatz mache, mit welchem er sich auch einmal vor der Versammlung könne hören lassen.

Der Minister ließ sich sogleich zur Erfüllung dieser Bitte bereit finden, obwohl das für ihn eine wunderliche Aufgabe war, für die Patrioten in einem ihnen wohlgefälligen Sinne etwas zu schreiben, nur um ihrer Wuth zu entgehen. Er half sich übrigens auf eine Weise, bei welcher sein Gewissen ganz unverletzt blieb, indem er für seinen redelustigen und dennoch dabei der Rede unfähigen Wirth einen Antrag entwarf, darinnen dieser als warmer Freund seiner Mitbürger sich erbot, die Familien aller der Freiwilligen seines Districtes, welche gegen den auswärtigen Feind zu Feld gezogen wären oder ziehen würden, unentgeldlich mit seiner ärztlichen Hülfe zu bedienen. Der Aufsatz war in jenem prunkend patriotischem Tone geschrieben, in welchem damals die allgemeine Stimmung des Pariser Volkes sich auszusprechen pflegte. Er brachte deshalb, als der Doktor

ihn in einer öffentlichen Versammlung vorlas, eine Wirkung hervor, welche gar nicht erwünschter hätte seyn können. Man nahm den patriotischen Antrag mit rauschendem Beifall auf, die einflußreichesten Mitglieder überhäuften den Redner mit Lobeserhebungen; schon am nächsten Tage wurde der patriotische Sinn des Doctors in allen öffentlichen Blättern gepriesen und sein großmüthiger Entschluß andern guten Bürgern zur Nachahmung empfohlen.

Ein solcher glänzender Erfolg seines öffentlichen Auftretens versetzte den Wundarzt in die fröhlichste Stimmung und erfüllte ihn, gegen den Minister, mit herzlicher Dankbarkeit. Dieser machte sogleich von jener guten Stimmung seines Wirthes den vortheilhaftesten Gebrauch, indem er ihn dringend ersuchte, daß er einige seiner besten Freunde in der Bürgercommission auffordern möchte, bei ihm und bei seinem Nachbar die Haussuchung vorzunehmen, deren Fortgang neulich gerade an diesen beiden Häusern abgebrochen worden sey. Auf solche Weise wurde die Einmischung des Bürgerrathes in das gefahrdrohende Geschäft vermieden, welche ohnfehlbar erfolgt seyn würde, wenn es dort zur Anzeige gekommen wäre, daß in der Gasse Aubry-le-Boucher noch zwei Häuser undurchforscht seyen.

Der Wundarzt fand diesen Rath sehr vortrefflich, und zeigte sich sogleich bereit zu seiner Ausführung. Es kostete ihm Mühe seine Collegen zu überreden, daß sie gegen ihn eine solche Handlung des Mißtrauens sich erlauben sollten. Einem Manne von so patriotischer Gesinnung als wir an euch kennen, sagten sie, kann man auf seine bloße Versicherung trauen, da bedarf es keiner weitren Haussuchung. Als jedoch der Doctor auf seiner Bitte bestand, da er ja nicht allein in seinem Hause wohne, sondern gegen dreißig Miethsleute unter seinem Dache habe, entschlossen sie sich

seinem Wunsche zu willfahren und noch an demselben Tage die Untersuchung vorzunehmen.

Die beiden Commissäre erschienen am Nachmittag um vier Uhr. Der Wundarzt empfing dieselben in dem größern Vorzimmer, an welches das kleine Cabinet anstieß, darin der Minister sich aufhielt. Die Thür, welche aus dem Vorzimmer in das Kämmerchen des Herrn Bertrand führte, schloß so schlecht, daß dieser jedes Wort der Unterredung vernehmen konnte, welche außen gehalten wurde. Mit Vergnügen bemerkte er, wie gut sein Wirth die Rolle spiele, welche er mit ihm verabredet hatte. „Sehen Sie hier," sprach derselbe zu den beiden Commissären, indem er auf die Thür des kleinen Kabinettes deutete, „mein Arbeitszimmer. Es steht ein kleines Bett darin, welches in diesem Augenblick von einem kranken Advocaten aus der Provinz eingenommen wird, den ich in ärztliche Behandlung und Kost genommen habe. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß mein Kranker weder einen Säbel noch Flinte bei sich führt, wenn es Ihnen aber genehm ist, will ich es ihm ankündigen, daß man sein Zimmer und seine Effecten durchsuchen werde." — „Das ist nicht nöthig," sagten die Commissäre, „indem Sie ja das genau wissen können, daß er keine Waffen bei sich führt. Lassen wir den armen Menschen in Ruhe und gehen in die Zimmer Ihrer andern Hausgenossen."

Die Commission entfernte sich aus dem Vorzimmer und durchsuchte unter Leitung des Wirthes alle Räume seines Hauses von den obersten bis zu den untersten, ohne etwas Verdächtiges zu finden. Nach einigen Stunden trat der Doctor ganz vergnügt zu seinem Gaste herein, und wünschte diesem so wie sich selber dazu Glück, daß sie nun beide jeder Gefahr einer lästigen Haussuchung überhoben seyen.

6) Die Pariser Septembergräuel.

Der Tag, an welchem das eben erwähnte, für Bertrands Rettung so günstige Ereigniß sich zutrug, war der erste September, der Vorabend jenes furchtbaren zweiten Septembertages, da in der Geschichte des französischen Volkes jenes früheren Tages in ernster Weise gedacht wurde, an welchem 220 Jahre vorher (in der Nacht vom 23. zum 24. August, oder der Bartholomäusnacht 1572) das unschuldige Blut vieler Gerechter durch die Hände einer boshaften oder verblendeten Menge vergossen worden war. Freier von Sorgen als seit langer Zeit athmete heute der Minister auf; er hörte mit Ruhe jene Kanonenschüsse, welche zwischen 12 und 1 Uhr am Mittag den nahen Anfang der blutigen Gräuel verkündeten, denn nach seiner Vermuthung sollten dieselben vielleicht nur das Zeichen irgend eines neuen, kleinen Sieges seyn, den die französische Armee an der Gränze über die Deutschen erfochten. Um fünf Uhr gegen Abend kam der Wundarzt nach Hause. Noch niemals hatte Bertrand den Mann so tief erschüttert, so bleich vor Entsetzen gesehen. — „Was ist Ihnen, Doctor," fragte der Minister, „um Gottes willen sagen Sie mir, was ist geschehen? was haben die Kanonenschüsse heute am Mittag bedeutet?" — „Schlimmes genug," sagte der Wundarzt. „Die Einnahme des miserablen kleinen Longwys durch die Preußen hat das Volk der ganzen Stadt in Raserei versetzt, alle Priester, deren man habhaft werden konnte, sind geschlachtet, eine Mörderschaar ist in die Gefängnisse eingedrungen und ist im Begriff die Gefangenen zu ermorden; so eben trug man den Kopf der Prinzessin von Lamballe auf eine Stange gespießt nach dem Tempelthurm, um denselben ihrer Freundin, der Königin, zu zeigen; alle Bi-

schöffe und Priester, die bei den Karmelitern waren, sind erstochen und erschlagen."

Bertrand fühlte sich in diesem fürchterlichen Augenblick außer und neben dem allgemeinen Jammer noch von einem besondern, von dem Schmerz um seine beiden Brüder getroffen, welche höchst wahrscheinlich unter der Zahl der Ermordeten sich befanden. Am nächsten war dem Bruder vom geistlichen Stande, dem Abbé die Gefahr des Todes gestanden, nach diesen, für dessen Schicksal auch sein Wirth bisher immer eine ganz besondere Theilnahme bezeugt hatte, fragte er zuerst. Der Doctor suchte ihn zu beruhigen. „Ihre beiden Brüder," so sagte er, „gehören doch gewiß nicht unter jene Gefangene, deren Namen auf der Liste, welche die Mörder in ihrer Hand führen, vor Allen voran, als die Schuldigsten genannt sind, und ehe die Reihe an sie kommt, hoffe ich mit Sicherheit, haben die besser gesinnten Bürger dem Blutvergießen Einhalt gethan. Für den geistlichen Herrn freilich, für den Abbé läßt schon sein Stand etwas mehr als für den Malteseroffizier befürchten, aber auch da ist schon vorgesorgt. Ein Unteroffizier von der Nationalgarde, der dem Abbé mit großer Anhänglichkeit zugethan ist, hat sich sogleich, bei dem Anfang der Mordgeschichte nach dem Gefängnisse de la Force begeben, und wird wie ein treuer Pudel auf Ihren Herrn Bruder Acht haben; er wird Alles anwenden, um denselben zu retten, und der Mann ist klug und tapfer genug, ich zweifle nicht, daß ihm seine gute Absicht gelingen wird."

Der Minister that wenigstens Alles was er konnte, um die Rettung seiner Brüder möglich zu machen. Er sendete noch an demselben Abend seinen Wirth zu dem eben erwähnten Unteroffiziere, dessen Name, Thomas, der Familie Bertrand, so lange sie besteht, in immerwährend dankbarem

Andenken bleiben wird, und ließ denselben aufs Dringendste ermahnen, alle Mittel und Kräfte zur Rettung der beiden Gefangenen aufzuwenden, zugleich auch denselben bitten, daß er sobald als möglich zu dem Minister kommen und diesem Bericht erstatten möge über den Erfolg seiner Bemühungen.

Die Nacht gieng schlaflos dahin, erst gegen Mittag am 3. September kam Herr Thomas. Der Minister hörte, daß sein Wirth halblaut, außen im Vorzimmer mit ihm sprach, die zögernde Weise, in der man sich seiner Thüre nahete, versprach schon im Voraus nichts Gutes; endlich öffnete der Doctor die Thüre und der Unteroffizier trat schweigend, mit Thränen in den Augen, in die Kammer. — „Sie wollen mir den Tod meines Bruders, des Abbés, ankündigen,“ fragte der Minister in heftiger Aufregung. — „Das nicht,“ antwortete der Unteroffizier, „ich komme in diesem Augenblick von ihm her und habe Ihnen die herzlichsten Grüße von demselben zu bringen, auch hoffe ich mit Sicherheit, daß wir ihn bald ganz in Freiheit sehen werden, denn der Offizier der Munizipalgarde, der dort an der Spitze der bewaffneten Aufseher steht, ist ein naher Bekannter und Freund Ihres Herrn Bruders.“ — „Aber,“ so fragte ängstlich der Minister, „mir scheint es, Sie haben mir noch etwas Andres zu sagen; wissen Sie, ich bitte, verhehlen Sie mir nichts, etwas von dem Schicksal meines andern Bruders, des Malteserritters?“ — „Ich selbst,“ sagte Herr Thomas, „konnte nicht in die Nähe des Herrn Malteserritters kommen, aber ich sprach so eben einen Bedienten desselben und dieser versicherte mich, daß er den Leichnam seines Herrn unter den Körpern der andern Ermordeten erkannt habe, welche im Hofe der Abtei herumlagen.“

Der Minister war unfähig etwas Weitres zu hören

und zu fragen. Der Gedanke, daß dieser theure, edle Ermordete nur darum, weil er sein Bruder war, ein Schlachtopfer der Volkswuth geworden sey, erfüllte ihn mit tiefem Schmerz. Und auch noch darüber klagte er sich bitter an, daß er es gewesen war, der, bei seiner Ernennung zum Minister, diesen Bruder, der sich damals außer dem Lande befand, nach Frankreich zurückgezogen und hierdurch dem blutigen Tode ausgeliefert hatte. Die Nacht gieng dem Tiefbetrübten abermals schlaflos dahin und dennoch war die Erfüllung jenes Spruches ihm so nahe: den Abend lang währet das Weinen, aber des Morgens die Freude.

Um neun Uhr des Morgens trat auf einmal sein treuer Kammerdiener zu Herrn Bertrand herein, den dieser seit 14 Tagen nicht mehr gesehen hatte. Der Mensch war in der freudigsten Bewegung; ehe er noch ein Wort sprach, konnte man es in seinen Mienen lesen, daß er eine gute Botschaft zu bringen habe. Er küßte tief gerührt die Hand seines Herrn und sagte: „Eben so wie Ihnen habe ich vor wenig Minuten Ihrem Herrn Bruder dem Malteser die Hand geküßt, er ist seit heute Morgen um 2 Uhr im Hause Ihres Herrn Schwiegervaters, befreit aus den Händen der Mörder, wohlbehalten und gesund." Der Minister war außer sich vor Freude. Er drückte den treuen Burschen so zärtlich an seine Brust, als ob es der als todt betrauerte und nun lebende Bruder selber wäre. „Du hast mir," sprach er, „eine größere Freude mit Deiner Botschaft gebracht, als ich Dir jemals vergelten kann; ohne diesen Trost wäre ich in meinem Leid vergangen, denn es kommt zu viel über mich." Der treue Diener weinte Thränen der Freude; aus seinem Munde, noch mehr aber und ausführlicher aus dem Munde des Bruders selber, erfuhr Bertrand später die merkwürdige Weise, in welcher der Malteserritter dem blu-

tigen Tod entgangen war, der vor und nach ihm viele Tausende traf.

Dantons, des jacobinischen Justizministers Verfahren, sowie die Thaten des von ihm bestellten Blutgerichtes während der furchtbaren ersten Tage des Septembers 1792 sind bekannt. In jenen 60,000 Bürgern, welche unter Androhung der Todesstrafe auf dem Marsfelde unter die Waffen gerufen und zum Auszug gegen den „Feind" am 2. September beordert wurden, hatte man den einzelnen Familien, hatte man der ganzen Stadt ihre natürlichen Schützer gegen die freche Gewalt eines empörten Pöbels entzogen. Das Abfeuern der Larmkanonen, das Läuten der Sturmglocken, das Schlagen des Generalmarsches sollten nur dazu dienen, jenen Pöbel zusammenzurufen, um seine wüthenden Schaaren dahin zu leiten, wo die Anordner des allgemeinen Mordplanes sich ihrer bedienen wollten; das zusammenlaufende Volk sieht, wie man alle Wägen und Reiter auf den Straßen anhält und sie entweder nach den Gefängnissen hinführt oder die Pferde hinwegnimmt, um diese für den Abzug des Militärs zu benützen; es vernimmt das Gerücht, daß der Feind, im Bunde mit dem gefangenen König im Vordringen sey, da könne die Freiheit der Nation durch nichts Andres, als dadurch gerettet werden, daß man die innren Feinde in der Stadt, alle Anhänger des Königthumes und Gegner der Revolution, von denen die Gefängnisse voll seyen, alsbald aus dem Wege schaffe. Mit laut tobendem Zuruf seiner Beistimmung empfängt der Pöbel, der jetzt die Nation ist, den Mordbefehl des Bürgerrathes. Einige hundert Priester, welche man im Augenblick ihrer Abreise ergriffen oder aus ihrem Gewahrsam hervorgezogen hatte, waren das erste Opfer der Wuth. Die Rotte der Mörder, deren Zahl in jedem Augenblick

durch neu hinzukommende Haufen der Pikenmänner anwächst, begiebt sich hierauf, geführt von einzelnen Mitgliedern des sogenannten Bürgerrathes, nach den öffentlichen Gefängnissen. Ein Tisch wird aufgestellt, auf welchem neben Brantweinflaschen, Gläsern und Tabakspfeifen, Papiere, enthaltend die Listen der Gefangenen sammt kurzer Andeutung des „schuldig zum Tode", zerstreut liegen; um den Tisch sitzen als Richter einige Pikenmänner und Leute aus dem Bürgerrathe, davon wenigstens einer oder der andre sich aufs Lesen versteht. Zehn bis zwölf andre, gleich den Schlächtern mit aufgestreiften Hemdärmeln, mit weißen Schürzen, deren Farbe gar bald so wie die ihres Gewandes durch das Blut der Geschlachteten unkenntlich wird, stehen umher, Namen werden verlesen, die genannten Personen herbeigebracht, nach ihren Namen gefragt und dann unter dem spöttischen Zuruf der Richter: „lasset ihn los", oder: „zum Hotel de la Force" werden sie von dreien der Männer gepackt, während die andren mit dem Schwert auf sie einhauen. Einige endigen schnell, andre langsamer unter den Todesstreichen der Mörder; Bertrands naher Amtsgenosse, der Minister Montmorin, wird noch halb lebend an einen Pfahl gespießt und so vor die Nationalversammlung getragen. Wenn die Arme der Menschenschlächter ermüdet sind, setzen sie sich abwechselnd, um auszuruhen, zu dem Gerichtstisch und seinen Brantweinflaschen so wie Tabakspfeifen hin, andre stehen statt ihrer auf und schlachten die Gefangenen.

7) Die Sprache des guten Gewissens an das menschliche Gefühl eines Mörders.

Es war schon Mitternacht, da kam die Reihe des Hervorgerufenwerdens vor das Blutgericht an Bertrands Bru-

der, den Malteser. Zwei Männer, vom Haupt bis zu den Sohlen mit Menschenblut bespritzt, unter ihnen einer von mächtigem Körperbau, führen ihn aus dem Gefängniß zum Gerichtstische hin. Der Starke faßt den Ritter aufmerksam ins Auge. „Ich kenne Euch nicht,“ spricht er, „aber Ihr habt das Angesicht eines biedren Mannes, ein Mensch, der sich einer Schuld bewußt, kann nicht mit so gefaßter Miene vor Gericht gehen.“ — „Und ich bin mir,“ sagt der Malteser, ernst und ruhig, „auch keiner Schuld bewußt.“ — „Aber warum seyd Ihr dann in der Haft?“ — „Das weiß ich nicht, und Niemand konnte mir es sagen, wahrscheinlich bin ich durch ein Mißverständniß hieher gekommen.“ — „Ist das auch gewiß?“ fragte der Starke. „Ganz gewiß,“ antwortete der Ritter. — „Nun dann,“ sagte Jener, „ist Eure Sache gut, und wir können Euch retten. Habt nur keine Furcht, sprecht getrost und verlaßt Euch auf den Michel, denn ich helfe Euch.“ — „Ich habe keine Furcht,“ sprach der Malteser, „und Eure Freundschaft soll Euch reich belohnt werden.“ — „O pfui, pfui,“ sagte der Starke, „sprecht mir so ein Wort nicht.“

Er wird vor den Tisch der Richter hingestellt, sie fragen ihn nach Namen und Stand. „Ich bin,“ antwortet er, „Bertrand der Malteser.“ — „Malteser, was heißt das?“ fragen Mehrere. „Das heißt,“ so erwiedert mit donnernder Baßstimme der Starke, „er kommt von Malta. Malta ist eine Insel und die dorther sind heißen Malteser.“ — „Ach so,“ rief einer der Richter, „eine Insel! so ist der Angeklagte ein Fremder?“ — „Allerdings ein Fremder, du dummes Vieh,“ donnerte der Starke. — „Gut, gut,“ riefen Andre, „seyd nicht so hitzig Bürger; — zur Ordnung, zur Ordnung Präsident,“ schrieen Alle. Der Präsident fragte darauf den Malteser, aus welcher Ursache er

verhaftet sey? — „Ich weiß keine,“ antwortete dieser, „als daß ich zufällig in demselben Augenblick zu Jemand, den ich besuchen wollte, ins Zimmer trat, als dieser so eben durch die Municipalgarde arretirt wurde. Ich wurde hieher geführt, Niemand weiß warum.“ — „Er lügt, er lügt,“ schrieen viele Stimmen, welche alle durch die gewaltig laute des starken Michel niedergedonnert wurden, welcher ihnen Schweigen und constitutionsgemäßes Anhören des Beklagten gebot. — Man schwieg sogleich, und der Präsident fragte weiter: „Seyd ihr sicher, daß keine weitre Ursache der Anklage gegen Euch in den Registern verzeichnet steht?“ — „Ich glaube das mit Sicherheit sagen zu können, und sollte es anders seyn, dann werde ich mich verantworten.“ — „Man bringe das Register,“ sagte der Präsident, der Gefängnißwärter reichte es ihm, es war unter vielen Hunderten ja Tausenden von Fällen, der einzige wo man sich, vielleicht geschreckt durch die Stimme und mächtige Gestalt des Starken, in eine solche genauere Untersuchung einließ; der Präsident suchte beim Kerzenlicht Bertrands Namen auf, fand aber bei demselben weder eine Andeutung von der Ursache seiner Verhaftung noch von einer Beschuldigung desselben; er gab das Register den andern Beisitzern des Blutgerichtes in die Hand und sprach dann: „Es ist keine Anklage gegen ihn vorhanden.“ — „Also muß ihn,“ rief Michel triumphirend, „die Nation als unschuldig erklären.“ — Ein allgemeines „Ja“ stimmte dem Starken bei und dieser, mit seiner Posaunenstimme schrie fein: „es lebe die Nation!“ was Alle wiederholten. Er und einer seiner Kammeraden, der sich auch an dem Schicksal des Maltesers sehr theilnehmend bewies, ergriffen hierauf diesen bei den Armen und führten ihn hinaus vor die äußre Pforte des Gefängnißhofes, wo in der Regel die mörderischen

Executionen statt fanden. Die Menschenschlächter, welche da standen, zückten schon die Schwerter und Beile als sie wieder ein neues, vermeintliches Schlachtopfer heraus führen sahen, kaum aber hatte Michel die Worte gesagt: dieser ist ein unschuldiger Bürger, da wachte in allen das natürlichere Gefühl der Menschlichkeit auf; sie bückten sich nieder, nahmen ihn auf die Arme und reichten ihn einer dem andern dar. Jeder drückte ihn an sich, alle küßten ihn brüderlich, bald waren seine Kleider und sein Gesicht von dem Blute besudelt, von welchem nicht nur die Hände und die Arme, sondern das Angesicht, das Haar und der Bart dieser Leute trieften. Diese Liebkosungen einer im Tollrausche des Fanatismus und zum Theil wohl auch des Brantweins herumtobenden Mörderschaar hatte für den fein fühlenden Malteser etwas ungemein Peinliches, und er war inniglich froh, als der starke Michel dieser Qual ein Ende machte, indem er den Ritter bei dem Arm faßte und ihn den Pikenmännern mit den Worten entriß: „Laßt den guten Bürger jetzt gehen, der wird der Ruhe noch mehr benöthigt seyn, als wir Andern.„

Wer mag die Gefühle beschreiben, mit welchen der Malteser sich jetzt auf der freien Straße und in Sicherheit vor den Mörderhänden sahe. Michel und sein Kammerad hatten ihn herausbegleitet auf die Gasse, jener fragte ihn, ob er Verwandte oder Freunde in der Stadt habe, zu denen sie ihn hinführen sollten? Der Ritter sagte, daß er eine Schwägerin habe, zu welcher er jetzt hinzugehen gedächte, sie möchten sich aber nicht bemühen ihn weiter zu geleiten, denn er fühle sich kräftig genug, um den Weg allein zu machen. Bei diesen Worten zog er eine Handvoll Assignaten, jede im (damaligen) Werth von 50 Franken aus seiner Tasche hervor, und wollte ihnen dieselben als

einen schwachen Beweis seiner Erkenntlichkeit darreichen, sie aber mochten von keiner Belohnung etwas wissen. „Behaltet Euer Geld,“ sagten sie, „wir mögen und bedürfen desselben nicht, es hat uns Vergnügen gemacht, Euch zu retten, und macht uns auch Vergnügen mit Euch zu gehen, bis wir Euch in voller Sicherheit wissen. Sagt an, wo wohnt Eure Schwägerin?“ — „In der rue du Chaume,“ antwortete der Ritter. — „Die gute Dame wird doch auch rechte Freude darüber haben, wenn sie Euch auf einmal lebend und unverletzt wieder sieht. Und wißt ihr wohl, fügte der gute Michel hinzu, nachdem er einige Worte leise mit seinem Kammeraden gesprochen hatte, was wir beide gern möchten?“ — „Nun,“ fragte der Malteser, „was ist Euer Wunsch?“ — „Ich und dieser da, wir möchten das gern mit ansehen, wie sehr Ihr beide, Eure Schwägerin und Ihr Euch freuen werdet, wenn Ihr Euch auf einmal so wieder sehet.“ — „Ihr guten Leute,“ sagte der Ritter, „seht es ist schon so spät, Euch wäre jetzt das Ausruhen nöthiger.“ — „Bei so etwas,“ antwortete Michel, „ruht man besser aus, als wenn man sich zu Bette legt.“ — „Aber,“ so fuhr der Ritter fort, „seht, meine Schwägerin ist ein Frauenzimmer von sehr zarter Gesundheit, wenn jetzt auf einmal, so spät in der Nacht ein Besuch von fremden Männern, die, erlaubt mir Euch daran zu erinnern, vom Kopf bis zu den Füßen mit Blut bespritzt sind, zu ihr hineinträten, da könnte es leicht geschehen, daß sie vor Schreck in Ohnmacht fiele, und das würde Euch doch gewiß leid thun.“ — „O,“ sagte Michel, nach einem kurzen Bedenken und mit halblauter Stimme, „ich meine denn doch, die Furcht und die Angst vor uns wird wegfallen, wenn Ihr Eurer Frau Schwägerin sagt, daß wir gute Leute sind, die Euch das Leben gerettet haben. Geht nur zu Herr, und thut uns diesen Gefallen, Ihr macht

uns damit eine größere Freude, als mit dem größesten Haufen Geldes, den Ihr uns geben könntet."

Es blieb nichts andres übrig, als dem Wunsche der beiden Pikenmänner sich zu fügen, man pochte die Leute, im Hause des Schwiegervaters des Ministers aus ihrer Nachtruhe, wenn anders ihr vielleicht schlafloses Liegen im Bette diesen Namen verdiente, heraus; der alte Herr Vernier zitterte vor Freude, als er den sicher todt Geglaubten lebend vor sich sahe und an seine Brust drückte; seine Tochter, die Madame Bertrand, der man den seltsamen Besuch angekündigt hatte, vergaß in der Freude des Wiedersehens des theuren Bruders alles was diesen Eindruck stören konnte, bald war das ganze Haus um den Geretteten versammlet; mitten unter den Ausbrüchen des Entzückens versäumte man auch nicht Worte des herzlichen Dankes an die beiden Retter zu richten. Diese, als sie den alten Vernier, als sie seine Tochter als sie den alten treuen Diener des Maltesers vor Freude weinen und diesen selber vor tiefer Rührung sprachlos sahen, konnten sich des Eindrucks nicht erwehren, sie wischten sich einmal über das andre mit ihren blutigen Händen die herunterrinnenden Thränen ab, und als sie, auch hierin ein menschlich zärtliches Mitgefühl bezeugend, schon nach einer halben Viertelstunde, „um nicht länger zu stören," sich entfernten, da dankten sie wiederholt für das große Vergnügen, das man ihnen gewährt habe.

Eine Macht, welche die Menschenherzen leitet und bewegt wie die Wasserbäche und sie neu zu schaffen vermag nach ihrem Wohlgefallen, hatte das Herz der beiden in politischem Fanatismus trunkenen Menschenschlächter angerührt und ergriffen. Es war der Eindruck, den der Anblick eines Mannes auf sie machte, welcher ein gutes Ge-

wissen vor Gott und den Menschen hatte, was vielleicht zum ersten Mal in ihnen die Ahnung eines innren Friedens weckte, dessen Genuß höher ist, denn Alles, das die Welt zu geben vermag. Wir vernehmen nichts mehr von Michel und seinem Kameraden, möchten aber hoffen, daß jene nächtlichen Stunden nicht nur für den Malteser, sondern auch für sie beide Stunden einer Rettung nicht des äußern, sondern des innern Lebens gewesen seyen.

Dem Minister, als er erfahren, daß dieser theure Bruder nicht gemordet sey, sondern lebe, blieb nun nur noch die Sorge um den andern gefangenen Bruder, den Abbé. Auch diese Sorge wurde gehoben, als noch am Abend desselben Tages, an dessen Vormittag Bertrand die freudige Botschaft von der Rettung des Maltesers vernommen hatte, der schon erwähnte Unterofficier Thomas hereintrat, und mit ganz andren Mienen, als seine gestrigen gewesen waren, es ankündigte, daß der Abbé vom Tribunal als schuldlos erkannt, und in Freiheit gesetzt sey. Man hatte es, von Seiten einiger Freunde, die in den Gefängnissen des Hotel de la Force eine Art von Aufsicht führten, so einzurichten gewußt, daß der Abbé in einem Augenblick vor das Blutgericht gebracht wurde, als keiner unter den Beisitzern zugegen war, der es wußte, daß der vor Gericht Stehende ein Bruder des Ministers sey. Auch bei seinem Namen im Register fand sich keine Erwähnung irgend einer Schuld, keine Angabe des Grundes, aus welchem er verhaftet worden war, und zu dem Allem, was zu seinem Gunsten gereichen konnte, kam auch der Zustand der Abspannung und Uebersättigung von den Gräueln des Bürgermordes, in welchem sich viele der sogenannten Richter schon um jene Zeit befanden. Die am schwersten beschuldigten Gefangenen, so pflegte man im Allgemeinen anzunehmen, waren zuerst

vor Gericht geschleppt und abgethan worden, unter den Uebrigen fanden sich manche, gegen die man weniger aufzubringen wußte, und nur im Hospital von Bicetre trafen die Mordgesellen, welche dort zu Gericht saßen, als sie des Urtheilsprechens und Schlachtens müde waren, die furchtbare Einrichtung, daß sie zuletzt mehrere Tausende der noch nicht abgeurtheilten Gefangenen, ohne Unterschied und ohne nach Namen so wie nach der Ursache der Verhaftung zu fragen, massenweise in den Hof herausschleppen, und dann mit Kanonen zusammenschießen ließen.

8) Die falsche Todesnachricht.

Als nach einigen Tagen die Kanonen so wie die Henkerschwerte, mit Ausnahme weniger Geretteten, Alles hinweggeräumt hatten, was in den Gefängnissen, nach der Meinung der Mörder, für das Königthum, überhaupt aber, so wollten sie eigentlich sagen, für göttliche und menschliche Ordnung athmete, als man, so genau als möglich über Namen und Stand der mehr denn sechstausend Geschlachteten Nachforschung gehalten, da konnten die Häupter des grausenhaften Mordanschlages bei all ihrer angewendeten Mühe den Namen des Staatsministers: des Bertrand von Moleville nicht unter denen der Hingerichteten finden. Er war noch in Paris, das konnte man, und man irrte hierinnen nicht, mit Sicherheit behaupten, man mußte jetzt alle Mittel und Wege versuchen seinen Versteck aufzufinden, und ihn, den unverbesserlichen Freund des Königthumes zur verdienten Strafe zuziehen. Herr Andresel, der Schatzmeister der Marine-Invaliden, ein guter Bekannter des H. Bertrand, wurde von Lecointre, einem der wüthendsten Mitglieder des Untersuchungsrathes, durch Anerbietungen und Drohungen aller Art bestürmt, den Aufenthaltsort des

Ministers, den er übrigens nicht wußte, zu verrathen; mittelbar erfuhr dieser Einiges von der Unterredung zwischen jenen beiden, das ihm zur Warnung gegen die Anschläge der List dienen konnte, mit welcher die Feinde gegen ihn zu Werke gingen.

Unter diesen Feinden war einer der thätigsten der berüchtigte Hebert, ein Mann, der vom Theater der Volksbelustigung, zu einer wichtigen Stelle auf der Bühne der Volksvernichtung sich erhoben, denn seine Laufbahn war von der Stelle eines Billeteurs an einem kleinen Theater, von welcher man ihn wegen seiner Veruntreuungen entlassen, zuerst zu der eines Bedienten, aus der man wegen schlechter Aufführung ihn fortgejagt hatte, dann zu dem Wirkungskreis eines Literaten übergegangen; eines Literaten von jener Art, welche auch in unsern Tagen durch ihre frechen Ausfälle gegen Alles, das festen Grund hat, sich beliebt macht. Dieser Mann, der nachmals, bis wenig Stunden vor seinem scheußlich furchtbaren Ende, sich des Mordes von vielen Tausenden der besseren Bewohner des Landes schuldig gemacht, trat schon damals in seiner lügenhaft tückischen Weise als Chorführer des Gelichters, welches Spreu war wie er, hervor. Man hielt es für das Gerathenste, den Minister Bertrand, um ihn aus seinem so schwer zu errathenden Schlupfwinkel hervor zu locken, nur erst recht sicher zu machen, damit er furchtlos seinen Kopf in die Schlinge stecke. Was konnte zu diesem Zwecke besser geeignet seyn, als wenn man den Staatsminister öffentlich, vor allem Volk, als einen Todten, unter den Listen der Gemordeten aufführte; ein Todter hat kein Blutgericht des Bürgerrathes mehr zu fürchten, wer als ein solcher gilt, der kann ungescheut unter das Volk hervortreten.

Dies war die List, welche Hebert, um des Bertrand habhaft zu werden, anwendete, und welche sich aus dem eben erwähnten Gespräch des Jacobiners Lecointre, mit dem Herrn Andresel, sehr gut errathen ließ. In einem Bericht, welcher nicht nur gedruckt verbreitet, sondern auch von den dazu bestellten Männern auf allen Straßen laut ausgerufen wurde, hieß es, daß der Minister Bertrand unter den andern drei und fünfzig Männern gewesen sey, welche vor dem Nationalgerichtshofe zu Orleans waren angeklagt, dann durch eine Bande Marseiller nach Versailles gebracht und hier hingerichtet worden. Die Stelle jenes Berichtes, die sich auf ihn bezog lautete so:

„Es kam nun die Reihe an den Exminister Bertrand, diesen unverschämten Lügner, frechen Empörer. Er nahm Abschied von den ausgewanderten Marine-Offizieren — — suchte dann, obwohl vergebens, das aufgebrachte Volk durch seine Bitten und demüthig reuige Mienen zu seinen Gunsten zu erweichen. Ihr edlen Bürger, so sprach er, es ist wahr, wir sind schuldig, wir haben, getrieben von Ehrgeiz uns zu feindseligen Schritten gegen das Volk verleiten lassen, aber bedenkt, daß ihr unsre Sieger seyd, und daß wir eure Gefangenen sind, laßt unsre Reue euch zum Mitleid bewegen. — — Seine Bitten halfen ihm Nichts, er wurde getödtet und in Stücken gehauen.“

So unverschämt erlogen auch diese einzelne Stelle des Berichtes war, so richtig und genau war leider der übrige Inhalt desselben, der die Hinrichtung der Minister de Lessart und Abancourt, des Herzogs von Brissacs, Befehlshaber der constitutionellen Garde des Königes, des Bischoffs von Mende und andrer dem Königshofe treu ergebener Männer beschrieb.

Die Jacobiner, welche wohl wußten, wie die Sache

sich eigentlich verhielt, suchten, da sie dies nicht an seiner Person vermochten, wenigstens an dem Eigenthum des Minister Bertrand ihre Wuth auszulassen. Sein schönes, in Languedoc gelegnes Schloß Montesquieu de Volvestre, in welchem die Familie des Ministers einen Theil des Jahres zuzubringen pflegte, wurde gegen Ende des September von einer Bande des Raubgesindels niedergebrannt, die ganze Besitzung, von welcher die Bertrands ihre Haupteinkünfte bezogen, wurde verheert. Der hochbejahrte Vater des Ministers hielt sich damals in Toulouse auf, und war durch den Kummer um seine Söhne, die er alle drei entweder todt oder doch in größester Lebensgefahr glaubte, tief gebeugt; an dem Tage als er die Nachricht erhielt, daß sein Schloß in Flammen aufgegangen sey, verfiel er in ein hitziges Fieber, daran er nach wenig Tagen starb.

9) Die wohlgelungene Flucht aus der Hauptstadt.

Der Minister empfing die Trauerbotschaft von dem Tod seines Vaters in den ersten Tagen des Octobers. Seine eigne Lage war um diese Zeit sorgenvoller als jemals; die Gefahr entdeckt zu werden, mehrte sich mit jeder Stunde und nirgends zeigte sich eine Möglichkeit zum Entfliehen aus der Hauptstadt. Aber dieselbe höhere Hand, welche bisher über dem Schicksal Bertrands so wie seiner Brüder und seiner Gemahlin gewaltet hatte, schützte sie alle auch ferner und sie eröffnete zuerst für den Minister, dessen Leben sich in der nächsten, schwersten Gefahr befand, einen Ausweg, an welchen er niemals gedacht hätte, wären ihm die Mittel dazu nicht ungesucht in die Hände gelegt worden.

Eine gewisse Madame F., welche mit Bertrands Bruder bekannt war, und auch ihm selber, in seiner früheren Stellung

manche wichtige Dienste geleistet hatte, erbot sich, dem Minister, von welchem sie wohl wußte, daß er noch in Paris sey, einen Paß zur Reise nach England zu verschaffen. Ueberdieß war diese Dame auch im Stande für die Sicherheit der Reise von Paris bis Boulogne in sehr erwünschter Weise zu sorgen, indem durch ihre Verwendung ein alter Diener ihres Hauses die Stelle eines Couriers bei der Felleisenpost für den Verkehr der Hauptstadt mit Boulogne erhalten hatte. Der Paß, den Betrand durch Vermittlung seines Bruders des Maltesers von Madame F. erhielt, war eigentlich auch nur durch einen besondern glücklichen Zufall in ihre Hände gerathen. Er war vom Ministerium des Aeußern für einen ihrer Freunde, der dafür 100 Louisdor bezahlt hatte, ausgestellt worden und dieser Freund hatte mit ihm die Reise nach Boulogne gemacht. Dort hätte derselbe eigentlich visirt werden sollen, da ihn aber Niemand nach dem Paß gefragt hatte, war das Viso unterblieben und dasselbe Papier konnte jetzt wieder von einem Andern zu derselben Reise benutzt werden. Zu diesem Zweck hatte es der Freund, sobald er in England sich in Sicherheit sahe, wieder an die Dame zurückgesendet und diese dadurch in den Stand gesetzt den Minister aus einer Gefahr zu retten, die bei den immer strenger werdenden Nachforschungen nach seinem Verbergungsort wahrscheinlich schon nach wenig Tagen ihn erreicht haben würde.

Es war am Freitag den 12. October, Vormittags 10 Uhr, als Bertrand von seinem treuen Schützer und bisherigem Hauswirth: dem Wundarzt, Abschied nahm und sich in einen gewöhnlichen Fiacre setzte, der ihn vorerst nur aus der gefahrvollen Hauptstadt hinausbringen sollte. Seine Verwandten hatten ihm, aus Furcht vor einer möglichen Erkennung seiner Person durch die wachthabenden

Soldaten am Schlagbaume allerhand abentheuerliche Verkleidungen angerathen, er aber hatte sich zu keiner von diesen allen bequemen mögen, denn mit Recht befürchtete er, daß eine solche Vermummung viel mehr noch die Aufmerksamkeit der Späher auf ihn lenken möchte als eine einfache, durchaus nicht auffallende Kleidung. Er trug deshalb an diesem Morgen sein Haar nachlässig herabgekämmt, nicht wie er bisher als Hofmann es gethan, künstlich frisirt, dazu einen runden Hut und einen braunen Ueberrock. Mit ihm saßen noch vier Begleiter im Wagen, davon zwei die Uniform von Unteroffizieren der Nationalgarde trugen. Man hatte kein Reisegepäck, sondern nur, wie zu einer Jagd oder Landparthie etwas kalte Küche mitgenommen; die Fenster des Wagens waren geschlossen. Ohne allen Anstand, und ohne daß man sich die Mühe gab den unverdächtigen Wagen zu durchsuchen kam dieser zwischen den vielen andren Wägen über den Schlagbaum hinaus bis zu dem nahe jenseits St. Denis gelegenen, kleinen Marktflecken Pierrefitte, wo der Minister nur wenige Minuten auf die Ankunft des Felleisen-Couriers zu warten hatte, zu welchem er sich in den Karren hineinsetzte, und in der That als ein Mensch von sehr unverdächtigem, anspruchslosen Aussehen mit ihm davon fuhr.

Der Felleisenbote war überall an den Stationen ein alter Bekannter, die Postknechte die sein Pferd aus und ein andres anspannten, achteten wenig auf den Mann, den er, um sich ein Trinkgeld zu verdienen, zu sich in seinen Postkarren genommen hatte; ganz glücklich kam Bertrand in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag in Boulogne an, wo er im Gasthof der Post ein kleines Zimmer sich geben ließ.

10) Verlegenheiten in Boulogne und ihre Lösung.

Der Minister, gemäß jenem Passe den er bei sich führte, reiste unter dem Namen eines Herrn von Vandsberg, Kaufmannes aus Lüttich. Madame F. hatte ihn unter diesem Namen an Herrn M . . . in Boulogne empfohlen, von dessen Gefälligkeit und Dienstfertigkeit gegen jeden von ihr Empfohlenen sie überzeugt seyn konnte. Gleich am nächsten Morgen sendete Bertrand diesen Empfehlungsbrief an Herrn M . . . ab und bat diesen, in einigen beigefügten Zeilen, sehr dringend, für ihn einen Platz auf dem nächsten nach England abgehenden Paquetboot zu bestellen, und sobald es sein könne ihn zu besuchen, weil er, der angebliche Herr Vandsberg noch Einiges über die Anordnungen zu seiner Reise mit ihm zu sprechen habe. Der Brief war noch kaum seit einer Viertelstunde fortgesendet, da führte die Wirthstochter einen Mann in Bertrands Zimmer herein, ohne den Namen des Eingeführten zu nennen. Der Mann war von auffallend langer Statur und trug die Uniform eines Offiziers der Nationalgarde von höherem Range. Der Minister wußte nicht, wie er den Besuch eines solchen Offizieres in so früher Morgenstunde und bei dem starken Regen, der so eben niederströmte, zu nehmen und was er davon zu erwarten habe; es kam ihm der Gedanke, ob es hier in Boulogne nicht auf eine ähnliche, strenge Hausdurchsuchung abgesehen sey, als die gewesen war, deren Gefahren er in Paris nur durch eine glückliche Schickung entgangen war. Dennoch faßte er sich bald; er trat ruhig dem langen Manne entgegen und fragte, was ihm zu Diensten stehe?

„Habe ich,“ fragte der Offizier, „hier die Ehre mit Herrn Vandsberg zu sprechen?“ — „Ja, diesen Namen

führe ich.“ — „Ei,“ so fuhr der Offizier fort, nachdem er den Minister einige Augenblicke lang aufmerksam betrachtet, und sich dann tief gegen ihn verbeugt hatte, „erst jetzt habe ich die Ehre Sie zu erkennen.“ — „Das wird wohl eine Verwechslung der Personen aus zufälliger Aehnlichkeit seyn,“ sagte der Minister, „denn ich kann mich nicht erinnern Sie jemals gesehen zu haben.“ — „Ich aber,“ sagte der Andre, „erinnere mich desto besser, daß ich Sie, obgleich nur einmal in meinem Leben und auch damals kaum eine halbe Stunde lang gesehen habe.“ — „Und wo,“ fragte Bertrand weiter, „meinen Sie, daß dies geschehen sey? etwa in Lüttich, in Amsterdam oder“ — — „Nicht so fern von hier,“ unterbrach ihn der Offizier, „sondern in Paris selber, im Januarmonat dieses Jahres, im Büreau des Marineministeriums.“ — „Sie haben,“ sagte Bertrand etwas verlegen, „ein beßres Gedächtniß als ich.“ — „O, mein Herr,“ fuhr der Andre fort, „es ist nicht Ihre Gestalt, sondern vor allem Ihre Freundlichkeit und Güte, welche mir so fest im Gedächtniß geblieben ist; ich kam in einer Angelegenheit nach Paris, die, wie ich fürchtete, erst nach etlichen Wochen entschieden werden konnte, und Sie vermittelten den günstigen Ausgang derselben schon am dritten Tage. Darum seyen Sie unbesorgt, ich werde mich bemühen, Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeigen durch alle in meinen Kräften stehende Dienste, welche ich Ihnen hier leisten kann.“ — „Aber wie wußten Sie es, daß ich hier in Boulogne sey, und welches ist Ihr Name.“ — „Ich erhielt ein Billet von Ihrer Hand, das mich hierher forderte, und ich heiße M. . .“ — „Ach,“ sprach der Minister, welcher jetzt alle seine Sorgen gehoben fühlte, „hätte ich das doch eher gewußt, aber diese Ihre Uniform ließ mich nicht errathen, daß Sie Herr M . . . seyen.“ — „Ich muß,“ antwortete M . . . .,

„diese Uniform tragen, weil ich Befehlshaber der hiesigen National- und zugleich Offizier der Bürgergarde bin. Aber in all diesen beiden Eigenschaften stehe ich ganz zum Dienst des Herrn Bertrand."

Der Minister nahm den wackren Mann sogleich beim Wort, indem er ihn bat, daß er ihm seinen Paß möge visiren lassen, ohne daß er genöthigt sey, sich selber in Person auf dem Paßbureau zu stellen, was leicht, durch einen der Beamten, zu seiner Erkennung führen könne. „Was Sie da wünschen," sagte Herr M..., „das ist bisher noch keiner einzigen Person zugestanden worden und gerade in diesem Augenblick wird es schwerer halten, als jemals, eine solche Vergünstigung zu erhalten, weil wir erst vor wenig Tagen eine neue Verordnung von der Regierung in Paris erhalten haben, darin es uns aufs dringendste eingeschärft wird, keinen Paß zu visiren, ohne das auf ihm stehende Signalement mit der Person des Inhabers verglichen und diesen selber genau betrachtet zu haben, um sich zu überzeugen, ob er nicht einer von jenen verdächtigen Flüchtlingen sey, deren Beschreibung, vom Kopf bis zum Fuß, uns ebenfalls zugestellt worden ist." „Eben dieses," sagte Bertrand, „fürchte ich am Meisten, und darum vertraue ich ganz auf Ihren redlichen guten Willen und auf jenen Einfluß, den Ihre Stellung als hoher Municipal-Offizier auf die städtischen Behörden Ihnen gewährt. Sagen Sie nur, daß der Ihrer Freundschaft empfohlene Vandsberg an einem so heftigen Rheumatismus leide, daß es, bei der jetzigen schlimmen Witterung, ihm unmöglich sey, auszugehen."

Bertrand führte zwei Pässe bei sich. Der eine von diesen war der, den ihm Madame F. verschafft hatte. Da jedoch dieser in seinem Signalement nicht sonderlich auf die

Person des Ministers paßte und überdieß auf einem Papier ausgestellt war, an dessen Stelle die Pariser Polizeibehörde seitdem ein andres für die Ausfertigung der Päße in Gebrauch gesetzt hatte, war der kluge Staatsmann auf den Einfall gekommen, sich selbst noch ein zweites Exemplar von Passe mit eigner Hand zu fertigen, welches den äußren Anforderungen an ein solches Reisedocument entsprach. Er reichte beide dem Herrn M... hin; dieser schüttelte bedenklich den Kopf und sagte: „Nun wohl, mein Herr, Sie dürfen versichert seyn, daß ich Alles thun werde, was in meinen Kräften steht, um Ihre Angelegenheit nach Wunsche zu beendigen. Nur Eines fürchte ich, daß man hier in diesem der Ordnung gemäß und nach neuerer Vorschrift ausgefertigten Paß in dem beigefügten Signalement die Person des gewesenen Herrn Minister Bertrand erkennen werde."

„Wie?" fragte der Minister, „weiß man denn hier nicht, daß Bertrand schon vor einem Monat mit den andren von dem großen Gerichtshofe zu Orleans Angeklagten in Versailles hingerichtet worden ist?" Er zeigte hierauf dem Herrn M... lächelnd ein gedrucktes Exemplar von dem Bericht, den Hebert über die Ermordung jener Angeklagten und namentlich des Minister Bertrand veröffentlicht und in ganz Paris verbreitet hatte. Herr M... las den Bericht und sagte lachend: „Nun in der That, das Blatt kommt mir gut zu statten, ich werde die Herrn der Municipalität mit der hier nur in unsichrem Gerücht herumgehenden, gedruckten Neuigkeit aus der Hauptstadt unterhalten und bei der Gelegenheit hoffentlich sie zur gefälligen Mitwirkung für meinen Zweck bestimmen. Ich gehe jetzt sogleich ins Stadthaus und werde noch vor der Mittagstafel zu Ihnen zurückkehren, um Ihnen von dem Erfolg meiner Sendung Rechenschaft zu geben."

Schon nach zwei Stunden kehrte der gefällige Mann mit triumphierender Miene zurück. Die Herrn von der Municipalität hatten merkwürdiger Weise den nachgemachten Paß, weil er auf dem vorschriftsmäßigem Papier stund, für den richtigeren befunden und ohne Bedenken denselben visirt.

Gerne wäre nun Bertrand schon in der nächsten Stunde mit einem Paquetboot nach England abgereist, aber ein conträrer Wind hinderte das Auslaufen aller Fahrzeuge. Fünf Tage lang hielt diese ungünstige Witterung an und während dieser ganzen Zeit hielt sich der Minister in seinem Zimmer verborgen, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, von irgend Jemand, der ihn früher gesehen, erkannt zu werden. Seine Freunde in Paris hatten wenigstens durch den zurückkehrenden Courier seine glückliche Ankunft in Boulogne erfahren, er selbst durfte es nicht wagen einen Brief der Post anzuvertrauen, noch einen von dort zu erhalten, weil selbst die in der Hauptstadt wohlbekannten Züge seiner Handschrift, so wie die Adressen der Briefe Verdacht erregen konnten.

Die peinlichen Stunden des erzwungenen Zimmerarrestes wurden dem sorgenvollen Manne durch die öfteren Besuche eines alten Freundes, des Herrn de Flahaut, wo nicht erheitert, so doch erträglicher gemacht, der sich, seitdem er den Mörderhänden der jacobinischen Rotte, bei dem Eindringen derselben in die Tuilerien, am 10. August, glücklich entgangen war, nach Boulogne zurückgezogen hatte. Durch diesen machte Bertrand auch die Bekanntschaft eines andren alten Herrn von Adel, Namens Gasté, welcher ebenfalls im Begriff stund, mit dem nächsten Paquetboot nach England abzugehen und sich deshalb als nah künftiger Reisegefährte des Ministers bei diesem einführen ließ.

11) Die Ueberfahrt nach Dover.

Endlich, am 19. October, nahm das Regenwetter, das seit Bertrands Ankunft in Boulogne unausgesetzt geherrscht hatte, ein Ende, der conträre Wind hatte sich gelegt, es war ein heitrer, schöner Herbsttag. Um neun Uhr des Morgens ließ Herr M... dem Minister es sagen, daß das Paquetboot, auf welchem er für ihn einen Platz genommen hatte, zwischen zehn und elf Uhr abfahren werde. Er verfügte sich alsbald dorthin; auf seinem Wege zum Schiffe begegnete ihm kein Mensch, der irgend eine polizeiliche Frage an ihn richtete, er hätte sich alle die Mühe und Sorge, welche ihm das Fabriciren des mit eigner Hand geschriebenen Passes und das Visirenlassen desselben gemacht hatte, ersparen können. Auch Herr Gasté fand sich bei guter Zeit auf dem Paquetboote ein, aber sie beide zogen aus der Pünktlichkeit, mit welcher sie die Zeit der Abfahrt inne hielten, keinen Vortheil, denn statt des noch gestern wehenden Gegenwindes war eine völlige Windstille eingetreten; das Fahrzeug lag in der Nähe der Küste unbeweglich still, man konnte nur gegenseitig sich zur Geduld ermahnen. Endlich um 12 Uhr des Mittags erhob sich ein schwacher Wind vom Lande her, welcher in Kurzem sich verstärkte, dieser schwellte die Segel an und das Schiff gewann das freie Meer.

Zum ersten Mal seit langer, langer Zeit athmete Bertrand wieder frei und freudig auf. Zwar seine Augen füllten sich mit Thränen als jetzt die Küsten seines unglücklichen Vaterlandes mehr und mehr aus seinen Blicken entschwanden; er war sich keiner Schuld an diesem Vaterlande bewußt und dennoch hatte es ihn als einen todeswürdigen Verbrecher geächtet und von sich gestoßen; alle die, welche

seinem Herzen die Nächsten und Theuersten waren, hatte er, mitten in den Gefahren die sie umringten zurücklassen müssen, dennoch durfte er sich mitten unter diesen betrübenden Gedanken den Gefühlen einer andren Art hingeben, welche über das Meer der Sorgen ihn erhoben. Wie wunderbar war seine bisherige Rettung aus den Gefahren des Todes gewesen, welche seit dem 10. August täglich und stündlich ihm gedroht hatten. Die Hand Gottes, welche dieses gethan, konnte, das hoffte er mit festem Muthe, auch ferner ihn, so wie die Seinigen, behüten und bewahren und sie Alle noch auf Erden, in Sicherheit und gutem Frieden wieder zusammenführen.

Während der Gerettete schweigend und in die Gedanken an die trübe Vergangenheit so wie an die noch dunkle Zukunft vertieft nach der Küste hinblickte, wußte er nicht was dort in Boulogne, dessen Thürme noch immer sichtbar waren, sich zutrug; er erfuhr dieses erst drei Tage nach seiner Ankunft in London, durch einen Brief des Herrn de Flahaut. Das Paquetboot hatte, wie erwähnt am Mittage, vom Winde begünstigt, die Rhede von Boulogne verlassen, und das freie Meer erreicht. Kaum eine halbe Stunde später waren zwei Commissäre aus Paris in der Stadt angekommen und in demselben Gasthof abgestiegen, in welchem Bertrand gewohnt hatte. Sie ließen sogleich einige Soldaten von der Nationalgarde herbeirufen und erklärten, daß sie von der Regierung den Befehl hätten den hier in diesem Gasthof verweilenden Chr. Vandsberg zu verhaften und ihn, unter sichrer Bedeckung nach der Hauptstadt zu bringen. Man hatte dort wahrscheinlich durch einen jener Spione, welche der Gemeinderath von Paris in allen Gränzstädten, namentlich auch in Boulogne unterhielt, die Kunde empfangen, daß ein Reisender aus Paris

angekommen sey, der sich ängstlich auf sein Zimmer zurückgezogen habe, und hier öftere Besuche von Aristokraten empfange, und der nach Allem was man über seine Person in Erfahrung gebracht, kein anderer sein könne als der Exminister Bertrand, der unter dem falschen Namen Vandsberg sich bei der Polizei melden lassen. Hätte der günstige Wind nur um eine halbe Stunde später sich eingestellt, dann wäre Bertrands Loos, nach wenig Tagen unter Mörderhänden zu sterben, entschieden gewesen und von wo kam anders jener hülfreiche Wechsel des Luftzuges, als aus der Hand dessen der den Wolken wie dem Winde ihren Lauf bestimmt und dieselben so wie die Flammen des Feuers zu Werkzeugen Seines Willens macht.

Drei Stunden lang hatte der günstige Wind angehalten, er war jedoch nur in der ersten Stunde der Fahrt in augenfälligerer Weise förderlich gewesen, dann allmälig immer schwächer geworden und hatte sich zuletzt ganz gelegt. Die Segel hiengen wieder schlaff an ihren Stangen herunter, das Schiff, so oft man es auch wendete, kam nicht von der Stelle, der Himmel überzog sich mit Wolken, der Horizont war dicht getrübt. Wäre jetzt abermals ein Sturm von Westen her ausgebrochen, dann hätte das Paquetboot zurückkehren und eine Zufluchtsstätte an der französischen Küste suchen müssen, von welcher man in den drei Stunden, seitdem man sie verlassen, nur erst wenige Lieuen weit hinweggekommen war. Bertrand hatte von der Möglichkeit dieser Gefahr keine Ahnung; er war kurze Zeit nachdem die Windstille eingetreten in eine Unterhaltung hineingezogen worden, welche für ihn von ganz besondrem, persönlichen Interesse seyn mußte. Unter den Passagieren, die sich mit ihm zugleich auf dem Paquetboot befanden, waren zwei junge Männer, welche er für Engländer gehalten hatte,

weil sie nur englisch mit einander sprachen. Während er, in seine Gedanken vertieft, schweigend da saß, hatte der eine jener jungen Männer ein lebhaftes Gespräch in französischer Sprache mit Herrn Gasté angeknüpft, das ihn als einen geborenen Franzosen kund gab. Er erzählte von den Mordgräueln in den Gefängnissen der Hauptstadt während des 2. und 3. Septembers und obgleich seine Berichte nicht frei von Uebertreibungen schienen, ließ sich doch gegen dieselben nichts einwenden, weil er behauptete, das Alles, was er erzählte, mit eigenen Augen gesehen zu haben. Von der Schilderung der blutigen Auftritte in Paris gieng er zu der Erwähnung der öffentlichen Hinrichtung der Staatsgefangenen von Orleans in Versailles über. Er habe, so sprach er, diese zwar nicht selber mit angesehen, wohl aber sey einer seiner Freunde Augenzeuge davon gewesen, auf dessen treue Mittheilungen er sich verlassen könne. Der lebhaft gesprächige Erzähler hob aus all den traurigen Vorgängen in Versailles keinen andren mit solcher Theilnahme hervor, als den Tod des Minister Bertrand. Man konnte deutlich bemerken, daß die angeblichen Thatsachen, welche er mit einigen Ausschmückungen seinen Zuhörern zum Besten gab, aus Heberts erdichtetem Bericht entlehnt waren. Dem guten jungen Menschen ergieng es hierbei wie dem Schauspieler im Hamlet, als er vor dem Prinzen die traurige Mähr von des Pyrrhus Grausamkeit und der Königin Hekuba Jammer declamirte, er wurde von seiner eigenen Erzählung aufs Tiefste gerührt. Hierbei ergoß er sich in die freigebigsten und prunkvollsten Lobeserhebungen des Helden seiner Geschichte, dieses trefflichen Ministers Bertrand de Moleville, dessen Tod von allen Gutgesinnten, vornämlich aber von ihm, von seiner Familie und seinen näheren Bekannten aufs Schmerzlichste beklagt werde.

Bertrand, welcher den Anfang des Gespräches weniger beachtet und zum Theil nur wie halb im Traum gehört hatte, war, als er seinen Namen so oft nennen hörte, aufmerksam geworden und hatte Wort für Wort die „unzweifelhafte Geschichte seiner Hinrichtung" so wie das Urtheil seines jungen Landsmannes über ihn und sein Wirken vernommen. Er konnte sich dabei des Lächelns nicht enthalten; sein Lobredner bemerkte dies und fragte ihn ganz empfindlich: „Wie, mein Herr, Sie lachen? habe ich nach Ihrer Meinung etwa zu viel gesagt?" — „Allerdings, mein Herr, ich gestehe Ihnen offen, daß ich Ihre Lobeserhebungen des Minister Bertrand für übertrieben halte. Ich kenne denselben genauer als vielleicht Sie ihn kennen." — „Seine Gesichtszüge, seine Gestalt," erwiederte der Erzähler mit einiger Heftigkeit, „mögen Sie vielleicht besser kennen als ich, der ich ihn niemals im Leben sahe, nicht aber seinen Geist und sein Wirken, sonst würde Ihnen das gerechte Lob, das ich dem Manne ertheilte, nicht lächerlich vorkommen." — „Sie nehmen dies zu genau, mein Herr," sagte der Minister, „ich gebe Ihnen gern zu, daß wenn alle unsre Landsleute von solcher Gesinnung gewesen wären, und sich so benommen hätten wie Bertrand, es zu keiner Revolution gekommen wäre. Aber diese hatte eigentlich schon begonnen als Bertrand Minister wurde." — „Und hat der Mann nicht auch da noch, als er unter so mißlichen Umständen das Staatsruder ergriff, Alles zur Unterdrückung des furchtbaren Aufruhrs gethan, was in seinen Kräften stund? Müssen wir ihn in seinem Kampfe mit den mächtigen Partheien, vor allem mit der Rotte der Jacobiner, wo er ganz ohne Hülfe, allein dastund, nicht im höchsten Grade bewundernswürdig finden?" — „Vielleicht," so sagte Bertrand ganz kalt, „wäre es besser gewesen, er hätte we=

niger gethan als er wirklich gethan hat.“ — „Das ist,“ so antwortete der Andre, „leicht gesagt, aber ich bin andrer Meinung als Sie, und ich wollte meinen Kopf wetten, unter hundert Franzosen würden Sie nicht zwei finden, die Ihrer Ansicht beistimmten, es müßten denn Leute von der Jacobinerparthei seyn.“ — „Meinen Sie etwa gar, ich sey einer von dieser Parthei?“ — „Aufrichtig gesagt, ich finde das nicht unwahrscheinlich.“ — „Sie würden dies,“ erwiederte der Minister, „anders finden, wenn Se wüßten wer ich bin. Ich will Ihnen nur das Eine sagen, daß Herr Bertrand keinen näheren Freund als mich auf Erden haben kann, keinen dem seine Ehre mehr am Herzen liegt als mir, keinen der an allen seinen bisherigen Schicksalen innigeren Antheil nahm als ich dies that.“ „Das sollte mich,“ sprach der junge Erzähler, „doch sehr wundern. Wenigstens müßte Ihnen der Tod ihres nächsten Freundes sehr wenig zu Herzen gegangen seyn, da Sie vorhin über meinen Bericht von demselben sogar, als über etwas höchst Komisches lachen konnten, — — und wie? sogar jetzt seh ich Sie wieder lächeln?“ „Nun aus diesem meinem Benehmen,“ sagte Bertrand, „sollten Sie doch wohl haben schließen können, daß ich an den Tod des Ministers nicht glaube?“ — „Nicht daran glauben?“ sprach der Andere, „sind Sie denn nicht in Paris gewesen?“ — „Ich war dort bis zum 12. dieses Monats.“ — „Und Sie sollten den allverbreiteten, genauen Bericht über die Ermordung aller von dem obersten Gerichtshof von Orleans Angeklagten zu Versailles, namentlich über die des Minister Bertrand nicht gesehen und gelesen haben?“ — „Ich habe diesen Bericht nicht bloß gelesen, sondern auf den Straßen ausrufen hören, ja noch mehr, ich führe ein gedrucktes Exemplar desselben hier in meiner Tasche bei mir, und dennoch zweifle ich an der

Wahrheit der Nachricht von Bertrands Tod." — „Ich aber," rief der Erzähler mit Heftigkeit, „meine nicht bloß, sondern weiß es gewiß, daß diese Nachricht wahr ist. Einer meiner Freunde hat mit eignen Augen zu Versailles die Hinrichtung des Staatsministers mit angesehen." — „Ich muß," sprach Bertrand, „dann doch die Bemerkung machen, daß wenn Ihr Freund dies gesehen zu haben glaubte, seine Augen etwas kurzsichtig oder sonst mangelhaft seyn müssen." — „In der That," so sprach der Erzähler, „jetzt wird mir die Sache zu arg. Wenn Ihre Behauptung, mein Herr, ein Scherz seyn soll, dann gestehe ich, daß mir derselbe höchst unpassend und unziemlich erscheint." Mit diesen Worten wendete sich der junge Mann ganz entrüstet von dem Minister hinweg. „Es thut mir leid," sagte dieser, „wenn Sie durch meine Worte sich verletzt fühlten. Meine Absicht war keine andre als Sie, weil Sie ein so wohlmeinendes Interesse an Bertrands Schicksal nehmen, von der Ihnen gewiß höchst angenehmen Wahrheit zu überzeugen, daß derselbe nicht todt ist, sondern lebt." — „Und meinen Sie denn," sprach der Andre, etwas beruhigter, „daß Ihre Worte da mich von dem was Sie behaupten, überzeugen können? Wie gern möchte ich einer solchen guten Botschaft glauben, wenn ich einen haltbaren Grund dafür sähe. Ich versichre Ihnen, obgleich ich keinesweges sehr reich bin, würde ich doch auf der Stelle 500 Louisdor um die Gewißheit geben, daß Minister Bertrand noch am Leben sey." — „Sie verdienen es," sagte der Minister, „daß man Ihnen diese Gewißheit um einen geringern Preis, oder vielmehr ganz umsonst verschaffe. Indem ich Ihnen deshalb im Namen des von Ihnen so wohlmeinend gerühmten Bertrand für die warme Theilnahme an seinem Wirken und seinen Schicksalen den herzlichsten Dank sage, versichre ich

Ihnen zugleich, daß derselbe bei vollkommnem Wohlseyn auf einer Reise nach England und zwar hier in diesem Paquetboot sich befinde, ja, daß es derselbe ist, der so eben die Ehre hat mit Ihnen zu sprechen."

Herr Gasté bezeugte dasselbe, was der Minister sagte. Der junge Mann, nachdem er diesen aufs Herzlichste um Vergebung wegen seines auffahrenden Benehmens gebeten, überließ sich ungehemmt den Aeußerungen seiner Freude über dieses unerwartete, hoch erfreuliche Zusammentreffen. Nach seiner großen Lebhaftigkeit mußte er, so wie er mit Bertrand sprach, bald lachen, bald weinen, und fragte nur immer von neuem, wie doch das möglich gewesen sey, daß der so wüthend Verfolgte allen Nachforschungen seiner Feinde habe entgehen und unbemerkt aus der Hauptstadt entkommen können? Herr Bertrand befriedigte gern die Neugier seines jungen Freundes; er erzählte diesem mit großer Ausführlichkeit die Geschichte seiner Verbergung und Errettung vom 10. August an bis auf die gegenwärtige Stunde. Der wackre Mann hörte dieses mit der höchsten Theilnahme und Verwunderung an, und trug dann dem Minister aufs Wärmste seine Dienste in dem fremden Lande an, dahin er jetzt gehe, indem er mit allen Verhältnissen in London und der Sprache so mächtig sey als ein geborner Engländer, weil er schon seit seiner Kindheit in England gewohnt und gelebt habe. Bertrand nahm dieses Anerbieten sehr gern an, und fand später alle Ursache das Zusammentreffen mit diesem jungen Freunde auf dem Paquetboot als ein sehr glückliches Ereigniß zu betrachten, durch welches ihm sein Eintritt in die neuen Lebensverhältnisse ganz ungemein erleichtert wurde.

Während der gewesene Staatsminister von Frankreich mit einem jungen Kaufmann, den ein wohlthätiges Ge-

schick ihm zugeführt hatte, dort auf dem Paquetboot ein Freundschaftsbündniß schloß, welches für beide ein inniges und ausdauerndes war, hatte zwar der Himmel sich noch stärker umwölkt als vorher, zugleich aber statt des zu fürchtenden Sturmes ein frischer Wind aus Nordost sich erhoben, welcher die Weiterfahrt nach der englischen Küste hin in hohem Maaße begünstigte. Als die untergehende Sonne noch einmal durch die Wolken brach, da beleuchtete sie ganze Geschwader von größeren und kleineren Schiffen, welche unter englischer Flagge segelten; es waren die Fittiche von Britannias stolzer Macht, unter denen jeder aus Frankreich Flüchtende vollkommenen Schutz und Sicherheit fand. Hätte doch, so mochte Bertrand denken, in diesem Augenblick die Familie seines Königes, hätten seine eigne Gemahlin sammt ihrem alten Vater und seine beiden Brüder mit ihm zugleich hier in diesem Paquetboot sitzen und die Luft von Englands freiem Himmel athmen können, sie würden da zwischen den bretternen Wänden der Kajüte und auf dem nach Schiffstheer duftenden Verdeck einen Frieden empfunden haben, den kein Palast der französischen Hauptstadt, keines seiner von Wohlgeruch erfüllten Zimmer in jenem Augenblick ihnen gewähren konnte.

Erst am Abend gegen neun Uhr landete das Fahrzeug in Dover. Zum ersten Mal seit mehreren Monaten schlief Bertrand hier einen vollkommen ruhigen Schlaf. Am andern Tag setzte er seine Reise nach London fort. In allen jenen geselligen Kreisen, welche mit den Tagesgeschichten des bedauernswürdigen Frankreichs näher bekannt und vertraut waren, erregte seine Ankunft ein Staunen, wie das Erscheinen eines vom Tode Erstandenen. Englische Blätter hatten aus Heberts Bericht über die Executionen in Versailles die Nachricht von Bertrands Ende unter Mörderhänden

als eine wahre aufgenommen, und im ganzen Lande verbreitet. In wenig Stunden hatte sich die Kunde von der glücklichen Ankunft des gewesenen Staatsministers unter allen damals in London verweilenden französischen Flüchtlingen des hohen Adels verbreitet; er sahe sich bald von einer Schaar der von Herzen ihm Glück wünschenden Freunde umringt. Am darauf folgenden Tage waren mehrere dieser vornehmen Emigranten bei Hofe erschienen; als der König (Georg III.) von diesen Bertrands glückliche Rettung aus Frankreich und seine Ankunft in London erfuhr, äußerte er seine Freude darüber, und sprach unter manchen Worten einer wohlwollenden Anerkennung von Bertrands Verdiensten um Frankreichs Königshaus und leider durch keine Menschenkraft mehr zu haltende innre Ordnung, den Wunsch aus, den Mann bei sich zu sehen. Bertrand konnte dieser königlichen Einladung nicht folgen, denn er war fast wie er ging und stund aus Frankreich entflohen; an Kleidungen und Wäsche so wie an andern zur Nothdurft des guten Anstandes gehörigen Dingen litt er einen sehr fühlbaren Mangel, bis mit einer spätern Schiffsgelegenheit die Sendung seiner Effecten ihm nachkam.

12) Das friedliche Wohnen unter dem Schutze des Gesetzes und der Ordnung.

Er war gerade in jener Zeit nach London gekommen, in welcher das Parlament eröffnet wurde. An dem Tage da dieses geschah, stund er mit mehreren Freunden an den Fenstern eines Hauses, dessen Fronte nach der Hauptstraße herausging, durch welche der König auf seinem Wege nach der Westminsterkirche in Begleitung seines glänzenden Hofstaates hindurchfahren mußte. Kaum ließ der Wagen des Königes sich von ferne sehen, da hörte man auch zugleich

das laute Hurrahrufen, welches ohne Aufhören aus Tausenden von Kehlen ertönte, und aus allen Gegenden wo der Wagen erschien sich vernehmen ließ. Bertrand, der Sprache und Sitte des Landes unkundig, fragte einen Engländer, der neben ihm am Fenster stund, nach der Bedeutung des Rufes und dieser antwortete: „Er ist gleichbedeutend mit dem vive le roi, mit jenem Lebehoch, das man vormals auch in Frankreich dem Könige zugerufen hat.“ Es lag in dieser Antwort, durchaus ohne Schuld dessen der sie gab, für Bertrand etwas tief Ergreifendes. In schmerzlicher Weise überwältigte ihn die Erinnerung an den vormaligen und jetzigen Zustand seines Vaterlandes, der Gedanke an seinen unglücklichen König, den sein eignes, schuldbelastetes Volk wie einen Feind und Verbrecher gefangen hielt, während hier in England ein treues Volk nicht satt werden konnte seinem glücklichen Könige die ehrfurchtsvolle Liebe zu bezeugen, die es zu ihm im Herzen trug. Er konnte sich nicht mehr halten; er mußte vom Fenster hinweggehen, um seinen Thränen freien Lauf zu lassen. „Mein armer, theurer König,“ so dachte er, „dessen unschuldiges Herz für das, was deine Väter und Vorfahren verschuldet haben, zu Gerichte gezogen wird, dessen weiches, kindlich frommes Herz alle Bitterkeiten, alle Kränkungen erdulden muß, welche die Bosheit und der blinde Undank der Menschen erfinden konnten, und du mein unglückliches Volk, das als Werkzeug der Zorngerichte Gottes einem eigenen Verderben entgegengeht, wie stehet ihr alle neben diesem geistig noch gesünderen, in dem Boden des Gesetzes und der Ordnung fest wurzelnden Nachbarvolke da!“

Der laute Jubel, der um ihn her ertönte, der Anblick eines Volkes, dessen täglich wachsende Macht damals noch in seinem Festhalten an dem lag, das wahr und sicher, gut

und vernünftig ist, hatte in Bertrands Seele nicht Gefühle einer freudigen Theilnahme, sondern nur schmerzliche Sorgen um die nahe Zukunft seines eignen Volkes geweckt, das auf ganz entgegengesetztem Wege, durch Ströme des unschuldig vergoßnen Blutes, einem lang anhaltenden Elend entgegengieng. Er zog sich in sein Zimmer zurück, und überließ sich da ungestört jenen trüben Ahnungen, welche nur zu bald in Erfüllung giengen. Denn nur noch drei Monate, und das Blut von Frankreichs Könige, nur zwölf Monate und das Blut seiner Königin floß nahe bei jenen Tuilerien am Boden, in denen, wenig Menschenalter vorher, Europa's prunkendster Thron gestanden, welcher durch alle Reize der Augenlust und der Freuden der Welt ein verführerisch anlockendes Vorbild der Mächtigen und Großen vieler Völker gewesen. Bald hatte Frankreich keine Kirchen, keinen Gottesdienst mehr, bald wurde alles geistig Höhere und Edlere in den Staub getreten, und so weit als möglich ausgerottet, und wäre nicht Einhalt geschehen, ein durch seine Anlagen und Kräfte so bedeutungsvolles Volk wäre zum dumpfen Zustand der mordlustigen, sich selber aufreibenden Fetischanbeter und Kannibalen herabgesunken. Denn welcher wesentliche Unterschied fand sich noch, zwischen der Henkerherrschaft eines Robespierre, Marat, Hebert und der andren Helden einer Republik des neueren Tages, die nichts andres war, als ein verwesender Rumpf ohne Haupt und ohne Seele, und zwischen dem Schalten und Walten eines Negerköniges, welcher, weil er ein freier Mann, durch kein Gesetz gehalten und gebunden ist, je nachdem ihm der Einfall kommt, diesem und jenem seiner Unterthanen oder Sklaven den Kopf abschlagen läßt, um mit den an Pfähle gesteckten Schädeln die Zinnen seiner Herrscherburg zu zieren? Allenfalls darin mag der Unter-

schied liegen, daß in einem solchen Negerreich nur einer, in einer Republik, die nach Robespierreschem Styl ohne Gott, und ohne gerechtes Gesetz sich auferbaut hat, Viele, ja Alle zu fürchten sind, weil, wenn ihm die Gelegenheit dazu kommt, jeder der von Gott und vom Gesetz losgebundenen Freiheitsschwindler das an seinen Brüdern thun wird, was der Tschaka an den seinen that.

Aber noch war, in den Zeiten von denen wir hier zunächst sprachen, der Damm, auf ewig festem Grunde ruhend, nicht so weit hinweggerissen, daß die Fluth der Alles verderbenden Gräuel in ungemessener Weite sich verbreiten konnte. Die Geschichte hat nur wenige der beiläufig zur Kunde gekommenen Rettungen aus den Todesgefahren der französischen Revolution für die nachlebenden Geschlechter aufbehalten; der Verderber ist aber damals an Hunderttausenden der Häuser und Hütten der Bewohner Frankreichs vorübergegangen, ohne sich an ihnen zu vergreifen; in äußerlich verjüngter Kraft ging ein neues Geschlecht aus dem blutgetränkten Boden hervor. Eine neue Frist, zur besseren Besinnung, zur kräftigeren Rüstung auf beiden Seiten ward von jener Zeit an nicht nur einem, sondern allen christlichen Völkern von Europa gegeben; das unbeachtete Unkraut mit dem Weizen zugleich ist der Sichel der Schnitter entgegengereift. Frankreich, wie ein in Flammen aufgehendes Haus stund und stehet vor Aller Augen als warnendes Feuerzeichen am Horizont. Im Gebiet der psychischen Heilkunde ist öfters von einer Form des Wahnsinnes, der P y r o m a n i e die Rede; von einem unbändig wildem Drange das Auge durch ein Anzünden von Scheuren und Häusern zu belustigen, während ein andres Gesindel der Mordbrenner mitten in den Schrecknissen der Feuersbrunst ungehemmt seine Lust stillt. In welchem Gilead

wächset das Heilmittel, das jene Tollwuth zu heben vermag!

Doch mit dem üppig wuchernden Unkraut des Ackers, das während die Leute schliefen ausgesäet worden, sind, wenn auch versteckt unter dem Unkraut, die vollwichtigen Aehren gereift; es ist eine Hand da, welche diese retten und sammlen und ihre Körner zur reichgesegneten Aussaat in das von der Asche des großen Brandes gedüngte Feld benutzen wird!

II.

Die Rettung

des

Stuartschen Prinzen Carl Eduard

durch die Treue der schottischen Hochländer.

Die in den vorhergehenden Blättern beschriebene Rettungsgeschichte des Bertrand de Moleville führte uns in die Mitte einer meineidigen, vatermörderischen Rotte, welche alle bessern, menschlichen Gefühle verläugnend an den Qualen und an dem Jammer seines edlen liebevollen Königes und der Familie desselben sich weidete, Schmach nach Schmach auf diese häufte, bis sie zuletzt den rechtmäßigen, einheimischen Herrscher und seine Gemahlin auf dem Blutgerüst hinschlachtete. In dieser Rotte war weder Treu noch Glauben; Hunderttausende eines äußerlich hoch und fein gebildeten Volkes hatten sich vom Glauben an einen Gott, von allen Geboten des Gesetzes, der Zucht und Wohlanständigkeit losgesagt, sie wütheten gegen Alles, was durch irgend eine edlere geistige Kraft und Weihe über den Kreis der niedersten menschlichen Thorheit sich erhob. Die hier nachstehende Rettungsgeschichte führt uns dagegen in die Mitte eines Volkes, das zwar an Glanz der äußren Bildung weit hinter den französischen Republikanern zurückstund, welche als Sklaven der Sünde und all ihrer Gräuel

der unbeschränkten Freiheit sich rühmten, das aber mit der ganzen Kraft eines freien Willens an dem alten Königshause seines Landes festhielt und für den letzten Sprößling dieses Hauses mit einer Treue kämpfte, welche Gut und Blut freudig dahin gab. Was wir hier mittheilen, ist aus James Boswells Reisejournal entnommen und gründet sich auf die mündliche Erzählung einer heldenmüthigen Frau, in deren gastfreiem Hause Boswell und sein berühmter Freund, der alte, hochgelehrte Meister in der Kunst des lateinischen Versbaues, Samuel Johnson, auf ihrer Reise durch die Hebriden einige Tage verweilten*).

Es war gegen die Mitte Septembers 1773 als die beiden Freunde, auf der Insel Skye, unter das Obdach des ehrenhaften Ritters von Kingsburgh, des Herrn Macdonald eintraten. Des Dr. Johnson berühmter Name, so wie seine Schriften stunden unter den gebildeteren Bewohnern der Hebriden in eben so hohem Ansehen als in allen damaligen gebildeteren Kreisen von England und Schottland. Der Besuch eines solchen Mannes auf ihrer kleinen Insel, in ihrem einsamen Schlosse, in dem man so selten Fremde sahe, war dem edlen Ritter und seiner Gemahlin ein so außerordentliches, erfreuliches Ereigniß, als ob der größeste König der Christenheit zu ihnen gekommen wäre. Die beiden Gäste befanden sich hier in demselben Hause, das 27 Jahre vorher dem Prinzen Carl Eduard, dem Enkel Jacobs II. als Zufluchtsstätte gedient hatte, nachdem derselbe am 16. April 1746, mit der entscheidenden Schlacht bei Culloden auch die letzte Aussicht auf den Thron von Schottland und

*) The Journal of a tour to the Hebrides, with Samuel Johnson LL. D. by James Boswell Esqu. London 1785.

England verloren hatte. Die Frau des Hauses, Mistreß Macdonald, eine muntre, liebenswürdige Dame von mittleren Jahren, und vieler Geistesbildung, erwies den beiden Gästen eine Ehre, welche wohl kaum noch einem andren besuchenden Fremden widerfahren war; sie ließ sie beide in demselben Zimmer, und den alten Dr. Johnson sogar in demselben Bette schlafen, in welchem der von den schottischen Hochländern so treulich geschützte und vertheidigte Prinz übernachtet hatte.

Der Doctor, etwas angegriffen von den Reisebeschwerden der letzten Tage, bei großentheils üblem Wetter, gieng zeitig zur Ruhe, er wachte am andren Morgen in der heitersten Stimmung auf und sagte, er möchte um keinen Preis das Vergnügen hingeben, welches ihm das Ausruhen in demselben Bette gewährt habe, darin ein von tausend Spähern verfolgter, in beständiger Todesgefahr schwebender Stuart der lang entbehrten Ruhe genossen hatte. Man dachte mit Lebhaftigkeit an die für Englands neuere Geschichte so merkwürdige Zeit, da das Schicksal seines jetzigen Regentenhauses nur wie an einem Faden hieng. Denn welche Folgen hätte das haben können, wenn damals, wo der Kampf der Partheien im Parlamente in so drohender Weise sich entflammt hatte und wo Frankreichs und Spaniens Mächte gegen Großbritannien in kriegerischem Bunde waren, Prinz Carl Eduard mit jener großen Landmacht, welche unter dem Marschall von Sachsen stund, an Englands Küste gelandet, wenn nicht ein gewaltiger Sturm und das Herbeikommen einer englischen Flotte das Unternehmen verhindert hätte. Welche moralische Macht noch immer in dem Namen und altköniglichen Ansehen der Stuarts liege, das zeigte sich bald nachher, als am 27. Juni 1745 der Prinz bei Moydard, an der Westküste von Schottland

das vormalige Reich seiner Väter betrat. Er war diesmal nicht mit einem Kriegsgeschwader, sondern nur mit einem einzelnem nicht sehr bedeutendem Schiffe gekommen, hatte keine Landmacht, sondern nur etliche treue Freunde bei sich, und dennoch sahe er sich schon wenig Tage nachher an der Spitze einer tapfren Schaar, welche mit jeder Stunde anwuchs, und nach etlichen Wochen zu einem Heere ward, mit welchem er Perth und kurz darauf Edinburg einnahm. Den Kern dieses Heeres bildeten die Häupter der schottischen Hochländer mit ihren Stämmen, welche, obgleich sie ohne Reiterei und Geschütz waren, bloß mit der Kraft ihrer tapfren Arme und mit ihren guten schottischen Schwertern den englischen Heerhaufen schlugen, der am 20. Sept. 1745 bei Preston Pans sich ihnen entgegensetzte. Dieser erste Sieg schien dem Fortgang des Stuartschen Unternehmens den glänzendsten Erfolg zu versprechen. Die Parthei der Unzufriedenen mit dem Regentenstamm aus dem Hannöverschen Hause, war nicht gering, der König Georg II. selber befand sich gerade damals, wo der Prinz nach Schottland kam, in Deutschland, der größeste Theil des englischen Heeres unter dem Herzog von Cumberland in den Niederlanden. Kaum erscholl die Kunde von dem Siege des Stuartschen Heeres bei Preston Pans im Lande, da kamen dem Prinzen von allen Seiten Unterstützungen an Geld und Kriegsgeräthe so wie Verbündete zu, er konnte ungehemmt in England bis Derby, nicht fern mehr von London vordringen, und von dort die Hauptstadt in Schrecken setzen. Aber bald wurde, durch mehrere unzeitige und unpassende Aeußerungen und Handlungen des Prinzen das nationale Mißtrauen der Engländer, gegen das Haus Stuart aufgeregt; sein Anhang, und mit ihm zugleich alle bisherige Unterstützungen seines Unternehmens,

so weit sie von Engländern ausgegangen, verloren sich; der Herzog von Cumberland mit englischen und hessischen Völkern war wieder ins Land gekommen, Carl Eduard mußte mit seinen treuen Hochländern, in deren Kleidung, als einer der Ihrigen er selber zu Fuße einherzog, nach Schottland entweichen. Hier hatte er noch einmal, durch die unerhörte Tapferkeit der Seinen bei Falkirk einen Sieg errungen, aber gegen die an Zahl und Geschütz unverhältnißmäßig weit überlegene Macht der englischen Armee konnten weder die tapfren Arme noch die guten Streitschwerter der Bergschotten jene blutige Niederlage verhüten, welche die Auflösung des Restes der Stuartschen Streiter und die Flucht des Prinzen zur Folge hatte, auf dessen Kopf die Sieger einen Preis von **30,000** Pf. St. (**360,000** fl.) gesetzt hatten.

Wenn auch **Dr.** Johnson und sein Reisegefährte Boswell über die Bedeutung des damaligen Ausganges des Kampfes für die Geschichte von England und Schottland andrer Meinung waren, als die Gastfreunde, in deren Hause sie sich jetzt befanden, so konnten sie doch nicht anders, als die treue Gesinnung und aufopfernde Liebe der edlen Hochländer gegen ihr altes Königshaus mit herzlicher Achtung anerkennen. Es war für beide ein ganz besondrer Genuß, unter Menschen von solch hochsinniger Art, unter den alten Mitkämpfern und Schützern des letzten Stuart sich zu befinden.

Man begab sich zum Frühstück, und der Doctor brachte das Gespräch auf die Zeiten, deren Erinnerungen durch das Haus, darin er sich befand, und durch das Nachtlager, das man ihm darin angewiesen hatte, so lebhaft in ihm erwacht waren. „Prinz Carl Eduard," so fragte er die Dame des Hauses, „war einst hier, und

man erzählt sich in England, daß eine heldenmüthige Hochländerin, Miß Flora Macdonald als seine Retterin und Schützerin ihn auf der Flucht nach den Hebriden begleitet habe; war vielleicht jene junge Dame, wie der Name vermuthen lässet, mit ihrem Hause verwandt?" Die Mistreß lächelte, und ohne allen Anstand gab sie sich selber als jene Miß Flora, als Begleiterin des fliehenden Prinzen auf dem Wege seiner größesten Gefahren zu erkennen. Der Doctor fragte weiter, und die Dame ließ sich gern bereit finden, ihm die näheren Umstände jener Rettungsgeschichte zu erzählen, welche dann der oben genannte Verfasser des hier vor uns liegenden Reisejournales: Boswell, durch weitre Erkundigungen von andren Seiten her noch ergänzte.

Prinz Carl Eduard, so erzählte die Heldin der Rettungsgeschichte, die gewesene Miß Flora, wurde nach der für ihn unglücklichen Schlacht bei Culloden von seinen Treuen nach dem sogenannten Long-Island geleitet, wo er sich einige Zeit verborgen hielt. Bald aber erhielten die Feinde Kunde von seinem Aufenthalt, ganze Schaaren von Soldaten rückten in die Gegend ein, durchspäheten jeden Winkel, suchten jeden Ausgang zu versperren, es war durchaus nöthig, daß der Prinz sich eilig davon machte. Da erbot sich die Tochter eines der hochschottischen Häuptlinge, welche im Kampf für die Stuarts sich besonders hervorgethan, sie wollte, was kein Mann wagen konnte, den Prinzen des Königshauses, für welches auch sie von patriotischem Eifer entflammt war, in einem Boote nach der Insel Skye hinüberführen, und auf diese Weise ihn retten. Die heldenmüthige Jungfrau, welche dieses Wagstück unternahm, war keine andre, als Miß Flora Macdonald. Der Prinz zog die Kleider einer Bauerndirne an, denn er mußte

jetzt die Rolle der Magd des Fräuleins spielen, die Rolle der Betty Bourke, einer Irländerin. Die beiden setzten sich in ein offnes Boot und stießen damit vom Lande, und obgleich die Engländer von der Küste aus mehrere Kanonenkugeln ihnen nachsendeten, um sie durch Furcht und Schreck zur Umkehr zu zwingen, ruderte dennoch das Fräulein so kräftig und muthig vorwärts, daß sie ihren hohen Schützling wohlbehalten zu dem felsigen Ufer der nahe an der Küste des Festlandes gelegnen Insel Skye brachte. Sie landete bei Mugstot, dem Wohnsitz des Sir Alexander Macdonald. Dieser Herr war schon vor dem Beginn all der letzten Ereignisse bei dem Heer des Herzogs von Cumberland gewesen, und hatte seinem Eid und seiner Verpflichtung als Offizier getreu sich von der Sache seines Feldherrn nicht trennen können, er befand sich in jenem Augenblick mit diesem im Fort Augustus und nur seine Gemahlin war zu Hause. Als die beiden das Boot verließen, da verbarg sich Prinz Carl auf einem Hügel in der Nähe des Schlosses, während Miß Flora zur Lady Margaret hineingieng, um dieser zu sagen, welchen Gast sie ihr zuführen wolle. Die Lady sahe wohl ein, daß Mugstot, der allgemeine, gewöhnliche Landungsplatz an Skye und in diesem Augenblick von einer englischen Wache besetzt, kein passender und sichrer Bergungsort für den hohen Flüchtling seyn könne, sie entwarf deshalb einen neuen Plan, nach welchem der Prinz zu einigen andern bereits auf der Insel versteckten Flüchtlingen aus der Schaar der hochschottischen Häuptlinge gebracht werden sollte, unter denen sich auch der alte, tapfre Rasay befand. Eine Botschaft gieng schnell an den alten Herrn von Kingsburgh, dieser wurde beauftragt dem Prinzen auf dem Hügel, wo derselbe verborgen war, Nachricht und zugleich einige Er-

frischungen zu bringen. Als der Prinz den ihm unbekannten Mann sich nahen sahe, erhob er sich von seinem Sitz und schwang seinen knotigen Stock in der Hand, wie es schien, bereit den Fremden niederzuschmettern. Dieser aber blieb in einiger Entfernung stehen, und rief: „Ich bin der Macdonald von Kingsburgh und gekommen, um Eurer Hoheit zu dienen.“ Der Flüchtling antwortete: „Nun das ist gut,“ und war sogleich mit dem Plane seiner Freunde einverstanden.

Während dieses geschahe, saß Miß Flora mit der Lady Margaret bei Tafel, und mit beiden zugleich speiste ein Offizier von der Armee, der mit einer Kompagnie Soldaten hier in Mugstot einquartirt lag, um für den Fall, daß etwa der Prinz sich auf die Insel Skye flüchten wolle, diesen Landungsplatz an derselben aufs Schärfste zu überwachen. In späteren Jahren pflegte die Miß oder nachmalige Mistreß Macdonald öfters mit dem Gentleman, der damals als gestrenger Offizier die Wache hatte, darüber zu scherzen, daß sie seine Wachsamkeit so glücklich getäuscht habe. Denn kaum war das Essen vorbei, da setzte sie sich vor den Augen der Soldaten und ihres Offiziers zu Pferde, während ihre angebliche, irländische Magd sammt dem Herrn von Kingsburgh und einem Diener, der das Gepack trug, zu Fuß neben ihr her giengen. Auf dem Wege nach Kingsburgh mußten die Fußgänger durch mehrere kleine Bäche waden. Bei dem ersten derselben nahm der Prinz, indem er vergaß, von welchem Geschlecht er den Schein angenommen, seine Frauenkleider, um sie nicht naß werden zu lassen, etwas höher als gewöhnlich hinauf, so daß Kingsburgh ihn, um den Argwohn der Späher nicht aufzuregen, zur Vorsicht ermahnte; bei dem nächsten Bache wollte der Flüchtling sein Versehen wieder gut machen, und

ließ seine Kleider, ohne sie zusammen zu halten, so ins Wasser schleppen, daß sie ganz naß wurden. Ueberhaupt konnte keiner ungeschickter dazu seyn, ein Frauenzimmer, sey es auch nur eine plumpe irische Magd, vorzustellen, als dieser Stuart mit seiner großen, starken Figur und den langen Schritten, welche er machte. In der That hatten auch etliche Frauen, die der kleinen Gesellschaft begegnet waren, daheim ausgesagt: „sie hätten unterwegs ein mächtig großes Weibsbild gesehen, das ihnen vorgekommen wäre wie ein verkleideter Mann, am Ende sey das der Prinz gewesen, um dessen Auffinden man sich jetzt so große Mühe mache!“ Aber diese Frauen gehörten zu dem treuen Volk der schottischen Hochländer, das einen Prinzen seines Königsstammes um keinen Preis würde verrathen haben.

Zu Kingsburgh fand der Flüchtling eine überaus herzliche Aufnahme, er war beim Abendessen in heitrer Stimmung und trank dann noch mit seinem alten Wirth ein gutes Glas Wein. Da er seit langer Zeit gar nicht aus den Kleidern gekommen war, und so manche Nacht schlaflos hingebracht hatte, war ihm das Ausruhen in einem guten Bette zur ganz besondren Erquickung und er schlief ohne aufzuwachen bis an den andern Nachmittag ein Uhr. Die Tochter des Hauses, die nachmalige Mistreß Corrichatachin, erzählte der Miß Flora, daß sie am Vormittag in das Zimmer ihres Vaters gegangen sey, welcher heute auch, vielleicht in Folge des gestrigen guten Glases Wein ungewöhnlich lang zu Bette lag. Sie weckte diesen auf und bat ihn, er möge doch machen, daß er sobald als möglich mit seinem Gast aus dem Hause und weiter käme, denn sie fürchte in jedem Augenblick die Ankunft einer herumstreifenden Patrouille von Soldaten, welche den Prinzen und ihn, als seinen Hehler aufgreifen würden.

Der alte Herr aber, (der nachmalige Schwiegervater der Miß Flora,) antwortete ganz ruhig seiner Tochter: „Laßt mir den armen Mann nach seinen langen, großen Anstrengungen in Frieden schlafen, und was mich betrifft, so kommt mir wenig darauf an, ob man mir mein altes graues Haupt um zehn oder elf Jahre früher nimmt, als es nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur ins Grab kommen müßte.“ Darauf wendete er sich um, hüllte sich wieder in seine Bettdecke und fiel sogleich wieder in festen Schlaf.

Endlich ließ denn auch am Nachmittag der Prinz in seinen irischen Mägdekleidern, an denen noch mancherlei zurecht zu rücken war, sich wieder sehen. Man erquickte ihn mit einem kräftigen Frühstück, und da seine Schuhe in sehr schlechtem Zustande waren, brachte ihm der alte Kingsburgh ein Paar neue, bat sich aber die alten zum Andenken aus, und versicherte dabei, daß er dieselben treulich aufheben wolle, bis Seine Hoheit einmal im sichren Sitz von St. James säßen, dann wolle er vor ihn hintreten, ihm die Schuhe zeigen und dabei ihn an den guten Abend und die Nacht zu Kingsburgh erinnern. Der Stuart lächelte und sagte: „seyd so gut als euer Wort.“

Der alte Kingsburgh bewahrte die Schuhe treulich bis an sein Ende; nach seinem Tode kaufte dieselben ein Edelmann, der ein eifriger Anhänger der Stuarts war, den Erben um 20 Guineen ab. Seine Gemahlin, die alte Mistreß Macdonald ließ, als der Prinz fort war, die Betttücher, auf und in denen derselbe geschlafen hatte, sorgfältig zusammenlegen, und befahl ihrer Tochter, daß sie dieselben nicht zur Wäsche geben, sondern so wie sie waren, sie aufbehalten solle, damit man einst, wenn sie stürbe, ihren Leichnam darein wickeln und sie mit ihr begraben könne.

Der Wunsch der alten guten Dame wurde von den Kindern gewissenhaft erfüllt.

Der Prinz, in Begleitung der heldenmüthigen Miß Flora und eines Dieners, machte sich noch an diesem Nachmittag auf den Weg nach Portree. Unterweges legte er seine Mägdekleider ab, und zog wieder die ihm bequemeren Männerkleider nach dem Zuschnitt der dortigen Volkstracht an. Nach dem Plane, den die Freunde entworfen hatten, sollte Stuart zu dem alten, treuen Rasay, einem der vornehmsten Häuptlinge der Hochländer gebracht werden, von welchem man meinte, er sey auf der Insel Skye an irgend einem sichern Ort verborgen. Der Sohn von ihm, der junge Lord Rasay hielt sich damals gerade drei englische Meilen von Portree bei seiner Schwester auf, um dort, mit liebender Sorgfalt seines Bruders des Doctor Macleod zu pflegen, welcher in der Schlacht von Culloden verwundet worden, jetzt aber wieder am Genesen war. Zu ihm, dem jungen Herrn von Rasay war einer der Getreuen, Herr Donald Roy schon am Vormittag vorausgegangen, um ihn nach dem Bergungsort des alten Rasay zu fragen und ihm die Absicht, die man zur Sicherung des Prinzen habe, mitzutheilen. Da erfuhr er, daß der alte Herr gar nicht auf Skye, sondern zu Knoidart im Glengarydistrict versteckt sey. Die treuen Männer sannen hin und her und zuletzt schien es ihnen für die Sicherheit des Prinzen das Beste, daß dieser sich auf die Insel Rasay flüchte und dort abwarte, bis man dem Herrn von Rasay Nachricht ertheilt, und von ihm die Weisung erhalten habe, was weiter zu thun sey. Aber wie sollte man den Flüchtling von Skye hinüberbringen nach Rasay? Den Leuten in Portree war nicht ganz zu trauen, und alle Fahrzeuge, die nach Rasay gehörten oder an dieser Insel sich fanden,

waren von dem Militär hinweggenommen oder zerstört, mit Ausnahme von zweien, die ein Eigenthum des Kapitän Malcolm waren, und welche dieser an einem guten Ort versteckt hatte. Als der dem Tod in der Schlacht kaum entronnene Doctor Macleod von diesen Verlegenheiten hörte, erklärte er, daß er gern bereit sey, sein Leben für Stuart noch einmal zu wagen, und alsbald machte er sich mit Hülfe seines Bruders und einiger Frauen ans Werk; man schob und trug einen kleinen Kahn, der in einem Teiche lag, mit ganz unsäglicher Mühe eine englische Meile weit über den Sumpf sowie über eine steile Felsenhöhe nach der Meeresküste hin, und ruderte in dem leichten, für eine Seefahrt schlecht geeignetem Fahrzeuge hinüber nach der Insel Rasay. Zu ihrer großen Freude fanden die beiden Brüder dort den alten Kapitän Malcolm, ihren Vetter in seinem Hause und dieser brachte sogleich sein Boot und zwei handfeste Männer, den John M'Kenzie und Donald M'Friar als Ruderer herbei. Malcolm als der älteste und vorsichtigste unter der Gesellschaft nahm den jungen Herrn von Rasay bei Seite und bat ihn, da er bisher noch in keiner Weise an dem Aufstand zu Gunsten der Stuarts Theil genommen habe, er möge auch jetzt sich nicht in die Gefahr begeben, sondern die Ausführung des Unternehmens seinem Bruder dem Doctor und ihm überlassen, da sie beide ohnehin schon schwarz genug von der englischen Regierung bezeichnet wären und sich nichts daraus machten, ob sie etwas mehr oder weniger Schuld für den Galgen auf sich lüden. Der junge Rasay aber betheuerte mit einem Schwur, daß Nichts ihn abhalten solle mit Gefahr seines Gutes und Blutes dem Prinzen beizustehen. — „Nun dann in Gottes Namen," sagte der Kapitän, „laßt uns vorwärts machen." — Jetzt aber gab es mit den beiden Ruderern einen neuen

Anstand, diese wollten durchaus wissen, wohin die Fahrt gehen solle und M'Kenzie erklärte trotzig, er werde kein Ruder anrühren bis man ihm sage, wohin man wolle. Darauf nahm der Kapitän den beiden die eidliche Versicherung ab, daß sie das, was er ihnen sagen werde, geheim halten wollten, man eröffnete ihnen, welchen Zweck die heutige Fahrt habe und die braven Leute, da sie hörten, es gälte die Rettung ihres geliebten Stuart, ruderten frisch ins Meer hinein und führten das Boot an eine Stelle der Felsenküste von Skye hinan, welche etwa eine halbe Meile vom Wirthshaus in Portree ablag.

Dieses Alles, das mühsame Hinschleppen des kleinen Kahnes aus dem Teich an die Seeküste, die Fahrt in demselben nach Rasay, dann in dem Boot des alten Kapitäns wieder nach Skye herüber war ins Werk gesetzt worden, noch ehe der Prinz mit seinen beiden Begleitern in die Nähe von Portree kam. Malcolm und M'Friar waren abgesendet, um auf den Weg zu schauen, von wo der Flüchtling herkommen mußte. In Kurzem sahen sie ihn nahen und mit seinen Begleitern in das Wirthshaus hineintreten. Hier empfing ihn Donald Roy, den er schon in Mugstot gesehen hatte und berichtete ihm was der Erfolg seiner Sendung zu dem jungen Rasay gewesen sey. Der Prinz wollte bei dem Inhaber der Schenkwirthschaft eine Guinee wechslen lassen und da der Wirth in allem nur 13 Schillinge hatte, war er schon im Begriff ihm das Goldstück (dessen Werth 21 Schillinge beträgt) dafür zu lassen, als Donald Roy ihn auf die Gefahr aufmerksam machte, in welche er durch seine Freigebigkeit, die gar leicht auf hohen Stand schließen ließe, gerathen könne. Nachdem er von seiner schönen, heldenmüthigen Retterin, der Miß Flora, welche er später niemals wieder sahe, dankbaren Ab-

schied genommen hatte, eilte der Prinz in Begleitung des treuen Donald Roy hinaus an die abgelegene Bucht der Felsenküste, wo das Boot seiner wartete. Hier stellte ihm sein Begleiter den alten Malcolm als einen Kapitän in dem Stuartschen Heere der Hochländer persönlich vor und nach diesem auch den jungen Herrn von Rasay und dessen Bruder, den Doctor, welche beide mit ängstlicher Erwartung im Boote geblieben waren. Stuart verbat sich alle die Ceremonien, welche man seinem Stande erweisen wollte, er bäte, sagte er, um die Freundschaft, daß sie ihn Alle nur wie einen Ihresgleichen betrachteten und behandelten.

Donald Roy stellte sich auf einer Anhöhe der Insel auf den Wachtposten, wo er über Land und Meer eine weite Aussicht hatte, um in jedem Augenblick seinen Freunden ein Zeichen geben zu können, wenn eine Gefahr oder ein mögliches Hinderniß der Ueberfahrt sich nahe; man wartete das Dunkel der Nacht ab: dann brachte der alte Malcolm mit Hülfe seiner beiden kräftigen Ruderer, die mit jeder Klippe im Meere bekannt waren, seinen hohen Schützling wohlbehalten nach Rasay. Der Prinz hatte während der Ueberfahrt ein wenig geschlafen, man kam bei Tages Anbruch (nach 3 Uhr des Morgens) bei Rasay an, der Kapitän versteckte sein Boot und nun übernahm der junge Herr von Rasay hier in seinem Eigenthum und Besitzthum seiner Väter die Pflichten der Vorsorge und Gastfreundschaft gegen den königlichen Gast.

Aber wie schwer war ihm jetzt die Erfüllung dieser Pflichten gemacht! Das englische Militär hatte hier, wo der Sitz eines der vornehmsten Häupter der Stuartschen Parthei, des alten Rasay war, wie in Feindes Landen gehaust, nicht nur das herrschaftliche Wohngebäude, sondern fast alle Häuser auf der Insel waren niedergebrannt, mit

Mühe fand man eine jetzt leer stehende bretterne Hütte auf, die sich die herumziehenden Schäfer zu einer nächtlichen Station errichtet hatten. Hier trugen die Freunde einen Haufen von Haidekraut zusammen und bereiteten daraus für den verehrten Gast Lager und Ruhesitz, zündeten in einem Winkel der Hütte ein Feuer an, und brachten die Vorräthe von Lebensmitteln hervor, die man aus Kingsburgh mitgenommen hatte. Es verdient bemerkt zu werden, daß der Prinz niemals Waizenbrod aß, oder irgend ein kostbareres geistiges Getränk zu sich nahm, wenn er auf seinen Wanderungen Haferbrod und schottischen Whisky (Wachholderschnaps) haben konnte, denn, so sagte er, dies ist die Speise und das Getränk meines Vaterlandes, ein Zug, welcher sammt mehreren andren von ähnlicher Art die Anhänglichkeit der Hochländer an seine Person nicht wenig verstärkte.

Da der junge Herr von Rasay der Einzige in der Gesellschaft war, welcher, weil er an dem Aufstand der Hochländer keinen persönlichen Antheil genommen, sich öffentlich zeigen konnte, machte er sich auf den Weg durch seine kleine, väterliche Insel, um einige frische Provisionen für seinen Gast aufzutreiben. Obgleich er jedoch hier unter den Heerden seiner eignen Kühe, Schafe und Ziegen sich befand, durfte er es dennoch nicht wagen, ein Stück von diesen nach der Hütte seines Gastes hintreiben zu lassen, aus Furcht Verdacht zu erregen. Wie ein Dieb stahl er von einer der Heerden ein Zicklein hinweg, das er unter seinen buntgestreiften, schottischen Mantel versteckte und so nach der Hütte trug, wo man es schlachtete, und zu einem Mahle bereitete, das Allen sehr schmackhaft dünkte. Der Prinz, dessen Gemüth in den letzten Zeiten durch die Uebermacht der wechslenden Ereignisse, dessen Leib durch anhaltende

Anstrengungen, Nachtwachen und Entbehrungen überwältigt war, überließ sich auf seinem Lager von Haidekraut einem lang anhaltendem Schlafe, welcher jedoch nach Malcolms Aussage durch lebhafte Träume, in denen er bald englisch, bald französisch oder italienisch sprach*), sehr beunruhigt war. Einmal rief er sehr vernehmlich auf englisch: „O Gott, das arme Schottland!“

Während die kleine Gesellschaft in der bretternen Schäferhütte verweilte, hatte man die beiden Bootsmänner, den John M'Kenzie und den M'Friar als Schildwachen auf einige der benachbarten Hügel beordert, damit sie Alles, was ihnen verdächtig vorkäme, alsbald zur Anzeige brächten. Eines Tages geschahe es, daß ein Mann, der einen Handel mit Rauchtabak trieb, in der Nähe der Hütte vorübergieng. Keiner aus der Gesellschaft kannte ihn und es konnte wohl seyn, daß er ein Spion war. M'Kenzie kam gelaufen und kündigte den Herren in der Hütte an, daß eine verdächtige Person sich ihnen nahe. Die drei Gentlemen: der junge Herr von Rasay, Doctor Macleod und der alte Malcolm hielten alsbald einen Kriegsrath und waren einstimmig der Meinung, daß man den verdächtigen Menschen nicht am Leben lassen dürfe. Diesem widersetzte sich Prinz Carl mit großem Ernst und sagte: „Gott verhüte es, daß wir einem vielleicht unschuldigen Menschen das Leben nehmen, um auf bloßen Verdacht hin unser eignes damit zu schützen.“ Die die drei Gentlemen bestunden dennoch auf ihrem Vorsatz, während Stuart seinerseits auf Schonung des fremden Le-

---

*) Miß Flora äußerte übrigens bei dieser Erzählung, daß jener Aussage ihres alten Vetters nicht unbedingt zu trauen sey, da sich seine Sprachkunde wohl kaum über die Gränzen des ersischen und englischen hinaus erstreckt habe.

bens drang. Da rief der Bootsmann M'Kenzie, welcher, als Wache an der Hüttenthür stehend, die Verhandlung mit angehört hatte, auf ersisch hinein: „Wohl, wohl, der Kerl muß erschossen werden. Ihr Herr seyd der König, wir aber sind das Parlament und wir werden thun was wir wollen." Prinz Carl, der die ersische Sprache nicht verstand, ließ sich das, was der Mann gesagt hatte, auf englisch übersetzen und mußte, mitten in der gefahrvollen Lage, in welcher er so eben sich befand, herzlich laut über die treuherzige Aeußerung des ehrlichen Seemannes lachen. Zum Glück hatte der unbekannte Mann es nicht bemerkt, daß Leute in der kleinen Schäferhütte waren, er gieng ohne die Gefahr zu ahnen, die ihm gedroht hatte, ziemlich weit von derselben vorüber. Später erfuhr man, daß der gute Bursch unter der Armee der Hochländer gedient hatte, und daß er selber zu der Parthei der Verdächtigen gehörte. „Wäre er", so sagte der alte Malcolm, „uns zu nahe gekommen, dann hätte ers mit dem Leben büßen müssen. Denn mitnehmen konnten wir ihn nicht und fortlassen auch nicht. In solcher Lage, fügte der Kapitän hinzu, hätte ich meinen eignen Bruder niedergeschossen, wenn ich seiner unverbrüchlichen Treue nicht vollkommen versichert gewesen wäre.„

Der nämliche M'Kenzie, der damals Bootsmann war und bei der Hütte die Wache hielt, so spricht bei dieser Gelegenheit in seinem Reisejournal Boswell, der Begleiter des Doctor Johnson, lebt noch jetzt (um 1785) und ich habe ihn vor nicht langer Zeit in Rasays Hause gesehen. Vor etwa 18 Jahren hat er beim Tanz seinen Schenkelknochen gebrochen, man hat ihm denselben abnehmen müssen, und er knappt nun mit einem hölzernen Bein herum. Ich gab ihm einen Schilling, damit er auf Rasays Gesundheit tränke, und fragte ihn, nachdem ich ihn auf die Geschichte mit dem

Parlament in der Schäferhütte gebracht hatte, womit man noch immer unter den Bekannten ihn neckt: „Sag mir doch John, wie kamst du auf den Gedanken, daß das Parlament ohne den König thun dürfe was es wolle?“ — „Ich meinte,“ sagte John, „da sind viele Stimmen gegen nur eine.“

Mehrere Tage lebte der Prinz ohne weitere Anfechtung mit der kleinen Gesellschaft seiner Getreuen in der Bretterhütte; gern, so äußerte er, wolle er zehn Jahre lang bei all solchen Entbehrungen und Mühseligkeiten und dennoch ein Freier unter solchen Freunden ausharren, als, wenn sie auch wirklich seines Lebens verschonten unter Feinden als Gefangener leben. Er hoffte um diese Zeit schon sehr bestimmt auf die Ankunft eines französischen Schiffes, das ihn nach Frankreich retten sollte. Dieses Schiff war nach Lochbroom bestellt und der Kapitän desselben hatte den Auftrag sich dort an das treuergebene Haus der Mackenzies zu wenden. Malcolm und seine Gefährten erklärten sogleich ihre Bereitwilligkeit den hohen Schützling in ihrem Boot nach Lochbroom zu bringen, obgleich die Fahrt, 15 Meilen an der Küste hin eine sehr gefährliche war. Stuart jedoch wollte sich und die Seinen nicht aufs Unsichre hin dieser Gefahr aussetzen, er bat den jungen Rasay vorher Erkundigungen einzuziehen. Dieser schrieb sogleich an seinen Freund den Herrn Mackenzie von Applecroß zu Lochbroom und bald kam die Nachricht zurück, daß noch kein französisches Schiff sich gezeigt habe.

Jedes längere Verweilen an einem und demselben Orte war um diese Zeit höchst bedenklich, man beschloß deshalb wieder hinüber nach der Insel Skye zu fahren. Die Nacht war stürmisch, das Meer ging hoch, das Boot füllte sich zum Theil mit Wasser, da fragte der Prinz, der noch nie in so kleinem Fahrzeug auf stürmischem Meere gewesen

war, seine Begleiter, ob Gefahr sey, und als diese kühnen Seeleute es verneinten, sang er mit großer Munterkeit ein kleines, ersisches Volkslied, das er bei seinem Bemühen um das Bekanntwerden mit der ersischen Sprache seit Kurzem gelernt hatte. Man landete endlich bei Strath, wo sich die kleine Gesellschaft in einem Kuhstall verbarg, der dem Herrn Nicholson van Scorbreck gehörte. Von hier sendete Stuart zuerst den jungen Rasay hinweg mit dem Auftrag, daß er den Donald Roy aufsuchen und mit ihm gemeinsam auf Erkundigungen über die Stellung und etwaige Absichten der Feinde ausgehen möchte. Darauf ertheilte er dem Dr. Macleod den Befehl, für ein Boot zu sorgen, das etwa 7 Meilen von da an der Küste bereit liegen solle, denn er habe Dinge von großer Wichtigkeit vor, und zugleich gab er dem Doctor ein kleines Besteck mit silbernem Löffel, Messer und Gabel zum Aufheben, bis er, wie seine Aeußerungen schließen ließen, nach zwei Tagen ihn wiedersähe. Eigentlich aber gieng der Prinz im Geheim mit einem ganz andern Plane um, in welchen er nur so wenig als möglich Personen verwicklen wollte, denn bald nachdem er diese nicht ernstlich gemeinten Anordnungen getroffen, nahm er den alten Kapitän Malcolm bei Seite, gieng mit ihm, bei nächtlicher Weile hinaus ins Freie und sprach zu ihm: „Ich lege jetzt mein Leben und mein Schicksal ganz in eure Hände, mit der Bitte, daß ihr mich zu dem Laird von Mackinnon geleiten möchtet.“ — Malcolm machte ihn auf die ungemeinen Gefahren dieses Wagstückes aufmerksam, da so viele feindliche Truppen die Gegend, durch welche der Weg führte, besetzten und durchzögen. „Man kann,“ erwiderte Stuart, „jetzt keinen Schritt thun, bei dem nicht Gefahr wäre.“ Hierauf theilte er dem Kapitän den Plan mit, nach welchem dieser den Herrn und er selber seinen

Knecht vorstellen sollte, tauschte mit ihm jene Kleidungsstücke, die einen vornehmeren Schein hatten, obgleich sie alle zur schottischen Landestracht gehörten, gegen die um, die der alte Seemann an seinem Leibe trug, nahm einen Reisesack, in welchem Wäsche enthalten war, auf seine Schultern und machte sich sogleich mit seinem Begleiter auf den Weg.

Malcolm, der doch selber ein vortrefflicher Fußgänger war, erzählte später, daß er kaum habe mit dem Prinzen fortkommen können, denn dieser hatte sich während seines Aufenthaltes in Italien durch die häufigen Jagdparthien, welche er mit machte, zu einem tüchtigen Läufer gebildet und war dabei selbst noch jetzt in all seiner Noth ein so eifriger Jäger, daß ihn der Kapitän kaum von dem Versuch abhalten konnte, auf eine Kette von Rebhünern zu schießen, was in solcher Lage, wo man gern, um kein Geräusch zu machen, in Strümpfen hätte einhergehen mögen, gerade nicht rathsam gewesen wäre.

Die beiden Wandrer zogen so vorsichtig als möglich durch Dick und Dünn über das Gebirge hin. Malcolm, der hier auf der Insel mit jedem Flecken Landes so bekannt war, wie mit den Beeten seines Krautgartens, wußte durch manchen Umweg bald zur Rechten bald zur Linken jedes Haus so wie jeden Punkt zu umgehen, auf dem sich ein Wachtposten oder Späher finden konnten. Unterwegs fragte er einmal den Stuart, was er wohl zu thun gedächte, wenn sie in die Hände der herumstreifenden Soldaten fielen? — „Kämpfen für meine Freiheit,“ sagte der Prinz. Ein andres Mal fragte dieser den Kapitän, ob man ihn wohl in seiner gegenwärtigen Kleidung erkennen werde? — „Ohne allen Zweifel,“ antwortete Malcolm. „Dann will ich,“ sprach der Prinz, „mein Gesicht mit Pulver schwärzen.“ „Nur um so leichter,“ sprach der Kapitän, „wird man euch erkennen.“ Hie-

rauf warf der Stuart, wie in Verzweiflung seine französische Perücke, die er bisher noch immer unter der schottischen Mütze wie unter der irischen Mägdehaube getragen, von sich, band ein Taschentuch um seinen Kopf, zog eine weiße Nachtmütze darüber, riß die Manschetten von seinen Hemdärmeln ab, nahm die Schnallen aus den Schuhen heraus, und ließ sich dieselben mit Bindfaden zusammenschnüren; Malcolm schüttelte den Kopf und sagte: „Auch so wird man euch noch erkennen.“ „Ei,“ sagte der Stuart, „warum habe ich doch ein so abscheuliches Gesicht, daß Jeder, der mich nur einmal gesehen, mich wiederkennen muß?“

Als sie noch zwei Meilen von Mackinnons Schloß entfernt waren, fragte ihn Malcolm, ob er wünsche den Laird zu sehen? — „Nein,“ antwortete Stuart, „das möchte ich um keinen Preis. Ich weiß wohl, daß der Herr von Mackinnon einer der edelsten, besten Männer ist, aber zu meinem gegenwärtigen Zwecke kann ich ihn nicht brauchen. Führt mich in irgend ein andres Haus, doch wünsche ich, daß es das Haus eines Mannes von gutem Stand und einiger Bildung seyn möge.“

Der Kapitän kannte in dieser Art kein besseres, für ihn selber gelegneres Haus als das seines eignen Schwagers, des John Mackenzie, eines nahen Verwandten des Laird. Indem sie beide nicht mehr fern von diesem Ziele waren, begegnete ihnen ein Mann, mit Namen Roß, der als gemeiner Soldat im Heere der Hochländer gedient hatte. Dieser faßte den Stuart lange und fest ins Auge, erkannte denselben und schlug die Hände zusammen mit dem Ausrufe: „O wehe, dahin ists also gekommen!“ Malcolm fragte den Prinzen, was da zu thun sey, und dieser befahl ihm, daß er den Menschen solle schwören lassen, seine Entdeckung geheim zu halten. Hierauf zog der Kapitän sein

großes Waidmesser und ließ den Mann auf die nackte Klinge desselben einen feierlichen Eid schwören, daß er Niemand etwas davon sagen wolle, daß er den Prinzen gesehen habe, bis dahin, wo man aus öffentlichen Nachrichten wisse, daß derselbe in vollkommner Sicherheit sey.

Es war noch ganz früh am Morgen als Malcolm mit seinem Begleiter in das Haus seiner Schwester eintrat. Diese fragte ihn, wer der Mann sey, den er da mit sich brächte. Der Kapitän sagte, es sey ein gewisser Louis Caw aus Crieff, der so wie er selber wegen seiner Theilnahme an der Sache des Stuart habe flüchtig werden müssen. Er habe ihn als Knecht angenommen, aber er sey ihm unterwegs krank geworden. — „Der arme Mann,“ sagte sie, „ich habe Mitleid mit ihm; sein Aussehen flößt mir herzliche Theilnahme ein.“

Malcolms Schwager, der Hausherr, war über Land gegangen, man erwartete ihn aber bald zurück. Die Schwester trug indeß für ihren Bruder ein reichliches hochschottisches Frühstück auf. Der Kapitän rief seinem Begleiter zu: „Meister Caw, Ihr bedürft eines kräftigen Bissens eben so sehr als ich, es ist da genug für uns beide, rückt näher heran und langt zu.“ Stuart, der bisher die Rolle eines Knechtes sehr gut gespielt und mit abgezogner Mütze sich ehrfurchtsvoll in einiger Entfernung von seinem Herrn gesetzt hatte, stund auf, machte einen tiefen Bückling und setzte sich dann neben seinen vorgeblichen Herrn zum Frühstück, das er sich trefflich wohlschmecken ließ. Nach dem Frühstück trat ein altes Weib herein, welche nach altem Gebrauch der Gastfreundschaft warmes Wasser mit sich brachte, darin sie dem Malcolm die Füße wusch. Der Kapitän begehrte von ihr, daß sie auch dem armen Manne, den er da bei sich habe, die Füße waschen solle. Da regte sich in der Alten

der Stolz; ihr schien es unter ihrer Würde, daß sie einem Bettelmann solche Ehre erweisen solle, nach der umschreibenden Redeart der Hochländer sagte sie: „Ich will wohl deines Vaters Sohne die Füße waschen, wie kannst du aber verlangen, daß ich auch seines Vaters Sohne die Füße wasche?“ Nach einigen begütigenden Worten des Kapitäns that sie indeß dennoch das, was er begehrte.

Die beiden Wanderer nach der letzten, ganz schlaflos und in starker Anstrengung zugebrachten Nacht legten sich jetzt zu Bette und schliefen einige Stunden. Als Malcolm erwacht war, sagte man ihm, daß so eben sein Schwager, Herr John Mackinnon, den Hügel herunter auf sein Haus zugienge, und er eilte sogleich hinaus ihm entgegen, um ihn zu sprechen, noch ehe er den Prinzen Carl zu Gesicht bekäme. Nach der gegenseitigen Begrüßung fragte Malcolm seinen Schwager, indem er mit der Hand hinaus aufs Meer deutete: „Was würdest du sagen, John, wenn auf einem der Seegelboote dort der Prinz als Gefangener säße?“ — „Das wolle Gott verhüten,“ sagte John. — „Wie aber, wenn wir ihn hier hätten?“ — „Ich wollte wir hätten ihn hier, wir würden aufs Beste für ihn sorgen.“ — „John,“ sprach Malcolm, „der Prinz ist in deinem Hause.“ — Mackinnon, vor Freude außer sich, wollte sogleich in sein Haus laufen, um dem werthen, hohen Gaste seine Ehrerbietung zu bezeugen, sein Schwager aber hielt ihn zurück, und sagte: „Jetzt mußt du vor allem dich klug und vernünftig betragen, damit du nichts machst, wodurch der Prinz könnte verrathen werden.“ John nahm sich zusammen, und nachdem er alle seine Knechte und Mägde mit vielerlei Aufträgen, die er in der Schnelle sich ausgesonnen, außer Haus gesendet hatte, trat er hinein zu seinem Gast und ließ seiner Freude über das Glück eines solchen Besuches freien Lauf.

Schon vor der Ankunft in Mackkinnonshaus hatte Malcolm seinem hohen Schützling den Rath gegeben, so schnell als möglich die Insel Skye zu verlassen, und hinüber zu fahren an das nahe, schottische Festland. Die Feinde hatten die Spuren des Flüchtlinges, auf dessen Entdeckung ein so hoher Preis stund, verfolgt, von Long Island nach Skye, dann quer durch diese Insel hindurch nach Portree, dort aber hatten sie dieselbe verloren. Offenbar war es, daß die Verfolger noch immer der Meinung waren, der so viel Gesuchte sey auf Skye verborgen, darum wimmelte es auf dieser Insel von Spähern, und der geringe Raum war doch zuletzt leicht, bis ins Kleinste zu durchforschen. Darum schien es dem Kapitän, und durch das, was dieser sagte zuletzt auch dem Stuart das Gerathenste, daß dieser sich hinüber flüchte nach Schottland, und sich dort in den Schutz des mächtigen Macdonald von Scothouse begebe. Diesem, zwischen den beiden besprochnen Plane gemäß, äußerten sie sich auch gegen den Herrn John, und ersuchten denselben bald möglichst ein Boot, das in der Nähe seines Hauses lag, obgleich es sehr klein und dazu auch schadhaft war, in Bereitschaft zu setzen, damit sie unverzüglich darin nach der nahen Küste überfahren könnten. John Mackkinnon jedoch, in seiner guten, sorglichen Meinung dachte darüber anders, denn als er nach einiger Zeit zurückkam, kündigte er dem Prinzen an, daß so eben der Laird von Mackkinnon und seine Gemahlin im Begriff wären, Seine Hoheit in dem schönsten Boote des Lairds abzuholen. Dem Prinzen Carl war diese Höflichkeitsbezeugung keineswegs erwünscht, und er sprach sich auch darüber unverholen gegen seinen treuen Malcolm aus, meinte indeß, man müsse sich aufs Beste in diese unerbetene und unerwartete Gefälligkeit des edlen Paares fügen. Indeß kam der Laird

von der Küste herauf nach dem Hause des John, vor dessen Thüre der Prinz mit Malcolm stund, er bezeugte dem hohen Reisenden seine Ehrerbietung und lud denselben ein, ihn zu seiner Gemahlin zu begleiten, welche unten in einer Grotte, die zum Lusthaus eingerichtet war, der Gäste wartete. Hier wurde die Gesellschaft mit Wein und kalter Küche aufs Beste bewirthet und zugleich erklärte der Laird, daß er von jetzt an für die Sicherheit und das Weiterkommen seines erlauchten Schützlinges Sorge tragen wolle. Hierdurch ward des Kapitän Malcolms weitre Begleitung überflüssig und fast unmöglich, er erklärte seinen Wunsch, sich bei dem Prinzen beurlauben zu dürfen. Dieser schrieb noch in aller Eil einige Zeilen, darin er all seinen Freunden auf der Insel seinen herzlichen Dank aussprach für die Beweise von Anhänglichkeit und Liebe, die sie ihm, während seines Aufenthaltes unter ihnen, gegeben hatten. Zugleich theilte er ihnen seinen Entschluß mit, die Insel Skye jetzt zu verlassen, und bat den jungen Herrn Rasay so wie den Doctor Mackleod nun nicht länger auf seine Wiederkunft zu warten. Er unterzeichnete sich in diesem Billet als J a m e s T h o m s o n und händigte dasselbe dem treuen Malcolm ein, von welchem er einen recht herzlichen Abschied nahm, und ihm noch eine silberne Hosenschnalle zum Andenken so wie 10 Guineen aus seinem Beutel für die Bootsleute (?) aufnöthigte. Der Kapitän hätte gern wenigstens die Geldspende von sich gewiesen, um so mehr da es ihm schien, als sey der Beutel des Prinzen eben nicht sehr reich gefüllt, er erklärte deshalb dem hohen Geber, daß er selber etwas Gold in der Tasche habe, welches er Seiner Hoheit zu Ihrer Verfügung anbiete, Stuart aber bestund mit Lebhaftigkeit auf der Annahme des Geschenkes. „Ihr könnt das Geld,“ sprach er, „in der jetzigen Zeit wohl brauchen, und

ich, wenn ich hinüber ans Festland komme, finde desselben genug."

Der alte Malcolm, um zuerst noch von diesem Einiges zu sagen, kehrte auf geradem Wege zunächst zu den beiden seiner wartenden Freunden und dann, nachdem er allen Gastfreunden des Prinzen auf Skye die Abschiedsnote desselben mitgetheilt hatte, nach seiner Wohnung zurück. Hier wurde er, ohngefähr zehn Tage nachher von englischen Soldaten aufgegriffen, an Bord eines Schiffes gebracht, und als Gefangener nach London abgeführt. Wie er erzählte, wurden zwar die Gefangenen, welche der thätigen Theilnahme an dem Kriege für die Stuarts beschuldigt waren, im Ganzen ziemlich hart behandelt, in dem Schiffe jedoch, auf welchem er transportirt wurde, gab es gutgelaunte und gastfreie Soldaten, welche ihn öfters zu ihren Mahlzeiten einluden und ihn an Nichts Mangel leiden ließen. Auch in London wurde er nicht, wie Andre in Ketten und in einen Kerker gelegt, sondern als Gefangener in das Haus eines Gerichtsdieners Namens Dick gebracht, wo es ihm ganz erträglich gieng. Zu seinem Erstaunen fand sich, da er doch so offen an dem Kriege seiner Landsleute Theil genommen, nur ein einziges Zeugniß, das für seine Anschuldigung sprach, und er wurde deshalb, aus Mangel an hinlänglichen Beweisen frei gesprochen. Er fügte, indem er dieses erzählte, hinzu, daß er sich mit allem Recht und Wahrscheinlichkeit im gelindesten Falle auf ein Verbannungsurtheil, wo nicht, wie dies den meisten seiner Mitschuldigen zuerkannt wurde, auf das Todesurtheil gefaßt gemacht hatte, „aber," so sagte er, „ich bin niemals in meinem Leben so bereit zum Sterben gewesen als damals." Hierbei bemerkt Boswell, daß in dieser Aeußerung eine große psychologische Wahrheit liege, denn ein Mensch

sey zu einer Zeit mehr und besser auf den Tod gefaßt, als zu einer andren und namentlich sey die Begeisterung für irgend eine, sey es mit Recht oder mit Unrecht, dem Gemüth edel und herrlich erscheinende Sache ein kräftiges Mittel die Furcht vor dem Tode zu besiegen, welche bei ruhiger Stimmung und kälterer Ueberlegung, so leicht uns anwandelt.

Es traf sich, daß gerade damals auch Miß Flora Macdonald in London verweilte. Der hohen Freundin, bei welcher sie zu Besuche war, lag sehr viel daran, daß die Miß auf ihrer Reise zur Post, nach Schottland, in guter Gesellschaft seyn möchte, und sie ersuchte deßhalb dieselbe, sich nach einem ihr anständigen Begleiter umzusehen. Wen hätte sich die junge Dame lieber zu diesem Zweck erwählen sollen, als den alten Landsmann und Freund ihres Vaterhauses: den Kapitän Malcolm. „Und so geschahe es,“ sprach dieser mit triumphirender Miene, „daß ich den Hinweg nach London auf englische Kosten, umsonst machte, um dort mit des Seilers Tochter, der Schnur am Galgen zusammengepaart zu werden, und daß ich die Heimreise abermals umsonst, auf Kosten der Lady Primrose und noch dazu in Gesellschaft der schönen Miß Flora machen durfte.“

Der Laird von Mackinnon hatte den Prinzen Carl Eduard glücklich an die entgegengesetzte Küste des Festlandes, an die von Knoidart hinübergebracht. In derselben Stunde, darin dies geschahe, befand sich der alte Rasay, dem die Botschaft von Stuarts Anwesenheit auf Skye zugekommen war, ebenfalls auf einer Seefahrt und zwar in entgegengesetzter Richtung, von der schottischen Küste hinüber nach Skye, um dort dem königlichen Flüchtling seine Dienste anzubieten. Die beiden Fahrzeuge kreuzten sich auf ihrem Wege, da aber jede der beiden Partheien

der andren, die ja eine feindliche seyn konnte, mißtraute, wichen sie einander so weit als möglich aus dem Wege.

Hier enden jene ausführlicheren und genauen Berichte, welche wir den eingezognen Erkundigungen und Mittheilungen des gelehrten Boswell verdanken. Aus andren gleichzeitigen wie späteren Berichten wissen wir, daß der Prinz Carl Eduard nach seiner Rückkehr von den hebridischen Inseln in das Hochland und die Küstengegenden von Schottland noch mehrere Monate in beständiger Lebensgefahr, unter vielen Entbehrungen, Noth und Mangel sich herumtrieb. Nur der unverbrüchlichen Treue und der Alles aufopfernden Ergebenheit seiner schottischen Hochländer verdankte er seine Rettung. Diese brachten ihn von Höhle zu Höhle, von Kluft zu Kluft, versteckten und pflegten den öfters von Frost und Regen halberstarrten Mann, mit eigner Lebensgefahr in ihren Häusern und Hütten, bis er endlich von Lochnarach aus in eine jener drei französischen Fregatten entkam, welche schon seit einiger Zeit, um ihn zu retten, in der Nähe der schottischen Küstengegenden herum steuerten. Am 29. Sept. 1746 verließ er das Land, in welchem er ein Jahr vorher, dem anfänglich so günstigen Glück seiner kühnen Waffenthaten vertrauend sich selber zum Regenten, seinen Vater Jacob III. zum Könige der drei großbritannischen Reiche ausrufen lassen, und zu Edinburg alle Ehren und Freuden eines glänzenden Hofstaates genossen hatte. Diese kurzen Ehren waren übrigens theuer erkauft gewesen, dies bezeugten die Wittwen und Waisen, die niedergebrannten Häuser und Hütten, die verarmten, zu Bettlern gewordnen Familien jener Tausende von treuen, tapferen Männern, die es für eine in der alten Ordnung ihres Vaterlandes geheiligte Pflicht gehalten, für den Erben des einheimischen Königsthrones Alles was sie hatten und

selbst das eigne Leben dahin zu geben, um demselben zu seinem vermeintlichen Rechte zu helfen. Wen sollte die kindliche und zugleich mannhaft kräftige Treue eines einfältig frommen, edlen Volkes nicht mit Achtung erfüllen, obgleich diese treue Anhänglichkeit einem Königsgeschlechte galt, über dessen Geschichte, mehr fast als über der eines andren bekannten Fürstenhauses der neueren Zeit ein öfters selbst verschuldetes, blutiges Verhängniß gewaltet hat. Denn der erste königliche Ahnherr dieser schottischen Herrscher Jacob I. starb, nachdem er 18 Jahre in England gefangen gewesen, in seinem eignen Lande unter der Hand der Mörder, sein Sohn, Jacob II. fiel, erst 19 Jahre alt, in einem Treffen gegen die Engländer. Jacob III. war zuerst ein Gefangener, und wurde dann ein blutiges Opfer der Aufwiegler, im offnen Kampfe gegen diese. Jacob IV. endigte in einer unglücklichen Schlacht; seine Enkelin, Maria Stuart auf dem Blutgerüste und dasselbe Schicksal theilte mit derselben ihr Enkel Carl I. König von Schottland und England. Sein Sohn König Jacob, für England der zweite, für Schottland der siebente dieses Namens, wurde aus seinen drei Reichen vertrieben, und zugleich machte man seinem Sohn die Aechtheit der Abstammung streitig; diesem Sohne, der durch das vergebliche Ringen nach der Schattengewalt einer Königskrone schon so manchen seiner treusten Anhänger auf das Blutgerüst gebracht hatte. Auch Carl Eduard, dessen Rettungsgeschichte wir so eben beschrieben, ward im Verlauf der Ereignisse seines Lebens gewogen und zu leicht befunden. Denn seine, fast bis zum Wahnsinn gehende Erbitterung über das Gebot seiner Entfernung aus Frankreich, welches diesem der Aachner Frieden auferlegte, sein kindisch eitles, anspruchsvolles Benehmen in Rom, wo er seit dem Tode seines Vaters im

J. 1766 bis zu seinem eignen Tode im J. 1788 von einem Gnadengehalt des päpstlichen Stuhles lebte, läßt selbst in den Zügen seines ersten jugendlichen Auftretens und seines heldenmüthigen Benehmens, an der Spitze seiner schottischen Hochländer eine Blüthe errathen, welche entweder damals schon von einem innren Wurme gestochen oder wenigstens empfänglich für das Gift eines solchen Stachels war, dessen Einfluß Englands eigenthümliche Kraft und Wirksamkeit in einer Zeit gelähmt hätte, wo dieselbe für die Jahre, welche kommen sollten, so nothwendig war.

Aber abgesehen hiervon, abgesehen selbst von dem so schwer gebüßten Verschulden des hochschottischen Volkes an der nun einmal festgesetzten Gewalt der ordnungsgemäßen, auf das Anhalten am Gesetz gegründeten Obrigkeit, bleibt uns dennoch die treue Anhänglichkeit jenes Bergvolkes an ein in mehr als einem Sinne unglückliches Königshaus in jenem Werthe stehen, den die Anhänglichkeit der Kinder an ihre Eltern hat, auch wenn diese solcher Liebe in den Augen der Fremden, nicht ganz würdig waren.

III.

Die Rettungsgeschichte

der

Mistreß Spencer Smith.

Wir entlehnen die nachstehende Erzählung großentheils aus den Memoiren der Herzogin von Abrantes, welche den Retter der Spencer Smith aus den Gefahren einer schweren Gefangenschaft, den heldenmüthigen Marchese Salvo persönlich kannte und aus seinem, sonst über diesen Gegenstand sehr verschwiegenem Munde, die Bestätigung der Wahrheit des ganzen Berichtes, bis in seine einzelnen Umstände vernahm *).

Mit dem Ausspruche: „seine Hand wider jedermann und jedermanns Hand wider ihn," wurde in alter Zeit das Thun und Wesen eines Mannes bezeichnet, welcher der Stammvater eines Volkes war, das viele Throne der Völker mit mächtigem Arme erschüttert hat. In unsrer neueren Zeit haben jene bezeichnenden Worte auf keinen andren einzelnen Mann eine passendere Anwendung gefunden, als auf

---

*) Memoires de Madame la Duchesse d'Abrantes Tome XV Cap. 1, 2.

Napoleon Bonaparte, den gewaltthätigen Bedränger der Völker, den Erschütterer vieler Reiche.

Was, etliche Jahrzehende vorher in ihrem Kreise die Erfinder der Aëronautik gethan, als sie über die bis dahin für allein gangbar gehaltene Bahn des Landes und des Gewässers in die Luft sich erhoben, das that Bonaparte in seinem Kreise, als er über den scheinbar festen Boden, auf den das Recht der Herrscher in der uralt anerkannten Ordnung der Thronfolge gestützt war, ebenso wie über das tobende Gewässer der französischen Volksherrschaft sich erhob und sich selber, als Kaiser, zu einem Herrscher der Herrscher erklärte. Nicht minder flüchtig als der Rauchdampf, nicht minder leicht entzündlich als das Gas, welches den Ballon der Aëronauten emportrug, war freilich die Begeisterung der großen Nation, die ihn und sein Glück hoch über den Wolken dahin führte und abgesehen hiervon gab es dort, in der freien Region der Wolken Gefahren vor Stürmen, wie auf keiner andren Bahn; jedes rauschende Blatt konnte die Stimme eines Boten seyn, der solch einen Sturm verkündete. Am meisten war für den kühnen Gewalthaber der Wind aus Westen, von England her zu fürchten; Britten, wie der Seeheld Sydney Smith, waren ihm mehrere Male auf der Laufbahn seines Ruhmes feindlich entgegengetreten; England vor allem und fast noch allein wagte es in das Rad seines Glückes hemmend einzugreifen; Napoleons bitterste Feinde hatten dort Zuflucht und Schutz gefunden. Und als nach Pichegru und Georges mißlungenem Mordanschlag der englische Kriegsminister Hawkesbury in einer von ihm, am 30. April 1804 erlassnen Note zwar versicherte, daß England an diesen Plänen der Mörder niemals Theil genommen habe, wohl aber es für seine Pflicht halte die Bewegungen zu unterstützen, welche Frank-

reich von dem erniedrigenden Joche der Knechtschaft unter einem fremden Gewalthaber befreien könnten, da schien der Verdacht gerechtfertigt, daß Großbritannien nicht nur die Partheien der Unzufriednen in Frankreich, sondern durch den Einfluß seiner Gesandten selbst auswärtige neutrale Höfe zu Feindseligkeiten aufzuregen suche. Die Correspondenz, zu welcher der englische Gesandte in München, Drake durch das hinterlistige Entgegenkommen des Jacobiners Mechée de la Touche hatte sich verleiten lassen, kam in Napoleons Hände; sie war voller Ausdrücke der unbesonnensten Heftigkeit gegen diesen und Drake, so wie der Bevollmächtigte von Großbritannien am Hofe zu Stuttgart, Sir Spencer Smith, ein Bruder des großen Seekapitäns Sydney Smith, mußten eilig entfliehen, um der französischen Gefangennehmung und dem gewaltsamen Hinwegschleppen nach Paris zu entgehen. Wahrscheinlich hätte dort beide ein ähnliches Loos betroffen, wie den Capitän Wright, auf dessen Schiffe Pichegru und Georges von England nach Frankreich übergesetzt waren, und den man als Gefangenen nach Paris geführt dort aber eines Morgens mit abgeschnittener Kehle todt auf seinem Lager gefunden hatte.

Zwei Jahre waren vergangen, seitdem der vorhin erwähnte Gesandte am Hofe zu Würtemberg, Sir Spencer Smith, der ihm drohenden Gefahr zu Fuße, durch unwegsame Gegenden hatte entfliehen müssen; die Unschuld dieses Mannes an Drakes vermeintlichen Conspirationsplänen war von jedem Unpartheiischen anerkannt, da zeigte es sich, daß man im Kabinet zu Paris dennoch weder den ungerechten Verdacht noch die Gedanken der Rache gegen den Bruder von Napoleons mächtigem Gegner vor Jean d'Acre aufgegeben habe. Eine Gräfin Attems, Tochter des österreichischen Internuntius in Constantinopel, des Baron Herbert war

im Winter von 1805 auf 1806 mit ihrem Gemahl aus Deutschland nach Venedig gekommen, um hier, in der milderen Luft von den Folgen einer Krankheit sich zu erholen; zu ihr kam, in den ersten Monaten des Jahres 1806 ihre jüngere Schwester, die Gemahlin des Sir Spencer Smith mit ihren beiden Kindern. Venedig war um jene Zeit voller Fremden aus allen Ländern von Europa, und in dem Hause der Gräfin Attems versammelte sich fast täglich ein Kreis der durch Bildung oder auch durch Stand ausgezeichnet war. Madame Smith hielt sich längere Zeit im Hause ihrer Schwester so zurückgezogen und verborgen, daß nur wenige, der vertrauteren Freunde des Hauses, sie zu sehen bekamen; sie bedurfte der aufmerksamsten Pflege der Gesundheit noch mehr als ihre Schwester, denn es galt von ihr in hohem Maaße das was die Herzogin Abrantes von ihr aussagt: ein starker, kräftiger Geist wohnte in einer zarten, leicht zerbrechlichen leiblichen Hülle. Dieser Geist zunächst war es auch der die Bewunderung und Beachtung eines der vertrauteren Freunde der Gräfin Attems, des damals noch jugendlichen Marchese Salvo*), eines geborenen Sizilianers an sich zog. Madame Smith war, wie man sagt, mit den Sprachen wie mit der Literatur von sieben der gebildetsten Nationen von Europa in vertrauter Bekanntschaft; sie war eine Meisterin der Tonkunst, war vor Allem in der Schule mannigfacher Leiden an Gemüth erstarkt und geläutert; wann und wo sie in dem engeren

*) Wie er später in Zeiten der Gefahr darauf anspielte, war die Devise seines Wappens, in Deo salus (in Gott meine Hülfe) zugleich der Ursprung seines Familiennamens und der Grund jenes freudigen Muthes, den er immer, selbst im Angesicht des drohenden Todes bewies.

oder weiteren Kreise der Freunde und Bekannten ihrer Schwester erschien, da erhielt die gesellschaftliche Unterhaltung eine höhere Weihe. Den größesten Theil des Tages brachte die würdige Frau mit ihren beiden Kindern, dem damals siebenjährigen Eduard und dem fünfjährigen Sydney zu; der Ernst so wie die Milde einer Mutter, welche nur die Freude und das Wohl andrer Seelen will, verließ sie auch dann nicht, wenn sie aus dem Zimmer ihrer Kinder in den glänzenden Salon trat, bei dessen flackernden Lichtern und lautem Geräusch ihr innres Auge nie geblendet, ihr Ohr niemals betäubt wurde.

In dem Hause der Gräfin Attems herrschte ein Geist des höheren Friedens, der jedem wohlthat, welcher in den Kreis desselben, mit einer Empfänglichkeit für solchen Frieden eintrat; am meisten vielleicht unter allen Fremden, dem damals erst zwanzigjährigen, edlen Marchese Salvo. Da kam, gegen Ende des Winters General Lauriston, der gewesene General Adjutant des französischen Kaisers nach Venedig, mit dem Rang und Titel eines General-Gouverneurs der Republik. Als wenig Tage nachher der Marchese, zur gewöhnlichen Stunde die Gräfin besuchen wollte, da fand er zu seinem Erstaunen den Salon von Gästen leer, und als Ursache dieser ungewohnten Erscheinung erfuhr er, daß Madame Spencer Smith von dem General-Director der Polizei de la Garde*) die Aufforderung erhalten habe, sich am andren Morgen früh in seinem Büreau einzufinden. Diese Zumuthung gegen eine Dame, wie Spencer Smith es war, erschien um so auffallender, da Herr de la Garde allgemein als ein höchst wohlwollender,

*) Derselbe, der bald nachher Polizeiminister von Portugal und später kaiserlicher Staatsrath war.

feinfühlender Mann bekannt, und ein öfterer, von Allen gern gesehener Gast in dem Hause der Gräfin war. Alle die andren, welche heute etwa zu Besuche kommen wollten, hatten durch diese gar bald, in der ganzen Stadt bekannt gewordene polizeiliche Maaßregel sich feige abschrecken lassen; den jugendlichen Marchese empörte ein solches Benehmen der falschen Freunde, sein edles, dankbares Gemüth drang ihn sich bei dieser Gelegenheit als wahren, treuen Freund der edlen Familie zu erweisen, er ließ bei derselben sich melden und erbot sich, da Graf Attems gerade aus der Stadt abwesend war, die Madame Spencer Smith in eigner Person zu dem Generaldirector de la Garde zu begleiten. Die bestürzten Frauen nahmen das Anerbieten des Jünglinges, dessen ernster Sinn dem Lebensalter weit voraus war, mit Dankbarkeit an.

Man konnte, als die beiden am andren Morgen zu dem Polizeidirector kamen, diesem gutmeinenden Manne die Verlegenheit anmerken, in welche der Gehorsam gegen den Befehl seiner Regierung und die Pflicht seines Amtes ihn, gegenüber einer Dame, die er von Herzen hochachten mußte, versetzt hatte. Er empfing die beiden Eintretenden mit allen Zeichen einer ungeheuchelten Ehrerbietung und warmen Theilnahme.

„Nehmen Sie sich," so sprach er zu Madame Smith, „diese Sache nicht gar sehr zu Herzen; ich bin überzeugt, daß Alles auf einem Mißverständniß beruht. Eine gewisse Vorsicht wird allerdings nöthig seyn; man weiß, daß in dem Hause der Frau Gräfin, Ihrer Schwester, ein großer geselliger Kreis sich versammlet; ich muß die Bedenklichkeiten, welche vielleicht Ihr Name in Paris erregt hat, durch die Versicherung zu beseitigen suchen, daß Sie in größester Zurückgezogenheit leben. Für das Rathsamste und Beste

würde ich freilich es halten, wenn Sie Venedig verließen; es ist eine Seestadt, in welcher beständig ein großer Zudrang von Fremden statt findet; ich würde rathen, eine Wohnung auf dem Festland, etwa in der Nähe von Padua zu miethen; die Frau Gräfin, Ihre Schwester, könnte dann viel bei Ihnen seyn, und jeder Anlaß zu Verdächtigungen wäre dadurch gehoben."

Die edle Spencer Smith, sehr erfreut über diesen milden, leichten Ausgang der polizeilichen Verhandlung, dankte dem Herrn de la Garde für seinen wohlmeinenden Rath, dem sie binnen drei Tagen aufs pünktlichste nachzukommen versprach; sie kehrte mit ihrem Begleiter zurück zur Schwester. Mit dieser traf sie sogleich die vorbereitenden Anstalten zu ihrem Umzuge nach dem Festland; man entschlug sich aller weitren Sorgen. Am Abend des darauffolgenden Tages war der Marchese wieder bei der Gräfin zu Besuch, er fand die Familie ganz allein. Während man in diesem kleinen Kreise mit Gesang und Gespräch sich unterhielt, vernahm man plötzlich außen auf der Treppe und dem Vorsaal ein lautes Geräusch; vier Gensdarmes mit einem Korporal sind gekommen, um der Spencer Smith es anzukündigen, daß sie eine Gefangene auf ihrem Zimmer sey. Alle Andre sind tief bewegt und erschrocken, nur sie allein, die Gefangene zeigt eine Fassung und Ruhe, wie sie in solchen Fällen nur das Vertrauen zu Gott und ein gutes Gewissen vor Ihm und vor den Menschen, dem Herzen verleihen kann. Nur der Blick auf ihre beiden Kinder, dann auf die tiefgebeugte Schwester und den Schwager scheint diese Ruhe auf einige Augenblicke zu stören, bald kehrt der innre Frieden wieder zurück. Schweigend entfernt sich der Marchese; sein Entschluß, selbst mit Gefahr des eignen Lebens die unschuldige Frau zu retten ist gefaßt.

Ganz früh, am andern Morgen eilt er zu dem Polizeidirector hin; er findet diesen noch allein auf seinem Zimmer. Der Mann ist in sichtbarer Unruhe; man merkt ihm an, wie schwer es ihm fällt, daß er die dringenden Fragen des Marchese nach der Veranlassung zu der gestrigen strengen, polizeilichen Verfügung der bittren Wahrheit gemäß, beantworten muß. „Leider," so sagt er zögernd, „hat sich die Angelegenheit der Madame Spencer Smith seit gestern sehr verschlimmert. Ein Courier brachte ihretwegen neue Befehle, die nicht vom Vicekönige, nicht vom Ministerium, sondern unmittelbar vom Cabinet des Kaisers ausgiengen, und welche mit mir zugleich auch der General Lauriston empfangen hat. Es sind Befehle, die mich für die bedauernswürdige Dame viel, sehr viel Schlimmes fürchten lassen." — „Und welche sind das?" fragte Salvo mit Ungeduld. De la Garde schwieg, nachdenkend einige Augenblicke. „Nun wohl," sprach er dann mit halblauter Stimme: „Ihnen als dem edlen Freunde der edlen Familie will ich das traurige Geheimniß vertrauen, sorgen Sie, daß der harte Schlag die zarte, kränkliche Dame nicht zu unversehens treffe. In sechs bis sieben Tagen wird Madame Spencer Smith mit einer starken, militärischen Escorte nach Mailand gebracht, dort von dem Vicekönige verhört und sodann weiter nach Frankreich abgeführt werden; ich fürchte sehr, daß man sie als Gefangene in die Citadelle von Valenciennes einkerken werde."

„Und was könnte der Grund zu einem so harten Verfahren gegen eine arme, kränkliche Frau seyn?" fragte der Marchese in heftigem Unmuth. „Wie kann ich das wissen," erwiederte, etwas beleidigt, der Polizeidirector. „Ich weiß nur," setzte er nach einiger Zeit hinzu, „daß der berühmte Commodore Sydney Smith ein Schwager, Herr Spencer

Smith, der vormalige Gesandte in Stuttgart und Freund des berüchtigten Drake, der Gemahl der guten Dame ist, und das viele Gutdenkende mit mir das Loos derselben beklagen werden."

Der Marchese entfernte sich. Der Gedanke, daß eine unschuldige Frau als Staatsverbrecherin behandelt, vielleicht auf zeitlebens eingekerkert werden solle, brachte ihn außer sich, erst nach langer Zeit fand er seine ruhige Ueberlegung wieder. Er allein, der weniger auffallende, dem französischen Cabinet unverdächtige Fremde, konnte, dies war ihm klar, einen Versuch wagen, die Spencer Smith aus der drohenden Gefahr zu retten und er wollte dies thun, selbst mit Gefahr des Lebens. Der ritterlich wackre Jüngling eilte nach dem Palast der Gräfin Attems; er fand Gelegenheit ihre Schwester zu sprechen, diese empfing seine Nachrichten mit einer Ergebung, welche seine Achtung gegen diese außerordentliche Frau noch vermehrte. Er bot ihr seinen rettenden Beistand an, und so schwer ihr anfangs der Gedanke fiel, mit einem fremden, jungen Manne einen Fluchtversuch zu machen, überwog zuletzt dennoch das Vertrauen auf den Charakter jenes seltnen Jünglinges alle Bedenklichkeit; es war, das konnte man dem ganzen Wesen und Benehmen des edlen Marchese anmerken, kein Blick auf die äußere Persönlichkeit der Verfolgten, der seinen kühnen Entschluß bestimmte; einer siebenzigjährigen Matrone, oder der Häßlichsten ihres Geschlechtes würde er, wenn ihr Gemüth von solchem Adel gewesen wäre, dieselben Opfer gebracht haben, wie dieser, allerdings auch äußerlich sehr liebenswürdigen Frau.

Salvos erste Sorge war es jetzt die beiden Kinder der Spencer Smith, den siebenjährigen Eduard und den fünfjährigen Sydney in Sicherheit zu bringen. Diese durfet

man nicht zurücklassen ohne sie der Gefahr auszusetzen, daß man sie als Geißeln für ihre Eltern, wer weiß wohin schleppe; die Flucht aber der Mutter hätten die beiden Kleinen sehr erschwert. Der beste Ausweg war hier zugleich der nächste. Zu Grätz in Steyermark lebte eine dritte Schwester der Spencer Smith; dorthin konnte man die Kinder, unter der Aufsicht ihres Hofmeisters ohne große Schwierigkeit bringen. Es war ein schöner, heitrer Frühlingstag; der Marchese veranstaltete eine Lustfahrt über die Lagunen hinüber nach Fusina, unter andren Bekannten war auch der Hofmeister der beiden Knaben, ein wackrer, junger Würtemberger, mit seinen kleinen Zöglingen dazu eingeladen. Drüben angelangt, nahm Salvo den Hofmeister auf die Seite. Er gab ihm hundert Louisdor und zugleich im Namen der Mutter den Auftrag, unverzüglich und auf geradester Straße mit seinen Zöglingen zur Gräfin Strassolda, ihrer Tante zu reisen. Ein Paß, auf den Namen des Hofmeisters und zweier Kinder war schon bereit, die Extrapost durch den Bedienten des Marchese schon bestellt; der wackre, junge Deutsche richtete, ohne auf seinem Wege einem Hinderniß zu begegnen, den empfangenen Auftrag zur vollkommnen Zufriedenheit seiner Herrin aus.

Ein zweiter Schritt, zur Förderung des Rettungsplanes mußte jetzt geschehen; der Marchese bewog die Frau Spencer Smith einen Brief an den Generalgouverneur Lauriston zu schreiben, worin sie diesen um Erlaubniß bat, auf ihre Reise nicht nur eine Kammerfrau, sondern, wenigstens bis nach Mailand, auch einen männlichen Begleiter, einen Freund ihrer Familie mit sich nehmen zu dürfen, und als einen solchen nannte sie den Marchese Salvo. Lauriston, mit jener Artigkeit, welche die Gebildeten seiner Nation dem zärteren Geschlecht so gern er-

weisen, antwortete sogleich, daß es ihm zur höchsten Freude gereiche, daß ihn die empfangenen Befehle seines Souveräns keineswegs hinderten einen solchen billigen Wunsch der Madame Spencer Smith zu gewähren; der Marchese Salvo wurde ihr zum Begleiter auf ihrer Reise gegeben, mit der vollen Versicherung, daß man ihn auf dem ganzen Wege nicht als einen Mitgefangenen, sondern als einen in Beziehung auf alle seine Handlungen vollkommen freien Cavalier betrachten werde.

Am 25. April 1806 verließ Mistreß Spencer Smith Venedig, begleitet von vier Gendarmes und einem Corporal mit Namen Amedée. Ihr eigentliches Gefolge bestund aus einer Kammerjungfer, Namens Louise, und aus dem jungen Freunde Salvo, der im Nothfall die Dienste eines Kammerdieners zu vertreten bereit war. Außer diesen beiden saß der ehrliche Amedée mit in der Gondel, und später in dem Wagen der Dame. Der Marchese hatte noch erst in den letzten Tagen vor der Abreise aus Venedig Gelegenheit gehabt, sich über den ganzen Umfang der Gefahr zu unterrichten, welche seiner Freundin drohte. Im Kabinet des Kaisers hielt man dieselbe für eine Agentin jener meist in England lebenden gefährlichen und verhaßten Parthei, zu welcher Drake so wie ihr eigener Gemahl, Spencer Smith, namentlich gezählt wurden. Sie erschien dem Kaiser gefährlicher noch als ein Mann, denn, das wußte man, sie war durch ihre äußern Vorzüge so wie durch ihren Charakter, durch ihre außerordentlichen Gaben des Geistes geeignet mehr auf die Seelen der Männer zu wirken als mancher große Diplomat, und warum sollte sie England und ihren Gemahl verlassen haben, warum war sie gerade jetzt nach Venedig gekommen, wo ein so ungewöhnlicher Zudrang der Fremden schon für sich allein allerhand

Bedenklichkeiten erregte? So lag auf der bedauernswürdigen Frau ein schweres Gewicht des gehässigsten Verdachtes, ihre Gefangenschaft würde eine sehr harte, für eine solche zarte Natur unerträgliche geworden seyn.

Der Gouverneur Lauriston, so wie der General-Director de la Garde hatten in Rücksicht auf den wahrhaft besorglichen Gesundheitszustand der Dame den begleitenden Gensdarmes die Weisung ertheilt, daß sie, so oft Frau Spencer einer solchen Ausruhezeit bedürfe, mit ihr nicht nur über Nacht, sondern nöthigen Falles selbst etliche Tage an einem Ort verweilen sollten, nur dürfe dieser Ort kein Dorf oder offner Marktflecken, sondern müsse eine militärisch besetzte, befestigte Stadt seyn. Auf Salvos Rath hatte Frau Spencer vor ihrer Abreise diese Vergünstigung sich erbeten, denn der Marchese hoffte schon in Verona, durch einen kühnen Streich zur Ausführung seines Rettungsplanes gelangen zu können. Dort nämlich wohnte ein Freund seiner frühesten Jugend, den er wie einen eignen Bruder liebte, der Graf Leonardo Grimani. Auf englisch sprach der Marchese der Dame seinen Wunsch aus, daß sie die Gensdarmes bestimmen möge, einen Tag mit ihr in der Stadt zu verweilen, indem sie der Ruhe bedürfe, und die Leute waren sogleich dazu bereit.

Kaum waren die Reisenden aus dem Wagen gestiegen, da eilte Salvo zu seinem Freunde. Er fand den Vorsaal des Hotels verschlossen, der Hausmeister sagte ihm, daß der Graf auf seinem etliche Meilen weit abgelegnen Landsitze sey. Durch einen reitenden Boten von der Post sendet er dem Freunde einen Brief, darin er ihn bittet, daß er in der nächsten Nacht um 1 Uhr sich in der Arena einfinden möge. Der Marchese wolle da, unter der siebenten Arkade vom Eingang zur Linken seiner warten; ein leises

Klatschen der Hände solle das Zeichen seyn, auf welches der Verborgene sogleich aus seinem Versteck hervortreten werde. Er vertraue festiglich auf die Hülfe des treuen Freundes seiner Jugend in einer Angelegenheit, bei welcher seine Ehre, seine Freiheit, ja sein Leben in der höchsten Gefahr seyen, und welche zugleich zur größesten Vorsicht und Verschwiegenheit aufforderere.

Der Postillon kam nicht mit der erwarteten Antwort zurück; der edle Marchese beurtheilte seinen Freund nach sich selber und so wie er einer solchen Aufforderung augenblicklich würde gefolgt seyn, hoffte er dasselbe auch von dem Grafen Grimani. Er hatte sich im Gasthaus ein Schlafzimmer zur ebenen Erde gewählt, das nach der Straße heraus gelegen war, sobald er bemerkte, daß im ganzen Hause so wie auf der Straße eine vollkommne Stille herrsche, öffnete er das Fenster und stieg, in seinen Mantel gehüllt hinaus. Ein Blick nach den Fenstern der Frau Spencer überzeugte ihn, daß diese wach und in großer Bewegung sey, denn obgleich die Vorhänge zugezogen waren, konnte er doch bei dem Scheine des Lichtes, das im Zimmer brannte, es bemerken, daß Jemand den Fenstern, horchend und spähend bald sich nahe, bald wieder davon entferne.

Die Nacht war trübe und regnigt; der Mond im ersten Viertel und schon dem Untergehen nahe, brach nur auf einzelne Augenblicke aus dem Gewölk hervor, doch der Marchese war mit allen Gassen und Plätzen der Stadt wohl bekannt, er fand sich ohne Schwierigkeit zur Arena, und nach dem verabredeten Bergungsorte unter dem siebenten Bogen zur Linken des Einganges hin. Es schlägt eins, es vergeht eine Stunde der stürmisch regnigten Nacht nach der andern, der Tag beginnt zu grauen, und der erwartete Freund kommt nicht. Endlich scheint es dem Mar-

chese, um keinen Verdacht zu erregen, nöthig, sich wieder auf sein Zimmer zu begeben. Er geht an der Post vorüber; sein reitender Bote ist so eben zurückgekehrt, mit einem Briefe des Grafen, der nichts als flache Entschuldigungen enthält und deutlich zu verstehen gibt, daß er nicht gesonnen sey, sich in Dinge zu mischen, die vielleicht für ihn von bedenklichen Folgen seyn könnten. — „Das ist mir ein Freund, ein Freund nach der Welt," spricht der Marchese, als er den Brief außen auf der Straße gelesen; zähne- knirschend vor Zorn zerreißt er ihn und wirst die Fetzen umher.

Am Morgen, beim Frühstück, erzählt er mit wenig Worten der Freundin, was ihm geschehen und wie seine Erwartung auf die Hülfe eines vermeintlichen Freundes getäuscht worden sey; Frau Spencer in ihrer ernsten, sanften Weise sucht ihn zu beruhigen. In der Stunde, die man gestern den Gensdarmes bestimmt hatte, verließ man Verona; am ersten Mai gegen Abend kam die kleine Karawane in Brescia an, wo der weitren Verabredung nach ein Rasttag sollte gehalten werden.

Auf dem Wege dahin hatte der Marchese sich mit nichts Andrem beschäftigt, als mit Plänen zur Rettung seiner Freundin. Zwar die Hoffnung, daß Frau Spencer im Schlosse seines vermeintlichen Freundes, des Grafen Grimani einen sichern Bergungsort finden werde, war jetzt zu nichte geworden, aber ein andrer Gedanke war ihm, nach langem Hin- und Hersinnen gekommen. Er hatte sich im Jahr vorher einige Zeit zu seinem Vergnügen am Ufer des Gardasees aufgehalten und war damals öfters auf einem kleinen Fischerboot von Salons nach Riva gefahren; könnte er mit der Gefangenen nur Salons erreichen, dann, so hoffte er, sollte die weitre Flucht durch

Tirol nach Steyermark nicht mehr so schwer seyn. Er theilte der Gefangenen seine Hoffnungen, so wie die Aussichten auf ihre Erfüllung mit; der brave Amedée, den die Bewegung des Wagens öfters in süßen Schlummer wiegte, achtete nicht auf die Gespräche in einer Sprache, die er nicht verstand.

In Brescia angelangt, sahe sich der Marchese zuvörderst nach einem Gasthause um, das zur Ausführung seines Planes günstig gelegen sey. Seine Wahl fiel auf den Gasthof delle due Torre. Kaum hatte man hier die Dame auf ihr Zimmer gebracht, da suchte Salvo den Corporal der Gensdarmes, den ehrlichen Amedée, auf, einen Menschen von durchaus harmlosem Naturell und bei beständig guter Laune; mit dienstfertigem Eifer dem freigebigen Marchese zugethan. „Mein lieber Amedée,“ so redete er diesen an, „ich befinde mich in einer peinlichen Verlegenheit. Ich habe mich da in eine Sache eingelassen, die mir viele Sorgen macht. Wir gehen jetzt nach Mailand, ich kenne den Vicekönig, den Prinzen Eugen, persönlich und bin demselben viele, hohe Verbindlichkeiten schuldig. Was wird dieser verehrte Prinz von mir denken, wenn er mich als den Begleiter und Schützer einer Staatsgefangenen, einer Dame, auf welcher ein politischer Verdacht haftet, wiedersieht. Ich kann mich wahrhaftig dieser Schande nicht aussetzen. Es wird deshalb wohl das Beste seyn, wenn ich mich gleich hier von der Dame trenne, und erst jenseits Mailand wieder zu euch komme.“

„Hab ich mirs doch,“ so sagte Amedée mit wichtiger Miene und jedem Worte des Marchese Beifall nickend, „schon längst gedacht, daß für einen Herrn, wie Sie sind, eine solche Sache sich nicht recht schicken will. Und wozu überhaupt bedarf die arme Dame einer so vornehmen Be-

gleitung. Wir werden alle mögliche Sorge für sie tragen, und sie gewiß sicher und wohlbehalten an Ort und Stelle bringen."

„Ganz recht," sagte der Marchese, „aber, mein lieber Amedée, Ihr werdet es begreiflich finden, wie schwer ich mich entschließen kann, der guten Dame meine Absicht selber mitzutheilen. Uebernehmt Ihr, mein lieber Freund, dieses Geschäft; kündigt ihr, sobald ihr sie morgen sehet, meine nahe Trennung von ihr an, und wenn Ihr wollt, laßt ihr auch die Hoffnung auf meine Zurückkehr. Ich werde sogleich morgen früh die nöthigen Vorbereitungen zu meiner Abreise treffen; wenn ich damit zu Stande bin, will ich die Dame noch sprechen, aber, versteht mich wohl, ohne Zeugen."

„Ich verstehe wohl," sagte der gefällige Corporal, indem er eine listige Miene annahm, und dabei mit den Augen blinzelte; „besorgen Sie nur ruhig Ihre Geschäfte; es soll Sie kein Mensch bei Ihrer letzten Unterhaltung mit der Dame stören."

Der Marchese bestieg am andren Morgen ein Postpferd und ritt nach Salo am Gardasee. Dort bei seinen ihm wohlbekannten Schiffern bestellte er für den nächsten Tag, von früh 3 Uhr an zwei Fahrzeuge, ein kleineres für sich und seine Begleiterin, ein größeres für einen Extra=Postwagen und die dazu gehörigen Pferde. Er bezahlte die Taxe des Fuhr= und Fährlohnes voraus, und überdieß stund der freigebige Herr bei den Bewohnern von Salo in gutem Andenken. Er eilte zurück nach der Stadt, Amedée, wie er versprochen, ließ ihn ohne Zeuge des Gespräches zu seyn, zu Frau Spencer hinein. Ihr kündigte er jetzt die Nothwendigkeit an, daß sie in der nächsten Nacht als Mann verkleidet auf einer Strickleiter aus ihrem

Zimmer herabsteigen, und mit ihm allein entfliehen müsse. Wie er erwartet hatte, so geschahe es, die gute Frau, welche sonst in Allem, was auf dem Wege der Ordnung gieng, ihre ruhige Fassung zu bewahren wußte, gerieth bei der Zumuthung so ungewöhnlicher Dinge in heftige Bewegung; sie zitterte und weinte; er konnte ihr nur wiederholen, daß dieß der einzige Ausweg zu ihrer Rettung sey, und ihr noch sagen, daß sie um 9 Uhr des Abends ein Seil von ihrem Fenster herablassen solle, um daran ein Paquet und eine Strickleiter hinauf zu ziehen. Weitere Anweisungen sollte ein Brief enthalten, den er zu diesem Zweck schreiben und mit dem Paquet ihr zustellen wollte.

Der Marchese hatte sich unvermerkt das Material zu einer Strickleiter verschafft, er brachte diese während des übrigen Theils des Tages mit eigner Hand zu Stande; die Höhe des Fensters, aus welchem Madame Smith herabsteigen mußte, betrug zum Glück nicht mehr als 10 bis 12 Fuß. Punkt neun Uhr fand er sich in dem kleinen Gäßchen ein, nach welchem das Zimmer der Gefangenen hingelegen war. Im Zimmer der Frau Spencer so wie in dem daran stoßenden, welches die Gensdarmes inne hatten, sahe man Licht. Mit dem Schlag neun Uhr hatte sich das Fenster im Zimmer der Dame leise aufgethan, ein Seil wurde herabgelassen, vorsichtig nahete sich der Marchese und knüpfte ein großes Bündel an das Seil, welches augenblicklich hinaufgezogen wurde. Der trübe, mit Regen drohende Himmel, die Abgelegenheit des Gäßchens vom Verkehr der Stadt und die Sorglosigkeit der Gensdarmes, welche laut schwatzend und Tabak rauchend bei ihren Weinflaschen saßen, begünstigten das Geschäft, welches in wenig Minuten vollendet war. Der Marchese, sobald er den Bündel in Sicherheit wußte, zog sich nach seinem Bergungsort zurück: nach einer

so eben leer stehenden Scheune, welche ganz nahe bei dem Thor sich befand, durch welches der Weg nach Salo hinausführte. Dort stund ein leichter Wagen mit guten Pferden bespannt, den er, um ziemlich hohen Preis, mit Erlegung einer Unterpfandssumme auf 48 Stunden gemiethet hatte. Er warf sich auf das Stroh hin, um wo möglich einige Minuten zu schlafen, denn es war voraus zu sehen, daß, wenn man nicht etwa am andern Tag ihn durch ein Kriegsgericht zur ewigen Ruhe sendete, er für mehrere Nächte nicht zum Schlafen kommen werde. Doch das innre Bangen vor dem ungewissen Ausgang des kühnen Wagstückes ließ ihn zu keinem eigentlichen Schlafe kommen.

In dem Bündel, der jetzt in den Händen der Mistreß war, fand sich außer einem vollständigen männlichen Anzug und der Strickleiter ein Fläschchen mit 25 Tropfen Laudanum. Der dazu gefügte Brief gab der Dame die Anweisung, daß diese, in jedem Falle unschädliche Dosis Opium benützt werden solle, um das Kammermädchen einzuschläfern, wenn etwa dasselbe der Flucht ihrer Herrschaft hinderlich werden könne. Mit Schlag 11 Uhr, so bestimmte der Brief weiter, solle Frau Spencer die Strickleiter herablassen und an ihr heruntersteigen.

Es war jetzt zehn und ein halb Uhr, der Marchese machte sich auf den Weg zum Gasthaus. Er war in einen großen Soldatenmantel gehüllt, hatte einen dreieckigen, militärischen Hut auf seinem Haupte, und schritt, als ein zur Besatzung der Stadt Gehöriger, mit Sicherheit einher. Er kam zu dem kleinen Gäßchen unter die Fenster der Gefangenen. Aber wie groß war hier sein Schrecken; Alles schien entdeckt; denn das Fenster am Zimmer der Gensdarmen war geöffnet; nirgends sahe man ein Licht, dort im dunklen Zimmer mochten vielleicht die Wächter den

Augenblick abwarten, wo sie ihn und die Mistreß auf frischer That der Flucht ergreifen konnten. Er nahte sich, vorsichtig nach allen Seiten umherblickend: da hörte er zu seinem Troste das laute Schnarchen der Waffenmänner; ein Conzert, bei welchem die tiefe Baßstimme des ehrlichen Amedée am meisten sich hervorthat.

Die Uhren der Stadt schlugen jetzt 11. Als die Glocke der nächststehenden Kirche ausgeschlagen hatte, zeigte sich ein schwacher Lichtschimmer am Fenster der Gefangenen. Diese erschien, als Jüngling gekleidet; das treue Kammermädchen Louise warf zuerst ein Paquet hinunter, das der Marchese auffing, dann ließ sie ein Kästchen mit dem Brillantenschmuck ihrer Dame an dem Seile hinab. Die Frau Spencer, nachdem sie in einem kurzen, inbrünstigen Gebet sich Gott befohlen hatte, setzte jetzt ihre Füße hinaus auf die schwankende Strickleiter; sie fieng an hinabzusteigen. Sie ist noch nicht weit gekommen, da überfällt sie ein Schwindel; krampfhaft klammert sie sich an den Seilen der Leiter an, sie kann weder vorwärts noch rückwärts. „Fassen Sie Muth,“ ruft ihr mit halblauter Stimme der Marchese zu, „nur noch einige Stufen weiter dann lassen Sie sich fallen; meine Arme werden Sie auffangen.“ In diesem Augenblick hört man Fußtritte von nahenden Männern. „Wir sind beide verloren,“ spricht der Marchese, „wenn Sie meinem Rathe nicht folgen.“ Die geängstete Frau, der Ohnmacht nahe, ihrer Besinnung beraubt, läßt die Stricke aus den Händen los; sie stürzt hinab auf ihren Befreier, auch dieser fällt unter der Last zu Boden, und nur der Bündel, auf den er zum Glück hinfällt, schützt ihn dabei vor Beschädigung. Indeß gehen die beiden Männer, deren Fußtritte man gehört hatte, laut singend in der Nähe vorüber, ohne in dem Dunkel der Nacht und wie es schien ihres

Rausches von dem was unter den Fenstern des Gasthofes vorgieng, etwas zu bemerken. Auch die schlafenden Gensdarme schnarchten in gleichmäßigem Takte fort, und der, welcher vor der Thüre der Mistreß die Wache hielt, hatte auch, von dem was im Innern desselben geschahe, sich nichts träumen lassen.

Die beiden Flüchtlinge schritten jetzt so rasch als möglich der Scheuer zu. Dort sank die Dame erschöpft nieder. „Mein Gott,“ so rief sie, „welch schreckliche Nacht ist dies. Ach, wenn sie wüßten was geschehen ist.“ Der Marchese bat sie, sich zu beruhigen. „Ist ja,“ so sprach er, „das Schwerste nun glücklich vorübergegangen, bald, dies hoffe ich zu Gott, sind Sie außer Gefahr, sind für Ihren Gemahl, Ihre Kinder und Ihre Schwestern gerettet.“ — „Ach,“ so antwortete die Mistreß, innig weinend, „wie könnte ich ruhig seyn? — Denken Sie, meine arme Louise, das treue Mädchen, hat, damit sie außer Stand seyn möchte, die Fragen über meine Flucht zu beantworten, die ganze Portion des Opiums, die Sie uns sendeten, ohne daß ich es hindern konnte, verschluckt.“ Ein Schreck, nicht über die vermeintliche Lebensgefahr des Mädchens, denn er wußte, daß diese Furcht ungegründet sey, sondern von andrer Art durchschauerte in diesem Augenblicke die Seele des Marchese. Als er mit der Mistreß entfloh, hatte er vergessen die Strickleiter vom Fenster abzureißen; Louise, so hatte er, als das Versäumniß ihm einfiel, gehofft, würde dieselbe hinaufziehen. Jetzt aber, so durfte man vermuthen, lag das arme Mädchen längst in tiefem Schlafe; beim ersten Grauen des Tages konnte ein Vorübergehender die Strickleiter entdecken und Lärm machen. Er läuft so schnell er kann, nach dem Gasthaus zurück; die Strickleiter ist nicht mehr da, Louise hatte, ehe sie sich schlafen legte, sie abgeschnitten, sie lag unten am Boden. Der Marchese rafft

dieselbe zusammen, er wirft sie in einen Schmutzwinkel des Seitengäßchens und kehrt beruhigt zu der geängsteten Frau zurück. Aber auch diese hatte ihre gewöhnliche Fassung und Ruhe wieder gefunden, denn sie trug den Quell dieser Ruhe in ihrem frommen Herzen.

Die Beiden setzen sich in den Wagen; der Marchese kutschirt. Wie aber jetzt, in der Mitternachtsstunde aus dem verschloßnen Thore der Festung hinauskommen? Auch für diesen Fall hatte Salvo schon Vorsorge getroffen. Er zieht eine blaue Offiziersmütze mit breiter goldner Tresse und großer goldner Quaste aus dem Cabriolet hervor, setzt sie auf seinen Kopf und fährt in schnellem Trabe nach dem Thore hin. „Wo ist," so ruft er hier mit donnernder Stimme, „der Thorhüter? Herbei, du Pflichtvergessener, ich werde dich cassiren lassen." Der Thorwärter, aus seinem Schlafe aufgeschreckt, tritt mit den Schlüsseln in der Hand, hervor. „Wer ist da," ruft er, „und was begehrt man von mir?" — „Der Oberst des dritten Regimentes. Ich habe dir gestern ansagen lassen, daß ich heute, kurz nach Mitternacht in wichtigem Geschäft zum Thor hinausfahren müsse, man wird dich wegen deiner Nachläßigkeit zur Verantwortung ziehen; ich hatte dich an deinem Posten erwartet." „Mein Herr Oberst," spricht der Thorwärter ganz demüthig, „ich kann Ihnen versichern, daß mir nichts gemeldet worden ist." „Nur keine lange Entschuldigung," donnert ihm der Marchese zu, „augenblicklich öffne mir die Thore." Der Thorhüter, indem er ehrerbietig seine seidne Mütze in der Hand hält, schließt die drei Flügelthüren des Thores auf, läßt den Wagen hinaus, und legt sich, nachdem er hinter demselben wieder zugeschlossen, von neuem zur Ruhe nieder.

Der Morgen des 3. Mai fängt an zu dämmern, als die beiden Flüchtlinge in Salo ankommen. Dort stehen

die beiden Fahrzeuge, das eine mit dem Wagen, der sie zu Lande weiter führen soll, bereit; der Marchese gibt das Fuhrwerk, das er in Brescia gemiethet hatte, in sichre Hand zurück, die Ruderer greifen rüstig ihr Werk an; bald sieht man das Ufer von Salo weit hinter sich. Zum ersten Male seit vielen Tagen und Nächten athmete die bedauernswürdige Frau wieder frei auf; der Strahl, den die aufgehende Sonne über die grünenden Ufer und den Spiegel des Sees ergießt, zerstreut ihre Sorgen, stärkt sie zum freudigen Hoffen; der milde Lufthauch, gemischt mit dem Duft der blühenden Orangen, geht wie ein lindernder Balsam in ihre Brust ein, sie versinkt in einen sanften Schlaf. Neu belebt und erfrischt kommt sie in Riva an, wo sie, während des kurzen Verweilens im Gasthaus, die ihrem Geschlecht fremdartigen Kleider, mit den eignen, die der Bündel enthielt, vertauscht, dann, ohne Verzug, setzt man die Reise nach Trient fort.

Es war Abend als die beiden Reisenden hier ankamen. Trient war damals in Besitz von Bayern, stund jedoch, wie dieses Land selber, ganz unter französischem Einfluß. Der Marchese wollte, damit die Weiterreise am andren Morgen nicht gehindert sey, noch heute seinen Paß visirt und den nöthigen Auslaßschein haben. Jener Paß war freilich keineswegs in vollkommner Ordnung, unter andren hatte auch, weil jetzt Frau Spencer wieder als Dame gekleidet war, der Marchese das Wort Cameriere (Kammerdiener), in Cameriera (Kammerjungfer) umgewandelt. Der Polizeikommissar, schon verdrießlich darüber, daß man so spät ihn beunruhige, verweigerte das Viso und die Erlaubniß zur Abreise; er bestellte die Paßinhaber auf den andern Morgen um 8 Uhr zu einem weitren Verhör und Bescheid; es schien nichts Andres übrig zu bleiben als zu Fuße auf-

zubrechen, um so der neuen Gefahr zu entgehen. Die bedauernswürdige Mistreß, so schwach und so erschöpft sie sich auch durch die Unruhen der letzten Tage fühlte, erklärte dennoch sich bereit zu dem schweren Unternehmen, das sie für durchaus unvermeidlich hielt.

Der Marchese hatte, seit seinem Eintritt in das Gasthaus, die Physiognomie des Wirthes ganz besonders aufmerksam ins Auge gefaßt. Er bedurfte hier eines Menschen von zuverlässigem Charakter, auf dessen freundliche Theilnahme und guten Rath er vertrauen konnte. Als ein solcher erschien ihm seinem Aussehen, wie seinem ganzen Benehmen nach dieser Mann. Er nahm denselben bei Seite, und fragte ihn nach dem sichersten, besten Wege den er zu nehmen habe. Der Wirth betrachtete ihn mitleidig. „Es ist," so sagte er, „eine zu harte Zumuthung an Ihre zarte Dame jetzt um Mitternacht eine Fußreise durch unsre Gebirgsgegenden anzutreten. Sie wird kaum eine Stunde weit kommen, ohne der Anstrengung zu erliegen. Darum biete ich Ihnen ein andres Auskunftsmittel an. Sie stehen hier noch unter keiner polizeilichen Aufsicht und ich vertraue Ihrem mir gegebenen Ehrenwort, daß Sie frei sind von allen gefährlichen, feindlichen Absichten gegen mein Vaterland und meine Regierung. Ich bin bereit Ihnen ein leichtes, einspänniges Fuhrwerk, dessen ich mich zu kleinen Landpartheien zu bedienen pflegte, und dazu ein gutes, kräftiges Pferd abzulassen. Der Preis, den ich dafür bestimmen will, wird Sie überzeugen, daß ich nicht gesonnen bin aus der augenblicklichen Noth eines meiner Nebenmenschen einen Vortheil zu ziehen. Wenn Sie dieses Mittels sich bedienen wollen, wird es Ihnen leicht seyn schon im Verlauf dieser Nacht aus unsrem Stadtgebiet in eine Gegend zu entkommen, wo kein übertrieben ängstlicher und

mürrischer Polizeibeamter Sie wegen solcher Kleinigkeit, wie der Anstand ist, den der hiesige an Ihrem Paß genommen, belästigen wird.“

Wir haben kaum nöthig es zu erwähnen, daß unsre beiden Reisenden mit herzlicher Dankbarkeit das Anerbieten des wackren Gastwirthes annahmen. Der gute Mann schirrte selbst das Fuhrwerk an, half der Mistreß und ihrem Begleiter beim Einsteigen in dasselbe und setzte sich selber mit auf, um den beiden Fremden durch Angabe seines Namens bei dem Thorwärter aus der Stadt hinauszuhelfen.

Es war zwei Uhr des Morgens als der Einspänner außer den Mauern von Trient das Freie erreichte. Der Wirth begleitete seine Gäste noch ein gut Stück Weges, dann nachdem er ihnen treuherzig die Hand geschüttelt und Gottes Geleit gewünscht hatte, kehrte er nach der Stadt zurück.

Durch das, was ihnen in Trient begegnet war, eingeschüchtert, hatten unsere beiden Reisenden es für nöthig gefunden ihren anfänglichen Reiseplan in etwas abzuändern. Es schien ihnen, nach solchen Erfahrungen nicht rathsam den Weg durch die größeren, militärisch stark besetzten, polizeilich streng überwachten Städte zu nehmen, obgleich derselbe zum schnelleren Fortkommen der vortheilhafteste gewesen wäre. Statt nach Botzen, Brixen und Inspruck hatte der Marchese beschlossen durch das Valsuganthal über Pergine, Borgo und Primolano zu gehen, dann über Feltre, Belluno, Longarone den Weg in das nördliche Tirol und in das Drauthal bis nach Linz einzuschlagen, von wo aus er die weitre Richtung durch das Iselthal und Tauernthal dann über die Veller Tauern nach dem Salzachthale und zuletzt über Radstadt nach dem ersehnten Ziele der Reise, nach Steyermark zu nehmen gedachte. Die Reisecharte, welche der

gute Marchese bei sich trug, legte freilich der Entwerfung dieses Planes keine besondren Schwierigkeiten in den Weg; die Mühseligkeiten aber und die Gefahren die sich bei seiner Ausführung einstellten ließ diese Charte nicht errathen.

Ein kleines, leichtes Vorspiel der künftigen Beschwerden, fand sich schon heute, am ersten Tage ein. Ein kräftiger Tiroler würde freilich die Stöße des Fuhrwerkes, das keineswegs in Federn hieng, sondern von der handfesten Bauart unsrer Bauernwägen war, nicht geachtet und kaum bemerkt haben, der zarten Mistreß sahe man es aber bei jedem solchen Stoße an, wie empfindlich ihre Nerven für eine so ungewohnte Erschütterung seyen. Sie bog sich, in ihren Mantel gehüllt, bald auf diese bald auf jene Seite des Wagensitzes, während der Marchese vorn auf dem Bocke saß, und als Kutscher das Fuhrwerk lenkte. Gegen Morgen, als der Weg von den Hügeln, jenseits Civezzano sich hinabzog ins Thal, fühlte sich die bedauernswürdige Frau so angegriffen, daß sie den Begleiter bat etwas langsamer zu fahren, dieser aber, der die Gefahren jedes kleinen Verzuges wohl erkannte, durfte, zu seinem Bedauern den Wünschen der guten Mistreß nur wenig nachgeben. Die Sonne war jetzt aufgegangen und beleuchtete die Gebirgsgegend, da vernahm der Marchese aus einiger Entfernung hinter sich das Rollen eines Wagens, das Klatschen einer Peitsche. Das Fuhrwerk kam aus Trient. Es näherte sich immer mehr und man konnte beim Strahl der Morgensonne deutlich sehen, daß es eine Kalesche war, in welcher Militärpersonen saßen. Die Mistreß ward bleich und zitterte, auch der Marchese ahnete nichts Gutes; er sahe in diesen Leuten, mit großer Wahrscheinlichkeit, nachsetzende Verfolger. Ein Entschluß mußte schnell gefaßt werden. Den vermuthlichen Verfolgern schien die Sonne ins Gesicht, sie hatten, das

durfte man voraussetzen, das kleine Fuhrwerk der beiden Flüchtlinge noch gar nicht oder nur undeutlich bemerkt; eine Wendung von der Straße hinweg, nach der Seite konnte diese retten.

Aber ein solcher Ausweg war hier schwierig genug, denn an der einen Seite der Straße erhob sich ein gäher, dicht mit Gehölz bewachsner Abhang, auf der andren war ein tiefes Thal, auf dessen Grund ein Wildbach floß. Es blieb dem Marchese nichts übrig als da hinab ins Gebüsch sich einen Weg zu bahnen. Er stieg ab, nahm das Pferd beim Zügel und ließ es mit dem Wagen über Stock und Stein hinablaufen in das Thal, dann über den Bach hinüber in ein Dickich von Buschwerk und jungen Bäumen, das die Flüchtlinge sammt ihrem Fuhrwerk vollkommen verbarg.

Erst hier konnte er sich Zeit nehmen nach seiner armen Begleiterin sich umzusehen. Diese war außer sich über das halsbrechende Wagstück; sie saß händerringend im Wagen, und mit einer an ihr niemals sonst bemerkbaren Aufregung rief sie dem Marchese zu: „Mein Gott, schon zu lang hat dieser vergebliche Kampf um die Erhaltung meines armseligen Lebens gedauert. Warum haben wir die Verfolger nicht erwartet; was haben wir für Hoffnung dieser Art der Gefahren zu entkommen? Ist nicht ganz Europa jenem gewaltigen Manne unterthänig? Ich bitte Sie Herr Salvo überlassen Sie mich meinem Schicksal. Führen Sie mich nach Mailand, dort vor der Stadt verlassen Sie mich und entfernen sich dann schnell, ehe man Sie ergreift.“ Die gute Frau weinte dabei und schien sich gar nicht mehr fassen zu können. Der Marchese indeß auf der andren Seite verwies ihr freundlich ihren Kleinmuth; er bewies ihr, daß der Vorschlag, den sie so eben machte, ohne die größesten Gefahren für sie beide nicht auszuführen sey. Das gute Gelingen

des Anfanges der Flucht sey eine Bürgschaft für Gottes ferneren Schutz. Er erinnerte sie an ihre Pflichten als Mutter, als Gemahlin und Tochter.

In diesem Augenblick hörte man den Wagen, der all diesen Schrecken erregt hatte, oben auf der Straße vorbeirollen; die vermutheten Verfolger hielten keinen Augenblick in ihrem Laufe still, bald war ihr Fuhrwerk so weit entfernt, daß man nichts mehr davon hörte, noch sahe. Der Marchese verließ jetzt die Mistreß, um nach einem Ausweg aus dem natürlichen Verhau des Thales zu forschen, denn wenn er auf den Abhang hinaufblickte, an welchem er vorhin herabgekommen war, da mußte er es für ein Wunder halten, daß nicht Roß und Menschen und Wagen durch plötzlichen Sturz zerschmettert worden waren. Nach einigen Minuten kam er zurück, und berichtete seiner Begleiterin, daß er einen Steig aufgefunden habe, der allenfalls auch für den Einspänner befahrbar sey, derselbe führe auf der andren Seite des Thales nach einer Anhöhe hinauf, wo sich ohnfehlbar Wohnungen der Menschen und von ihnen aus ein Weg wieder hinaus auf die Straße finden werde.

Madame Spencer hatte ihre gewöhnliche Fassung und Ruhe wieder gefunden. Während Salvo das leichte Fuhrwerk häufig mit seinem Arme stützen mußte, war sie ausgestiegen und gieng großentheils zu Fuß den Berg hinan. Die Sonne schien ihr heiß ins Gesicht, ihre Füße trugen nur noch mit Mühe den zarten Körper, von Zeit zu Zeit mußte sie stehen bleiben, um im Schatten einer Felsenwand oder eines Baumes wieder frischen Odem zu schöpfen. Endlich, gegen Mittag war die Anhöhe erstiegen, und hier bemerkten die beiden Flüchtlinge zu ihrer unaussprechlichen Freude ein vereinzelt dastehendes Haus, das hinter

einem Wald von Kastanien und Obstbäumen so versteckt lag, daß eine genaue Ortskenntniß oder ein ganz besonders glücklicher Zufall dazu gehörte, um es zu entdecken. Denn der betretenere Steig nahm dem Anscheine nach eine Richtung, etwas entfernt von dem Hause vorbei, und mit allerhand Krümmungen führte ein wenig bemerkbarer Waldweg, von mehreren andern seiner Art durchkreuzt, zu dem Bauernhof hin. Endlich hielt der Wagen vor der Thüre des Hauses; diese aber war fest verschlossen, von innen heraus hörte man nur das Gebell mehrerer großer Hunde. Der Marchese klopfte an, nach einiger Zeit zeigte sich an einem Fenster, oberhalb der Hausthür ein junges Weib, welches unwillig fragte, was die Fremden hier wollten? — „Nur ein wenig ausruhen wollen wir bei euch,“ antwortete Salvo, „und für Geld und gute Worte ein wenig Milch und Brod haben.“ — „Dies Haus ist keine Schenke,“ rief das junge Weib, „und was führt euch gerade hieher zu uns? Es geht hier kein ordentlicher Weg her, den Weg, auf welchem Ihr kommt, kenne bloß ich und mein Mann und etliche wenige Leute im andren Thale.“ — „Ich bin,“ antwortete Salvo, „Professor der Botanik in Pavia und meine Frau begleitet mich auf allen meinen Wanderungen. Wir sind wahrhaftig nicht willig und gern zu euch daher gerathen, sondern weil wir uns hieher verirrt haben. Darum besinnt euch nicht lange, thut eure Thüre auf, und gebt uns etwas zu essen, euer guter Wille soll euch nicht gereuen.“

Nach einiger Zögerung entschloß sich die Frau ihre Thür zu öffnen. Sie führte die Mistreß in ein großes, reinliches, ländlich wohl ausgestattetes Zimmer des unteren Stockes ein, dessen Kühle der erschöpften Dame sehr wohl that, und während dieselbe Angesicht und Arme durch Wa-

schen in frischem Wasser erquickte, besorgte der Marchese die Pflege des Pferdes. Nach einiger Zeit brachte die Bäuerin ein gut bereitetes, nahrhaftes Mittagsessen, welchem der Hunger der beiden Gäste noch eine ganz besondre Würze gab. Diese hatten so eben ihre Mahlzeit beendet, da trat der Herr des Hauses herein. Es war ein Mann von gewaltigem Wuchs und Gliederbau, bewaffnet mit dem Stutzen (der kurzen Muskete) der Gebirgsschützen und mit einem Säbel; zwei Pistolen und ein langer Dolch in seinem Gürtel. Der schwarze Bart und das gebräunte Angesicht gaben dem mißtrauisch finstrem Blicke, womit er die beiden unerwarteten Gäste betrachtete, noch einen größeren Nachdruck. Seine Frau sagte ihm, wer die Fremden seyen, und durch welchen Zufall sie hieher kamen, der Mann, den Gruß derselben kaum erwiedernd, legte seine Waffen, bis auf den Dolch, den er im Gürtel behielt, von sich, und gieng mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Auf einmal bemerkte er das Schmuckkästchen der Frau Spencer, das neben seiner Besitzerin stund, griff mit roher Hand nach demselben, und öffnete es rasch mit dem kleinen, goldnen Schlüssel, der, weil die Dame kurz vorher nachgesehen hatte, ob die Stöße des Wagens keine Unordnung angerichtet haben, zufällig noch im Schlosse stack. Die kostbaren Brillanten und andren Juwelen blitzen ihm in die Augen. „Ahah," rief er, „so hatte ich mich doch nicht getäuscht; euer Fuhrwerk, euer verdächtiges Aussehen, der Umstand, daß ihr euch hieher in diese unwegsame Gegend geschlichen habt, ließ michs gleich errathen, daß ihr Leute seyet, die kein gutes Gewissen haben; nun sehe ich, wer ihr seyd, Diebe seyd ihr und vielleicht gar Mörder.

Madame Spencer, mit einem Schrei der tiefsten Angst, sank auf einen Stuhl zurück; das Bauernweib, von Mitleid

ergriffen, nahm sich der Ohnmächtigen an, brachte ihr ein Glas Wasser. — „Ihr seyd keine gewöhnlichen Reisenden,“ fuhr der Gebirgsschütze fort, „und es ist meine Pflicht, euch, ihr junger Mann zu arretiren, und euch an die nächste Ortsobrigkeit abzuliefern, die euch ins Gefängniß nach Trient bringen wird.“ Mit diesen Worten gieng er auf den Marchese zu, dessen Pistolen draußen im Wagen sich befanden, und welcher keinem Kampf der unbewaffneten Arme mit diesem Riesen gewachsen war. „Hört mich nur an,“ rief ihm Salvo zu. Er nahm hierauf den Mann bei Seite, erzählte ihm, im Allgemeinen mit der Wahrheit übereinstimmend, daß sie allerdings unschuldig verfolgte Flüchtlinge seyen, er bot ihm eine ansehnliche Summe für seine und seiner Begleiterin Freiheit an. „Ihr könnt mir bieten was ihr wollt,“ rief der Mann, „ich lasse euch doch nicht fort. Je mehr Ihr euch sträubt, desto mehr überzeuge ich mich, daß Ihr ein Verbrecher seyd, der die Obrigkeit zu fürchten hat. Jetzt, marsch fort, Ihr geht vor mir her ohne euch zu rühren, oder ich schieße euch nieder.“ Der Gebirgsmann ergriff eine seiner Pistolen, spannte den Hahn, und wollte den Marchese vor sich her zum Zimmer hinaus stoßen, da trat sein Weib, gerührt durch die heißen Thränen der Mistreß vor ihn hin und bat ihn flehentlich die Fremden in Frieden ziehen zu lassen. Sie selber, die hart aussehende Frau des harten Mannes, hatte Thränen in den Augen, und ihre Worte wurden zuletzt zu einem lauten Weinen. Verwundert blickte der Gebirgsschütz sein Weib an, das er noch niemals in solcher Bewegung gesehen hatte. Er selbst wurde von Mitleid ergriffen, legte die Pistole wieder aus der Hand und ließ den Fremden noch einige Zeit, damit die Mistreß von ihrem Schrecken sich erholen könne. Dann aber gieng er, spannte

mit eigner Hand das Pferd an, und obgleich ihn Frau Spencer unterstützt durch das Zureden seiner Frau bat, sie nur eine Nacht unter seinem Dache ausruhen zu lassen, blieb er dennoch gegen diese Bitten taub. „Alles,“ so sprach er, „was ich für euch thun kann ist, daß ich euch ungehindert ziehen lasse. Gott vergebe mir es, wenn ich vielleicht Verbrecher der gerechten Strafe der Obrigkeit entziehe. Unter meinem Dache will ich solche nicht haben.“

Der Abend war schon nahe, als die beiden Flüchtlinge sich wieder auf den Weg machten. So ohne Führer, in einer fast unwegsamen, ganz unbekannten Gegend herumzuirren, welche Aufgabe war das für Leute, denen von Jugend auf eine ganze Dienerschaft und alle Bequemlichkeiten des Lebens zu Gebote gestanden hatten! Zum Glück war es eine mondscheinhelle Nacht. Der Marchese ließ zuletzt, indem er neben dem Wagen hergieng, seinem Pferde den Zügel und dieses, durch seinen Instinkt sicherer geleitet als durch die Hand seines Führers fand zuletzt einen Weg auf, der für Fuhrwerke hinlänglich gut gebahnt war. Gegen Morgen kamen die Flüchtlinge an einen Meierhof, der, wie dieß in der damaligen Kriegszeit hin und wieder statt fand, wie eine kleine Festung mit Pallisaden umgeben war. Kein andrer Ausweg, wenn man nicht wieder dahin umkehren wollte, woher man kam, zeigte sich, als gerade durch diesen Hof hindurch; es mußte gewagt werden, denn das arme Roß stolperte vor Müdigkeit über seine eignen Füße, und die Kräfte der beiden Reisenden waren nicht minder erschöpft, als die des Thieres. Man öffnete den Thorweg, und ließ die Fremden ein. Das Zimmer hieng voller Waffen; abgesondert von den Bauern, saß an einem besondern Tisch ein alter Ordensgeistlicher, den ein Krankenbesuch hieher geführt und der in dem Meierhof

übernachtet hatte. Das freundlich ernste Angesicht des Greises weckte Zutrauen, die Mistreß setzte sich in seine Nähe, bald kam sie mit dem kindlich redseligen Alten in ein Gespräch, das die ganze Theilnahme desselben an der armen, hier im Waldgebirge verirrten Frau erweckte. Daß diese Frau von hohem Stand und hoher Bildung sey, dies sprach ihr ganzes Wesen wie jedes ihrer Worte aus; der Ordensgeistliche sprach, obgleich sie hier mitten unter Welschen waren, deutsch mit ihr und diese Sprache schien, der Geläufigkeit nach, mit welcher er sie redete, seine eigentliche Muttersprache zu seyn*). Auch der Marchese, nachdem er für sein Pferd gesorgt hatte, setzte sich zu den Beiden hin und nahm, so weit seine Bekanntschaft mit dem Deutschen dies erlaubte, an dem Gespräche Theil. Man wurde so vertraut mit dem guten Alten, als dieses, bei der Lage, in welcher die Flüchtlinge sich befanden, nur möglich war. Die Religiösen in Tirol waren schon damals keineswegs Freunde der französischen Gewaltherrschaft. Der kluge, scharfblickende Greis mochte aus einzelnen Andeutungen und hingeworfnen Aeußerungen der beiden Fremden es wohl geahndet haben, daß sie von dem gefürchteten Manne, der die Ruhe von Europa, der die Ruhe auch seines Vaterlandes störte, verfolgt seyen. Die mildblickende Mistreß und der ernste, schöne Inhalt ihrer Gespräche, eben so wie das edle, offne Angesicht des Marchese gewährten ihm die Ueberzeugung, daß diese beiden Menschen nicht durch eigne Schuld in die Lage gerathen seyen, darin sie jetzt, als ängstlich Fliehende sich fanden, er drückte dem

*) In und neben dem Verlaufe des Valsugan Thales gibt es übrigens aus alter Zeit fortbestehend mehrere deutsche Gemeinden.

Marchese die Hand und bot ihm, wie seiner Begleiterin jeden Dienst, jede Hülfe an, die er zu leisten im Stande sey.

Und diese Dienste waren keine geringen. Schon jetzt in der ersten Stunde ihres Zusammenseyns mit dem Ordensgeistlichen hatten die Beiden Gelegenheit den für sie höchst vortheilhaften Einfluß zu bemerken, den das Ansehen des geistlichen Standes auf das noch unverdorbene Landvolk von Tirol ausübt. Den guten Pater Martin, so hieß der Ordensgeistliche, brauchte man freilich nur kurze Zeit zu sehen und zu sprechen, um die ehrfurchtsvolle Liebe, mit welcher Jung und Alt in der ganzen Gegend umher ihm zugethan war, recht natürlich zu finden. Er hatte das Aussehen eines guten, frommen Kindes und auch sein demüthiges, liebevolles Gemüth war das eines Kindes, welches in beständigem Umgange mit dem ewig liebenden, unsichtbaren Vater lebt. Er hatte in dem Gespräch der Mistreß es vernommen, welchen Weg, fürs erste, die beiden Reisenden zu nehmen gedachten. Er errieth mehr als die einfachen Worte ihm zu sagen schienen, vor Allem aber errieth er, daß diese beiden Reisenden einer Hülfe, wie er sie gewähren konnte, eben so bedürftig als werth seyen.

„Von der Straße nach Pergine und Primolano," so sagte er, „sind Sie hier freilich, durch Ihr Verirren, sehr weit abgekommen und ohne Führer möchte es Ihnen schwer seyn, sich aus unsern Wäldern hinaus zu finden. Ich selber biete mich Ihnen zu diesem Dienste an, denn ich gehe noch heute in mein Kloster bei Pergine zurück, und dort sind Sie wieder an der Landstraße. Nur habe ich noch vorher dort in der Kapelle auf der Höhe Messe zu lesen und in ihrer Nähe eine Amtsverrichtung. Wenn Ihnen ein Aufschub Ihrer Reise von anderthalb oder zwei

Stunden nicht zu lang ist, will ich dann gern Ihr Begleiter durch den Wald und die Ebene hinaus nach Levico seyn."

Den beiden Reisenden konnte nichts erwünschter seyn, als dieses Anerbieten. Nach drei, fast ganz schlaflos zugebrachten Nächten und zwei anstrengenden Tagreisen bedurften sie einer solchen, wenn auch nur kurzen Zeit des Ausruhens, so wie einer leiblichen Stärkung durch Speise und Trank. Der Pater, ehe er an sein Geschäft gieng, sprach noch einige Worte mit der Frau des Hauses, einer alten, freundlich blickenden Mutter. Die Fremden wurden als Freunde des Pater Martin und mithin auch des Hauses, in der zuvorkommendsten Weise behandelt und verpflegt. Den Bauern, welche aus und eingiengen, konnte man die Achtung anmerken, welche ihnen diese Unbekannten einflößten, denen der alte, von Allen geliebte und geachtete Freund eine solche Theilnahme bezeigt hatte.

Der Pater war wieder gekommen; die Bäuerin hatte ihren Gästen ein ländliches Mittagsessen bereitet, nachdem sie dieses genossen, machten sie sich auf zur Weiterreise. Der Greis hatte sich nur mit Mühe dazu bewegen lassen, den Sitz neben der Mistreß einzunehmen, während der Marchese als Kutscher auf dem Bocke saß. „Noch niemals," sagte der Pater, „habe ich diesen Wald- und Gebirgsweg anders als zu Fuße gemacht, auch Sie werden Mühe haben mit Ihrem Fuhrwerk ohne manchen Anstoß da hindurchzukommen." Die arme Frau Spencer ertrug die kleinen Martern, welche die Fahrt dieses heißen Nachmittags ihr verursachte, so still und unvermerkt als möglich und endlich gieng denn, schon ziemlich zeitig am Nachmittag auch die Last und Mühe des dritten Tages der Flucht vorüber.

„Ich hoffe," so sagte der Pater, als sie in der herr-

lichen, fruchtbaren Ebene, Pergine, mit seinem kleinen See vor sich liegen sahen, „Sie werden es nicht verschmähen, heute die Gäste meines Klosters zu seyn, das Sie dort, etwas außerhalb der Stadt bemerken können. Die Dame wird in der Wohnung unsers Pächters, Sie, mein Herr, können im Kloster selber ein für Ermüdete immerhin willkommenes und reinliches, wenn auch gerade nicht prächtiges Nachtlager finden, und was Ihnen vielleicht für die Weiterreise manchen Nutzen bringen mag, der Dechant und Abt des Klosters, für dessen wohlwollende und freundliche Gesinnung ich mich verbürgen darf, wird Ihnen Empfehlungen an manche unsrer Standesgenossen mitgeben, welche durch Rath und That Ihnen nützlich seyn können.“

Es bedarf keiner Versicherung, daß die beiden Flüchtlinge auch auf dieses Anerbieten mit dankbarer Freude eingiengen. Wie wohl that den schwer Ermüdeten das Ausruhen der Glieder auf einem guten Lager, wofür an beiden Orten, im Kloster wie für die Mistreß in der Pächter-Wohnung aufs Beste gesorgt war.

Der Marchese hatte mit den Mönchen zu Abend gegessen, es war ihm der Ehrenplatz neben dem Prior geworden. Dieser betrachtete aufmerksam seinen Gast und Tischnachbar, und Salvo ward nicht wenig überrascht, ja in Schrecken gesetzt, als ihn der Prior auf einmal bei seinem Namen nannte. „Ich wundre mich gar nicht darüber,“ sagte derselbe, „daß Sie meiner vergessen haben, denn die Leute meines Standes in der Tracht ihres Ordens gleichen einander so sehr, daß dem Ungeübten die Unterscheidung der Einzelnen schwer seyn mag, ich aber habe mir die Erinnerung an Ihre Person und an die vortreffliche Unterhaltung, die Sie mir und den andren Gästen an der Wirthstafel zu Salo im vorigen Jahre gewährten, sehr treu bewahrt, habe

mich auch öfters bei Freunden, die aus Venedig kamen, nach Ihnen erkundigt. Auch in Verona sahen wir uns im vergangenen Herbst wieder, und ich werde es nie vergessen, mit welcher Freigebigkeit Sie damals den wohlthätigen Zweck unterstützt haben, für den ich, im Namen meines Ordens, Beiträge sammlete."

Auch der Marchese erinnerte sich jetzt wieder deutlich des wackren Mannes und freute sich des Zusammentreffens mit ihm nicht wenig. Für diesen Abend indeß bedurfte er mehr der Ruhe als der Unterhaltung. Dennoch erwachte er am nächsten Morgen nicht viel später, als seine freundlichen Wirthe, denn der Gedanke an die weitre Ausführung seines Rettungsplanes beschäftigte ihn zu lebhaft. Er hatte sich nur wenig Zeit zum Frühstücken gelassen, und war im Begriff den wackren Prior aufzusuchen, da kam dieser ihm mit seinem Besuch zuvor. „Ich kann mir wohl denken," sagte derselbe, „daß Sie diese Reise nicht zu Ihrem Vergnügen machen, und ich gestehe Ihnen offen, daß ich, durch eine Nachricht, die mir aus Brescia zukam, Einiges von der Veranlassung zu Ihrer Reise weiß. Ich brauche es Ihnen nicht zu versichern, daß ich Ihr Geheimniß achte und ehre. Aber der Weg nach Steyermark, den Sie einzuschlagen gedenken, ist weit, und damit Sie glücklich ihn zurücklegen können, bedarf es der größesten Eile und Vorsicht. Ich bringe Ihnen hier eine gute Anzahl Empfehlungsbriefe; dieselben werden Ihnen nicht nur eine gastfreie Aufnahme in den verschiednen Klöstern, welche an Ihrem Wege liegen, sondern auch jede Art der Begünstigung Ihrer Reise verschaffen, welche meine Standesgenossen Ihnen gewähren können. Vor der Hand habe ich die Anordnung getroffen, daß Sie hier statt Ihres unbequemen einen besser eingerichteten, leichten Wagen bekommen. Auch

Ihr Pferd wird Ihnen unser Pächter gegen eine verhältnißmäßige Summe ablösen, denn zur Beschleunigung Ihres Fortkommens ist es nöthig, daß Sie öfters die Pferde wechslen, wozu theils die Posten, theils auch die Klöster Ihnen Gelegenheit geben werden. Hin und wieder habe ich in meinen Empfehlungsbriefen auch dafür gesorgt, daß ein Klostergeistlicher als Begleiter sich Ihnen zugesellt, um durch solche Orte Sie zu geleiten, durch welche hier, in unsrem guten Lande, Leute dieses Standes ungefragt und unverdächtigt hindurchkommen, was bei Ihnen beiden nicht überall der Fall seyn möchte."

„Das ist die Hand Gottes, der das Gebet einer unschuldig verfolgten Mutter und ihrer armen Kinder erhört hat, und der unsre Reise schützen will," sagte die Mistreß, mit Thränen der dankbaren Rührung im Auge, als der Begleiter zu ihr kam, und Alles was ihm seit gestern Abend geschehen, ihr erzählte. Der ehrwürdige Prior entließ die Gäste mit herzlichen Segenswünschen; diese schieden von ihm mit tiefgerührtem Herzen. Der gute Pater Martin begleitete sie bis nach Borgo, und machte sie unterweges noch genauer mit den verschiednen Ruhepunkten und Sicherheitsplätzen bekannt, die sie aufsuchen sollten. So gieng, unter Gottes Schutz und Segen, die Reise über Belluno und Longarone, dann über Pieve di Cadore und Ampezzo in verhältnißmäßig großer Schnelle und ohne alle Schwierigkeit von statten. Die Straße zwar durch das öde Waldgebirge über Höllenstein nach Innichen war damals noch nicht so kunstreich angebahnt, als sie dies in unsern Tagen ist, doch war sie fahrbar und durch das Nieder-Pusterthal, von Innichen nach Lienz war die Fahrt, vom schönsten Frühlingswetter begünstigt eine eben so anmuthige als leichte. Allmälig aber stellten sich nun Beschwerden ein, welche

das Maaß der Kräfte einer solchen zarten Frau als die Mistreß Spencer war, weit zu übersteigen schienen. Auf der Vizinalstraße von Lienz nach Windisch-Matrey durch das wildromantische Iselthal, hatte der Wagen, den der Marchese aus dem Kloster-Pachthof von Pergine mit sich genommen, zum letzten Mal seine guten Dienste geleistet, weiter hinan durch das Tauernthal nach dem Paß der Felber-Tauern konnte der Weg nicht anders als zu Fuß oder auf dem Rücken von Saumrossen gemacht werden. Die beiden Reisenden waren früh am Morgen in Lienz aufgebrochen, hatten die 5 Stunden lange Strecke nach Windisch-Matrey in möglichst kurzer Zeit zurückgelegt und die Mistreß war auch noch auf ihrem Saumroß einige Stunden lang kräftig und bei gutem Muthe geblieben. Als sie aber jetzt den noch mit Schnee bedeckten Gebirgspaß und seine steilen Höhen vor sich sahe, da schien dieser gute Muth sie zu verlassen; mit matter Stimme erklärte sie ihrem Begleiter, daß sie nicht weiter könne. Dennoch zeigte sich auch dieses Mal, welche Macht und Gewalt der inwohnende Geist über diesen zarten Körper habe. Bei einem Bauernhause in Grub hatte der Marchese die Führer der Saumrosse Halt machen lassen, dort ruhete die Mistreß eine kurze Zeit aus, dann aber, als eine kleine Karawane von Frauen und Männern kam, welche mit schwerer Bürde beladen, heute noch bis zum ersten Tauernhause vorwärts zu schreiten gedachten, entschloß sie sich freiwillig mit diesem Zuge weiter zu gehen. Es war keine geringe Aufgabe, welche sie sich selber gestellt hatte, aber ohne einen Laut der Klage oder der Ungeduld trug sie die Beschwerden des letzten Theiles dieses Tagmarsches.

Wer jemals in einem dieser Tauernhäuser übernachtet hat, der weiß es, was da zu dulden und zu entbehren ist.

Ein kalter Wind, von Norden her, von Schneegestöber begleitet, hatte die Glieder der beiden Reisenden durchschauert, das Feuer, welches auf dem Herd des Hauses brannte und eine Tasse Glühwein, erwärmten sie zwar von neuem, aber die arme Mistreß, die sich zu dem weiblichen Theil der Karawane gesellt hatte, sahe und hörte die ganze Nacht hindurch nur ihre Nachbarinnen am Boden schlafen, während sie selber, in ihren Mantel gehüllt, blos auf einzelne Augenblicke eines leisen Schlummers genoß.

Die Sonne gieng am darauf folgenden Morgen ungetrübt auf; die großen Eiszapfen am Dache des Hauses und der tiefe Schnee ließen es nicht errathen, daß heute der achte Mai sey. Ein saurer Weg von sechs Stunden, von einem Tauernhause zum andern, zum Theil durch frisch gefallenen Schnee hindurch, stund jetzt den Wandrern bevor. „Fassen Sie Muth,“ sprach der Marchese zu seiner Begleiterin; „bedenken Sie, daß nun bald mit jedem Schritte im Freundesland die Gefahr weiter hinter uns zürücktritt.“ Endlich war auch die letzte Strecke des hohen Gebirgspasses zurückgelegt und nur noch zwei Stunden weiter, in Mittersil war das Salzachthal und mit ihm zugleich die Poststraße erreicht, welche mit der bequemeren Fahrt zugleich viele, mit dem Nöthigsten versehene Ausruheorte darbot.

Etwa sieben Stunden jenseit Mittersil im Pinzgau findet sich der kleine Zellersee. Früh am andren Morgen, nach der beschwerlichen Tagreise über die Tauern kamen die Reisenden nach Zell am See, wo der Marchese seiner Begleiterin, weil er hier im österreichischen Gebiet und an diesem Ort sich und die Mistreß vollkommen sicher glaubte, einen Rasttag zugedacht hatte. Dort im Wirthshaus, auf dem Tische, lagen verschiedene Zeitungen, unter ihnen auch die von Trient. Während die Mistreß an einem Fenster

des Zimmers saß und hier in der milder gelegnen Gegend, wo der Frühling schon mit aller Pracht seiner Blüthen eingekehrt war, an der Aussicht über die Gärten hin, nach dem kleinen, herrlichen See sich ergötzte, las ihr Begleiter das Zeitungsblatt aus Trient und fand in ihm, zu seinem nicht geringen Schrecken unter einem Artikel aus Mailand die Aufforderung an alle Polizeibehörden und Bewohner des Königreichs Italien, „der Personen einer Staatsgefangenen, Namens Spencer Smith und ihres Begleiters, des Marchese Salvo sich zu bemächtigen", welche von der Polizeibehörde zu Trient ziemlich genau beschrieben waren. „Man solle dieselben unter sichrer, militärischer Begleitung unverzüglich nach Mailand abliefern, wo der Marchese von dem Vizekönige einem Kriegsgericht solle überwiesen werden, weil er die Flucht einer Staatsgefangenen des französischen Reiches begünstigt habe".

Der Marchese verbarg, so gut als möglich die Bewegung, welche das Lesen dieses Todesurtheiles, welches nur in verschiedner Form über sie beide ausgesprochen war, in ihm aufgeregt hatte. Freilich stund das Land, auf dessen Boden sie jetzt waren, unter Oesterreichs mächtigem Schutz, denn Salzburg war seit 1805 dem deutschen Kaiserstaat unterworfen, aber welche Bürgschaft konnte seit der Schlacht von Austerlitz, jener Schutz gegen die gewaltthätigen Befehle des französischen Machthabers gewähren? Er nahte sich der Begleiterin und kündigte ihr an, daß es nöthig sey so schnell als möglich weiter zu reisen. „Wie?" fragte die Mistreß, „darf ich nach der gestrigen und vorgestrigen Winterreise hier nicht wenigstens einige Stunden ruhen?" „Es kann nicht seyn," antwortete mit ernster Miene der Marchese, „wir haben alle Ursache selbst hier im Oesterreichischen uns vor Polizei- und Militärbehörden verborgen zu halten." Und

in diesem Augenblick zeigte sich wirklich eine unerwartete Gefahr für die beiden Flüchtlinge, welche der Frau Spencer, ohne daß dieselbe den Inhalt des Zeitungsblattes kannte, die Nothwendigkeit eines plötzlichen Aufbruches sehr einleuchtend machte. Man hörte ganz in der Nähe den Ton der kriegerischen Trommeten, welcher durch den Wiederhall von den benachbarten Gebirgen so verstärkt war, daß eine ganze Armee im Anmarsch zu seyn schien. Der Marchese trat ans Fenster und sahe, daß mehrere Escadrons Cavalerie auf einer benachbarten Wiese manövrirten. Der Wirth sagte ihm, daß diese Truppen zu einem Armeecorps gehörten, welches seit einer Woche in den benachbarten Ortschaften lag. Nach etwa einer Stunde würden seine Gäste das Vergnügen haben hier in seinem Gasthause eine ganze Menge der Herrn Offiziere zu sehen. Was war da zu thun, wie sollte es möglich seyn, unbemerkt und unerkannt durch dieses Militär hindurchzukommen, da der Marchese Salvo sehr vielen Offizieren der deutschen wie der französischen Armee persönlich bekannt war, und das fatale Zeitungsblatt gewiß von Allen gelesen, der pikante Artikel aus Mailand von Allen besprochen worden war.

„Mein Gott,“ sprach die Mistreß weinend, als sie mit dem Marchese wieder allein war, „was bleibt uns hier für ein Ausweg? Ich werde mich jetzt selbst der Gewalt der Regierung überliefern, und Sie müssen durch Tirol entfliehen; ein einzelner Mann kommt leichter durch, als wenn er in Gesellschaft eines armen, schwachen Weibes reisen muß.“ — „Woher,“ sprach der Marchese mit einer Aufwallung von Unwillen, „kommt Ihnen doch wieder dieser Kleinmuth. Wo bleibt Ihr Vertrauen auf Gottes Beistand und Hülfe, davon Sie doch, meine ich, auf unsrem bisherigen Wege so kräftige, überzeugende Beweise erhalten haben?“

Die gute Frau Spencer wußte, wie schon erwähnt, nichts von dem Inhalt des Zeitungsblattes; der Marchese hatte dasselbe in kleine Stücken zerrissen und ins Kaminfeuer geworfen.

„Wir müssen über den See hinüberfahren und vor der Hand einen Bergungsort im Gebirge suchen; Gott wird uns weiter helfen.“

Während das Militär noch mit seinem Manöver beschäftigt war, entkamen die beiden Flüchtlinge glücklich über den See hinüber, zu der kleinen in einem Fichtenwald gelegenen Kapelle, bei welcher die Wohnung eines Eremiten stand. Dieser Alte ließ sich gern bereitwillig finden, der Dame in seiner Hütte einen Bergungsort anzuweisen, während der Marchese am Tage im Dickig des Waldes sich versteckte, bei Nacht aber mit dem Eremiten in der kleinen Kapelle schlief. Zwei Tage verweilten die Beiden hier, ohne jemals durch einen Besuch aus der Nachbarschaft beunruhigt zu werden. Der Alte versorgte sie, aus einem benachbarten Dorfe mit Brod, mit Milch und Eiern; für die Mistreß und ihren Begleiter waren diese Tage eine Zeit des längst ersehnten Ausruhens und der leiblichen Stärkung.

Der Eremit hatte am zweiten Tage ihres Aufenthaltes bei ihm die Nachricht mitgebracht, daß das Militär sich zusammenzöge und heute noch aus dieser Gegend abgehen werde. Am Nachmittag hörte man die Töne der kriegerischen Musik über den See herüber; der Marchese, auf einem kleinen Hügel stehend, konnte durch sein Perspectiv die Bewegung der abziehenden Truppen bemerken. Noch an demselben Abend fuhr er über den See hinüber und überzeugte sich davon, daß kein Militär mehr in der Gegend sey; es hatte seine Richtung nach Westen genom-

men; die Straße nach Osten, gerade die, welche die Reisenden nach Steyermark einschlagen wollten, war völlig frei. Noch in derselben Nacht verschaffte sich der Marchese durch Hülfe des alten Eremiten ein Fuhrwerk, das ihn und seine Begleiterin bis zur nächsten Poststation brachte, wo man der Dame, die man für eine Offiziersfrau hielt, und ihrem vermeintlichen Kammerdiener sogleich eine leichte Kalesche gab. So von Station zu Station aufs Beste bedient, erreichten sie schon am nächsten Tage Radstadt, wo sie in guter Ruhe zu Mittag speisten. Der Marchese war auf der ganzen Reise noch niemals so heiter gewesen, als an diesem Mittag. „Gott Lob," sagte er, „nun sind wir gerettet; schon nach wenig Stunden werden wir über die Gränze von Steyermark gehen." Auch die Mistreß überließ sich der freudigen Stimmung, sie zweifelte nicht an der nahen Befreiung aus den langen, drohenden Gefahren, und doch war diese Befreiung noch so fern!

Gleich nach Tische setzten beide sich wieder in den Wagen, sie kamen bei Mandling-Paß an die Gränze und zeigten da unbesorgt ihren Paß hin. Der Officiant las den Paß, lachte laut auf, gieng in sein Bureau hinein, holte von da ein Papier heraus, las jetzt auch dieses, indem er das darin gegebene Signalement mit dem Aussehen der beiden Reisenden verglich und lachte dann von neuem. Die Mistreß fragte den gutmüthig aussehenden Mann, was die Ursache seines Lachens sey, er reichte ihr unbedenklich das Papier in ihre Hand und auch sie, nachdem sie es gelesen, konnte sich des Lachens nicht enthalten. Es war eine Art von Steckbrief auf ein aus Wien entflohenes Liebespaar. Die junge Prinzessin von F...g hatte sich durch einen gleich ihr jungen und äußerlich liebenswürdigen Buchhändler, gegen den sie eine lebhafte Zuneigung fühlte, ent-

führen lassen; ihre hohen Verwandten hatten die Sache bei dem kaiserlichen Cabinet angezeigt und dieses vermocht, alle polizeilichen Mittel anzuwenden, um den Flüchtlingen auf die Spur zu kommen und sie auf ihrem Wege aufzufangen. Namentlich an alle Gränzen des österreichischen Staates sowie der benachbarten Länder war der Steckbrief gesendet worden, dessen Signalement übrigens nur insoweit auf den Marchese und seine Begleiterin paßte, daß diese eben so wie die fast nur halb so alte Prinzeß blond, er aber, wie der junge Buchhändler, brünett war. Die Mistreß, von neuem eine ernste Miene annehmend, machte den Gränzbeamten auf die Geringfügigkeit der Uebereinstimmung des Signalements mit ihrer und ihres Begleiters Persönlichkeit, so wie auf das Datum ihres Passes aus Venedig aufmerksam, der gute Mann sah das ein, setzte aber kopfschüttelnd hinzu: „Sehen Sie Madame, gerade an diesem Ihren Passe aus Venedig ist doch der Umstand sehr bedenklich, daß er nirgends visirt ist, da Sie doch von Venedig hieher nach unserm Mandling-Paß weder zu Wasser noch durch die Luft, sondern nur durch manche Polizeistation können gekommen seyn. Ich will zwar meinerseits gern davon Umgang nehmen, aber nach meiner Amtspflicht kann ich Sie nicht über die Gränze lassen, sondern muß Sie bitten, nach dem von hier nicht sehr weit entfernten Salzburg zurückzukehren, damit dort ihr Paß in gehörige Ordnung gebracht werden könne.“

Alles Zureden, alle Versprechungen waren vergeblich; die beiden Reisenden mußten sich entschließen, von der Gränze wieder umzukehren. Soeben, da dieses geschahe, bemerkte der Marchese, daß mehrere Bauern und Bäuerinnen, in der dortigen Gebirgstracht, am Gränzhause vorüberzogen, ohne daß der Officiant sie

sonderlich beachtete. Einige von ihnen trieben das Vieh vor sich her, das sie jetzt im Mai wieder auf die Weide der Alpen führten, andere schienen diesen Sennern und Sennerinnen nur das Geleite zu geben. „Ich weiß jetzt,“ sagte er, als sie wieder nach dem nächsten Dorfe zurückfuhren, auf englisch zu der Begleiterin, „was für uns das beste Rettungsmittel seyn könnte. Hier an dem nahen Orte entlassen wir unsern Postillon, bleiben über Nacht im Wirthshaus, versorgen uns mit Bauernkleidern und finden so, vielleicht noch beim nächtlichen Dunkel irgend einen Seitenweg über die Gränze, auf dem uns keine Polizeiwache beschwerlich fallen wird, oder gesellen uns auch zu den Sennern und Sennerinnen, die jetzt auf die Alpen ziehen. Haben Sie doch bei dem Uebergang über die Vellertauern eine Probe davon abgelegt, daß Sie das Bergsteigen gut verstehen. An einem treuen Führer, um Geld und gute Worte, wird es uns auf dieser Gebirgsreise nicht fehlen.“

Wir dürfen es der Mistreß nicht zu hoch anrechnen, wenn sie, von den Gewohnheiten ihres bisherigen Lebens, und von den frühesten Eindrücken ihrer Kindheit befangen, in diesem Augenblick den allem Anscheine nach glücklichen Vorschlag ihres großmüthigen Retters dadurch vereitelte, daß sie einem Verlangen nach äußrer Sauberkeit und Reinlichkeit allzuviel Raum gab, welches, wenigstens in ihrer damaligen Lage am unrechten Orte war. „Wie?“ so rief sie, „ich sollte da drinnen in diesem Dorfe vielleicht die schon lang getragnen, unreinlichen Kleider einer Bäuerin anlegen, deren Person und Gesundheitszustand ich nicht kenne? Ueberheben Sie mich dieser Zumuthung; lassen Sie uns lieber noch einmal nach Radstadt zurückkehren, die Wirthin in dem Gasthause, darin wir heute Mittag machten, ist eine freundliche, gefällige Frau, durch diese wird es mir leicht

seyn, neue, noch von Niemand getragene Kleidungsstücke einzuhandeln.“

Der Marchese gab dem Wunsche seiner Begleiterin nach, sie kehrten um nach Radstadt und die Wirthin ließ sogleich sich bereitwillig finden, bei einem Kleiderhändler des Ortes ein passendes Gewand für die Dame und Kleider für den Herrn einzukaufen. Man hatte der guten Frau gesagt, daß man durch diese Verkleidung der Schwester der Dame in Steyermark eine Ueberraschung zu bereiten gedenke und die Goldstücke, welche der Marchese ihr in die Hand gab, hatten jeden Rest der Bedenklichkeiten gehoben.

Aber der Kleiderhändler, bei dem die Wirthin ihren Handel machte, gehörte zur Polizei des Ortes, die selbst hier um jene Zeit strenger war als gewöhnlich. Er fragte die Frau über Alles aus, was sie von den beiden Reisenden seit heute Mittag wußte und nicht wußte. Die Sache kam ihm bedenklich vor. Er händigte der Käuferin die bezahlten Kleidungsstücke aus, er selbst aber machte sogleich eine Anzeige nach einem benachbarten kleinen Orte, an dem sich ein Militär-Depot befand. Die beiden Reisenden, in dem Augenblick wo sie, schon in die Bauernkleidung verhüllt, noch bei Nacht den Wagen besteigen wollten, der sie wieder zur Gränze führen sollte, wurden verhaftet und von einer Art von Polizeibeamten verhört. Die Dame, als die ältere und ihrem Aussehen nach vornehmere, zuerst. Sie faßte sich den Muth, auf die Frage, wer sie sey? die volle Wahrheit zu sagen: „Ich bin Madame Spencer Smith, Tochter des Baron Herbert, kaiserlich österreichischen Internuntius in Constantinopel und Gemahlin des englischen Gesandten zu Stuttgart.“ Der Polizeimann stutzte und schüttelte ungläubig den Kopf. „Und wer ist ihr Begleiter?“ fragte er weiter. „Mein Kammerdiener,“ sagte die Dame,

hierin von der Bahn der strengen Wahrheit, aus Sorge für die Person ihres Begleiters, abweichend.

Es giebt eine Majestät des, seiner selber mächtigen Geistes, welche selbst für rohe Seelen etwas Ueberwältigendes hat. Die Dame wurde, obgleich man ihren Angaben keinen rechten Glauben schenkte, mit Achtung behandelt, doch mußte sie es sich gefallen lassen, am andern Morgen in einem Wagen nach der benachbarten kleinen Militärstation geführt zu werden, während Salvo von zwei Soldaten geleitet, den Weg zu Fuß machen mußte.

Der Offizier, welcher dort die Gefangenen verhörte, schien anfangs, als er die beiden vermeintlichen Abentheurer in Bauerntracht vor sich sahe, nur wenig zu ihren Gunsten geneigt zu seyn. Und dennoch, welch glückliche Fügung war es, daß gerade dieser ihr Richter war. Frau Spencer Smith war in einem der vorhergehenden Winter mit ihrem Gemahl in Innsbruck gewesen, hatte dort eine glänzende Abendgesellschaft gegeben, in welche der nämliche Herr, der sie jetzt verhörte, durch eine seiner Verwandtinnen eingeführt worden war. Man erkannte sich gegenseitig, der Offizier zeigte den besten Willen, die Beiden über die Gränze nach Steyermark zu geleiten, aber siehe da, der nämliche fatale Artikel aus Mailand, den der Marchese in der Trientiner Zeitung schon zu Zell gelesen hatte, war auch hieher gekommen. Man fürchtete den weit ausreichenden Arm der französisch-kaiserlichen Macht, der wohlgesinnte Mann hatte hier nicht allein zu entscheiden, das Einzige was er thun konnte war, daß er selber die Gefangene als eine Ehrenwache nach Salzburg geleitete, dort im vornehmsten Gasthause sie unterbrachte und sie der Polizeibehörde auf's Dringendste empfahl.

Aber selbst hier war der geängsteten Frau eine Ein-

derung ihrer Lage zugedacht, an welche sie nie gedacht hatte. Die Wirthin in dem Gasthaus, darin man sie freilich nur wie eine Gefangene, wenn auch mit allen Ehren hielt, war als junges Mädchen im Hause der Mutter der Frau Spencer Smith, der damaligen Oberhofmeisterin bei dem Großherzog von Würzburg gewesen und dort mehr als Pflegetochter denn als Dienerin behandelt worden. Sie erkannte sogleich die Mistreß und diese in ihr die liebe Gespielin ihrer Kindheit. Von dieser treuergebenen Frau wurde die bedauernswürdige Dame nicht nur, wie sie durch Stand und Gesinnung es verdiente, mit ehrfurchtsvoller Liebe bedient und behandelt, sondern auch von Allem unterrichtet, was für ihre damalige Lage von Nutzen seyn konnte. Unter Anderm erfuhr sie auf diesem Wege, daß so eben der Graf O'Donnes und der Prinz Parr in Salzburg anwesend seyen. Sie kannte diese beiden Herren persönlich und durch die Verwendung derselben gelang es ihr zuerst der lästigen Polizei-Aufsicht enthoben zu werden. Man rieth ihr nach Linz zu gehen und dort die Antwort auf ihr Schreiben an den Grafen Stadion abzuwarten. Indeß wurde Salvo noch immer in strengem Gewahrsam, ja zuletzt durch den aus Unverstand hierin zu weit gehenden Polizei-Director wie ein todeswürdiger Verbrecher in einem Kerker gehalten, bis auch ihn eine mächtige Fürsprache vom kaiserlichen Hofe aus befreite. Er folgte der Madame Spencer nach Linz, geleitete sie noch von dort zu ihren Kindern und zu ihrer Schwester nach Grätz und gab dann der Bitte der Familie nach, um seiner eigenen Sicherheit willen mit der Mistreß auf einige Zeit nach England zu gehen. Denn ihm, wäre er in die Hände der damals fast über ganz Europa reichenden französischen Macht gefallen, wäre der Tod eines Verbrechers gewiß gewesen. In einem nordi=

schen Hafen schiffte die Mistreß mit ihren Kindern und ihrer Dienerschaft und mit ihr auch der edle, ritterlich muthige Marchese Salvo nach England ein. Dort empfing der Retter einer unschuldig Verfolgten nicht nur von der Familie derselben, sondern von allen Edelgesinnten die wohlverdiente, dankbare Anerkennung, deren seine wohlgelungene That werth war, und aus der Hand der Königin, der Gemahlin Georgs III., auch das äußere Zeichen der Achtung einer ganzen großen Nation und ihres Königshofes.

IV.

Die beiden Irländer.

In der Rettungsgeschichte des Prinzen Carl Eduard, des letzten Sprößlinges aus dem schottischen Königshause der Stuarts lernten wir eine entschlossene Heldin, die Miß Flora Macdonald kennen, welche ihren Schützling unter den Kugeln der Geschütze, und mitten durch die bewaffneten Schaaren seiner Verfolger glücklich hindurch geleitete. Die beiden Irländer, deren Rettung aus naher, dringender Lebensgefahr wir auf den nachstehenden Seiten beschreiben wollen, verdankten diese ebenfalls der außerordentlichen Geistesgegenwart, und dem Muthe einer Frau, in einem Augenblick, wo ein Mann, ja wo eine ganze Schaar der muthigsten Männer keinen Ausweg zu eröffnen vermocht hätte. Wir verdanken die Mittheilung der merkwürdigen Begebenheit einem wackeren Officier im englischen Artilleriedienste: dem Herrn Benson Earle Hill, der den Stoff dazu aus der mündlichen Erzählung der Dame selber empfieng, welche die That der Rettung vollführte*).

---

*) Recollections of an Artillery Officer, including Scenes and Adventures in Ireland, America, Flanders and France. By Bens. Earle Hill. Lond. 1836.

Herr Hill war, während seines Aufenthaltes in Irland in dem Hause des edlen Lord Glentworth's so heimisch geworden, als ob er selber ein Glied der Familie gewesen wäre. Eines Abends, bei einer traulichen Unterhaltung am Kamine, kam das Gespräch auf die blutigen Ereignisse, welche der Aufstand des irischen Volkes in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts herbeigeführt hatte. Bei dieser Gelegenheit erzählte die Mutter der Lady Glentworth, eine Mistreß Beaumont die nachstehende Begebenheit aus ihrem eignen Leben.

Der erste Gemahl dieser Dame, Herr Edwards war ein Mann von höchst achtbarem Character und von anerkannt gesetzlicher Gesinnung, ein treuer Anhänger der englischen Verfassung und Regierung. Eines Tages, bald nach dem Ausbruch der Empörung der Irländer, im Jahr 1798 hatte derselbe eine bedeutende Anzahl von Gästen zu sich, zum Mittagsessen eingeladen. Während man bereits in jedem Augenblick diese gebetenen Gäste erwartete, ward Herr Edwards durch die Ankunft zweier ungebetnen und unerwarteten Gäste unter seinem gastfreien Dache nicht nur im höchsten Grade überrascht, sondern in die peinlichste Sorge und Verlegenheit gebracht. Es waren zwei Brüder, die Herren John und Henry Shear, Irländer aus einer angesehenen Familie des Landes, welche früher oft in Edwards Haus gekommen und von diesem gute, alte Bekannte gewesen waren. Die unglücklichen Männer hatten sich auch zur thätigen Theilnahme an dem Volksaufstand hinreißen lassen, waren dabei ganz vorzüglich thätig gewesen, und man wußte, daß ein bedeutender Preis auf ihre Köpfe gesetzt sey. Was war da zu thun? Sie der Regierung ausliefern? Dazu konnte sich Herr Edwards nicht entschließen. Die beiden Flüchtlinge waren als Gäste

in sein Haus gekommen, an dessen Tische, wie das Sprichwort sagt, sie so oft mit ihm Brod und Salz gegessen hatten, sie hatten ihr Leben seiner Obhut anvertraut. Aber sie verbergen? Wie sollte dies vor den Luchsaugen der im Auffinden auch der verstecktesten Verbrecher in einem außerordentlichen Maaße geübten Polizeisoldaten möglich seyn? Und fand man sie auf, dann war es nach dem Ernst, mit welchem die englischen Gesetze gegen Aufwiegler des Volkes, gleich als gegen Mordbrenner verfahren, alsogleich um ihr Leben geschehen, und auch der gute Ruf seines Hauses hätte dadurch, abgesehen von andren Bestrafungen, der Regierung gegenüber einen Flecken bekommen, welcher durch kein Opfer an Geld wäre auszutilgen gewesen.

Der einzige im Hause, der außer dem Herrn desselben etwas von der Ankunft der beiden Irländer wußte, war der Hausmeister, ein Diener auf dessen Verschwiegenheit und Treue man sich verlassen konnte, aber dieser wußte in solch verzweifeltem Falle eben so wenig zu rathen, als sein Herr. Wo jedoch Männer keinen Ausweg zu finden wissen, da gelingt dieses öfters einer klugen, verständigen Frau. Dieses bedachte Herr Edwards und theilte seiner Gemahlin die Ursache seiner unverkennbaren Unruhe mit. Mistreß Edwards kannte die beiden unglücklichen Brüder sehr gut, diese waren in früheren Jahren sehr oft zu Besuch im Hause ihres Gemahles gewesen, und in ihrer wie in allen ihnen näher bekannten englischen Familien mit Liebe und Achtung behandelt worden. Sie selber hatte sich um die politischen Verhältnisse des Landes nur wenig bekümmert, und weder ihr Gemahl noch sie hatten etwas davon gewußt, daß jene beiden Freunde so tief in die Wirren der damaligen Zeit verwickelt seyen, bis auf einmal ihre Namen in öffentlichen

Blättern und Bekanntmachungen in sehr verschiedner Absicht, von der einen Parthei in gehäßiger, von der andern in lobender Weise genannt wurden. Denn bei den Engländern galten die beiden Shears für todeswürdige Verbrecher, bei ihren Landsleuten als edle Patrioten, die für Irlands Wohl ihr Leben aufs Spiel setzten.

In jenen aufgeregten Zeiten durfte man selbst den eignen Hausleuten und Bedienten nicht trauen; kein Augenblick war zu verlieren. Die Mistreß ließ deshalb ihren Gemahl hinabgehen, um die Bedienten unten zu beschäftigen und zurückzuhalten, sie selbst aber führte die beiden Flüchtlinge eilig in ihre Schlafkammer und versteckte dieselben zwischen dem Bett und den Matratzen.

In demselben Augenblick hörte man die Chaisen anfahren, die Gäste kamen, wurden von dem Hausherrn empfangen, in den Saal eingeführt, die Dame des Hauses erschien bei der Gesellschaft, man setzte sich zur Tafel und das Diner begann. Der Gegenstand der Tischgespräche war die traurige Geschichte des Tages, die Empörung des Volkes in allen Theilen der Insel, das ernste Einschreiten der englischen, bewaffneten Macht. Plötzlich wandelte die Dame des Hauses ein Zufall an, der alle Gäste in Schrecken setzte. Sie sank in ihrem Stuhl zurück und schien wie in tiefer Ohnmacht dahin zu sterben; ihr Gemahl sprang von seinem Sitze auf, eilte zu der Kranken hin und indem er die anwesenden Freunde um Verzeihung bat, faßte er die Leidende in seine Arme und brachte sie in ihr Schlafzimmer. Nach wenig Minuten kehrte er zurück, bat seine Gäste sich ja nicht zu beunruhigen und stören zu lassen, der plötzliche Zufall, welcher so eben seine Gemahlin betroffen habe, sey nur ein heftiger Schwindel, an welchem sie manchmal leide, und welcher sie zu jeder Bewegung

unfähig mache; es gäbe dagegen kein andres Mittel als die ungestörteste Ruhe und Stille, weshalb er sie auch jetzt in ihr gegen alles Geräusch wohlgeschütztes Schlafzimmer und Bett gebracht habe.

Alle Anwesenden bedauerten höchlich das Leiden der edlen Hauswirthin, doch beruhigte man sich darüber; das Gastmahl nahm seinen Fortgang. Aber kaum war man noch zur dritten oder vierten Schüssel gekommen, da vernahm man außen vor der Thür das Trampeln von Pferden und das Klirren von Waffen; ein lauter Schlag durch den Anklopfer an die Thür verkündete die Ankunft irgend einer Person von hoher Bedeutung, man öffnete die Thür und einen Augenblick später trat Major Sirr in Begleitung mehrerer Offiziere in den Speisesaal herein. Herr Edwards stand auf, um die neuen, unerwarteten Gäste zu empfangen.

„Ich bedaure unendlich," sagte der Major, „daß ich gezwungen bin, Sie, mein Herr und Ihre Freunde zu beunruhigen, aber es ist nicht die Zeit, da man den nöthigen, geselligen Anstand berücksichtigen darf; ich bitte Sie hier dieses Schreiben zu lesen."

Mit diesen Worten überreichte der Major dem Herrn Edwards eine schriftliche Ordonanz, worin geboten war, den Personen der beiden erklärten Rebellen: des John und des Henry Shear allenthalben nachzuspüren, und sich ihrer todt oder lebendig zu bemächtigen. Der bedrängte Hausherr hatte alle Mühe sich den äußren Anschein von Ruhe und Fassung zu erhalten.

„Ich kann nichts gegen die genaue Vollführung Ihres Auftrages einwenden, Herr Major. Nur eines erbitte ich mir von Ihnen als eine ganz besondere Gunst, daß Sie Ihr Untersuchungsgeschäft in so großer Stille als nur möglich ist, vollziehen möchten. Hier meine Freunde können es

bezeugen, daß meine Frau so eben, bei der Tafel von einem heftigen Uebelbefinden befallen worden ist, bei welchem sie der äußersten Schonung bedarf. Ohnehin wird Ihnen schon hier diese ehrenwerthe Gesellschaft, welche mir die Ehre vergönnt hat sie an meinem Tische zu bewirthen und davon jedes einzelne Mitglied seine loyale Gesinnung hinlänglich bethätigt hat, eine Bürgschaft im Allgemeinen für die treue Ergebenheit gegen Gesetz und König seyn können, welche in meinem Hause herrscht. Ich bin bereit Sie in allen Theilen meines Hauses herumzuführen, aber noch einmal spreche ich die Bitte aus, daß Sie auf den Stiegen wie auf dem Oberboden und in den Zimmern recht leise auftreten und auch sonst jedes laute Geräusch vermeiden möchten, so wie die Rücksicht gegen eine leidende Frau dies erfordert."

Major Sirr ließ hierauf alle seine Begleiter unten in dem Vorhausplatz zurückbleiben, mit Ausnahme des Offiziers der die militärische Eskorte commandirte, und diese beiden folgten dem Herrn Edwards, der sie treppauf treppab durch alle Räume und Zimmer seines Hauses führte. Jeder Winkel, jeder Schrank, jede Kiste, jeder Verwahrungsort für Holz wie für Steinkohlen und Geräthschaften, jedes Kamin wie jeder Schornstein wurden von den beiden Spähern aufs Genaueste durchforscht, es war jetzt nur noch ein Zimmer zu durchsuchen übrig: das Schlafgemach der Dame des Hauses. „Hier ruht meine arme, hartgeängstete Frau," sagte der Hausherr mit leiser Stimme, indem er sich bereit machte die Thür zu öffnen. — „Sie bleiben indeß hier außen im Vorsaal stehen, sagte der Major, halblaut, zu dem Offizier der ihn begleitete, „ich werde, zu unsrer beiderseitigen Genugthuung einen Blick hineinwerfen ins Zimmer und sogleich wieder bei Ihnen seyn."

Herr Edwards öffnete ganz sanft die Thür. Die Rollos an den Fenstern waren herabgelassen, das Zimmer war, wie der Zustand reizbarer Kranken es erfordert, nur von einem dämmernden Lichte beleuchtet; die beiden Männer traten so leise ein, daß man ihre Fußtritte nicht hörte, wohl aber das laute Stöhnen der Dame, welche in dem Bette, mit fast ganz verschloßnen Vorhängen lag. „Gott weiß," sagte Madame Beaumont, „dieses Stöhnen war kein erkünsteltes, es kam aus einer, von wahrhafter Todesangst gepeinigten Brust." „Aengstige dich nicht, meine Liebe," sagte der Hausherr, indem er näher ans Bette hintrat, „wir werden dich nicht lange in deiner Ruhe stören." Der Major indeß blickte schnell, dabei aber gründlich genau im ganzen Zimmer herum, sagte zu Herrn Edwards, er sey jetzt vollkommen befriedigt und beide giengen wieder hinab in das untere Geschoß des Hauses.

Der Major trat noch einmal ein zu den Gästen des Hauses in den Speisesaal, deren größester Theil ihm nahe bekannt war. Es war vergeblich, daß der Hausherr ihn zur Theilnahme an den Freuden des Mahles einlud, er wollte nicht einmal sich setzen, sondern eröffnete nur den versammleten Gästen, daß noch heute, an diesem Abend sehr gewaltthätige Auftritte von Seiten des nach den Rebellen herumstreifenden Militärs, wie des Landvolkes zu erwarten stünden; er müsse sich deshalb die Bemerkung erlauben, daß er es für wohlgethan halte, wenn die anwesenden Herrn und Damen sich bemüheten, sobald als möglich in ihre Häuser und Landsitze zu kommen. Der Major mit seiner polizeilichen und militärischen Begleitung trat ab, und die Gäste alle, auf kein gastfreundliches Nöthigen des Hausherrn mehr achtend, ließen anspannen, und fuhren hinweg.

Die beiden Irländer, welche diesen ganzen Tag, weil

die Verfolger ohne Aufhören ihnen heiß auf der Spur waren, noch keinen Bissen genossen hatten, wurden jetzt, nachdem man sie heimlich in das Zimmer des Hausherrn hineingeschmuggelt hatte, mit den Speisen und den guten Weinen erquickt, welche für andre Gäste, als für diese ungebetenen, bestimmt gewesen waren. Von Augenblick zu Augenblick lauschten die armen Männer vergebens auf jenes laute Freudengeschrei ihrer Freunde, welches das Signal von der Einnahme der Hauptstadt seyn sollte, mit deren Hoffnung sie sich schmeichelten, es ließ sich kein Zeichen dieser Art vernehmen; um ein Uhr des Nachts schlichen sie sich leise aus dem gastfreien Hause fort, in welchem sie zum letzten Mal in ihrem Leben Liebe der Freunde und Erquickung des Leibes genossen. Bald darauf wurden die Flüchtlinge, die sich in einer Höhle in den wüsten Felsengebirgen von Wicklow verborgen hatten, dort aufgefunden, vor Gericht geführt, schuldig des Aufruhres befunden und an den Galgen gehenkt.

Man kann gewiß das Loos dieser beiden Brüder nicht anders als des Beklagens werth finden. Allerdings war Irland durch fremde Aufwiegler in seine damalige, der gesetzlichen Ordnung widerstrebende Anregung gebracht worden, aber dem Wahne, für welchen die Iren kämpften, lag ein, wenn auch irre gehendes Festhalten an einem tief in der Menschenbrust Bestehendes Wahres und Göttliches: die Liebe zur Religion und der Sitte der Väter zu Grunde. Hätten die beiden Irländer in den Zeiten der modernen Revolutionen von Frankreich oder unsrer Tage gelebt, man würde sie zwar nicht wie ihnen nach Recht und Gesetz geschahe, an den Galgen gehenkt, wohl aber mit Unrecht und ungesetzlich guillotinirt oder erschossen haben. Denn man hat anjetzt die Kunst gelernt, nur alles das herrlich und

groß zu preisen was Nichts ist: die Meineidigen an Gott und Gesetz, gleich wie in jenem fliegenden Briefe, den ein alter Seher schauete, fromm zu sprechen. Die Mordbrenner und Verderber ganzer Völker, die Lästerer alles Heiligen und Wahren, scheinen, sie mögen thun und wandeln wie sie wollen, einen Freipaß durch das Land, die Gerechtigkeit für sie keinen Arm mehr zu haben, sondern nur furchtsame Augen, deren Blick uns in Ungewißheit darüber lässet, ob er der ausbrechenden Bosheit Beifall oder Mißbilligung zuwinke. Bald könnte in solcher Weise das Spiel der Zeit eine andere Wendung nehmen, die, welche hätten das Unrecht hemmen und strafen sollen, durch kräftige That und Wort, könnten die Bestraften, die Sträflinge aber, den Ketten der Gefängnisse entkommen, mit ihren ebenbürtigen, von andren Ketten gebundenen Genossen, könnten die Richter und Henker werden. Die beiden Irländer, in ihrem, wenn auch gesetzlos irre gehenden Wahne, wollten Etwas, das, wenn auch nicht genau da wo sie es suchten, über und in dem Menschen besteht; die Vernichtungsmänner der modernen Zeit wollen nichts als jenes Wüste und Leere, von welchem ihr eignes armseliges Selbst durch und durch verwüstet und verheert ist. Es ist zuletzt ein bewußtloser Drang, der wie die Seuche eines Pestkranken auf jeden der annahenden Pfleger, so von diesen Geisteskranken ganzen Völkern sich mittheilt; die polizeiliche Gesundheitspflege scheint entschlafen, welche mit Ernst das Eindringen des Ansteckungsstoffes verhüten sollte.

V.

Capitän Franklins Nothstand

auf seiner

Landreise in der nördlichen Polarzone

---

1) Die Aufgabe, welche zu lösen war.

Wir halten mit Recht jene Helden, welche in den Schlachten der Völker, der Gefahr des eignen Lebens nicht achtend, auf der blutigen Bahn des Sieges vorandrangen, darauf sie dem Vaterland Rettung und Frieden erkämpften, unsrer hohen Bewundrung werth. Freilich gibt es neben diesen, im Liede der Völker besungenen Siegen auch noch andre, geistig höhere, welche durch Kämpfe errungen werden, von denen die Welt nur wenig weiß und erfährt; das sind die Siege eines göttlich gläubigen Erkennens über den thierischen Unverstand der verwilderten Menschennatur: die Siege der Zeugen für die Wahrheit des Christenthumes mitten in der lange lastenden Nacht des Heidenthums. Aber auch jenen Heldenseelen, welche, wie Franklin, wie Richardson und Back im Verein mit Parry, mit James Clarke Roß, Thomas Simpson und einer andren Zahl, namentlich der britischen Seemänner mit tapferem Muthe durch die Eismassen und winterlichen Wüsten der Polarzone drangen, um für das Reich des Erkenmens unsrer

irdischen Sichtbarkeit ein neues Feld zu erobern, gebührt unsre hohe Anerkennung. Die Scholle Landes, welche er bewohnt und bebaut, ist für den Leib, die ganze Erde aber, mit all ihren Ländern, Meeren und Inseln, für den Geist des Menschen da; er soll, dies ist die Bestimmung seiner Natur, das Licht seines Erkennens über Gebirge und Ebenen, über die Meere und all ihre Küsten strahlen lassen, damit alle Lande der Ehre seines Gottes voll werden. Am meisten aber verdienen die Heroen solcher Art dann unsre liebende Theilnahme, wenn das, was zum Bestehen der Mühen und Gefahren ihnen die Kraft gab, auf jenem Grunde eines christgläubigen Muthes ruhet, der uns an Franklin, wie an Richardson und Hood, so unverkennbar deutlich in die Augen fällt.

Die Aufgabe, welche dem Capitän Sir Franklin und seinen Reisegefährten von dem Ministerium der britischen Marine, noch mehr aber durch den eignen Drang des Forschens gegeben war, ist als eine der schwierigsten ihrer Art zu betrachten. Es sollten die Fragen beantwortet und entschieden werden: über die Möglichkeit einer Durchfahrt von dem atlantischen in das stille Meer, durch jenen Theil des nördlichen Eismeeres, der die nördlichste Küste von Amerika und ihre angränzenden Inseln umsäumt. Um hierüber ins Klare zu kommen, war es zunächst nöthig den Verlauf der Nordküste des westlichen Continents genauer kennen zu lernen, und hierzu sollte Franklins Landreise den Weg bahnen, die durch eine Wüste ihre Richtung nahm, welcher an Furchtbarkeit kaum eine andre Wüste der Erde zu vergleichen ist. Wir beschreiben die Beschaffenheit derselben in einigen wenigen Zügen.

Eine Wüste findet sich auf unsrer schönen Erde überall da, wo dem Boden zwei Elemente der Belebung abgehen,

welche zunächst von oben kommen: der wärmende und erhellende Strahl der Sonne, und das nährende Wasser. Nicht eines allein genügt, beide müssen zusammen wirken, wenn sich die Einöde mit grünenden Auen und Wald bedecken, wenn sie für vollkommene Landthiere und Menschen bewohnbar werden soll. Denn dort im höchsten Norden oder tiefsten Süden lastet der feuchte Nebel das ganze Jahr hindurch auf dem schwarzen vulcanischen Boden, und dennoch saugt sein niederträufelndes Wasser kaum einen Grashalm groß; über den dürren, sandigen Ebenen des mittleren Afrikas brütet der glühend heiße Strahl der Sonne, ohne einen Keim des Lebens daraus hervor zu locken.

Die Ausdehnung des nördlichsten Küstensaumes des amerikanischen Festlandes längs dem Eismeere hin, erreicht nahe die Hälfte der Ausdehnung des nördlichsten Küstensaumes der östlichen Halbkugel. Namentlich verläuft der westliche Theil der amerikanischen Nordküste fast durchgängig in eine niedere Ebene, welche so allmälig unter den Wasserspiegel sich hinabsenkt, daß das angränzende Meer dort nur eine sehr geringe Tiefe hat. Der östliche Theil derselben vom Kupferminenfluße bis zu den nördlichsten Buchten des atlantischen Meeres ist zwar ein vorherrschend höher ansteigendes, dabei aber fast ganz kahles Land, ähnlich jenen Felsengräten, welche in unsern Alpen über die Region des beständigen Frostes hinanragen und von denen der Sturmwind den fallenden Schnee hinwegpeitscht. Dort sieht man weder Wald noch hohes Strauchwerk; tief am Boden krümmt sich die Zwergweide; nur an wenig Stellen bedeckt sich, während des kurzen Sommers, der Boden mit einem graulichen Grün des niedren Grases, vermischt mit jener Flechtenart, welche die Heerden der

Rennthiere von Süden her auf diese fernabgelegne, kühle Weide lockt.

Im Ganzen genießen die Länderstriche, welche auf der Westseite des nördlichsten Amerikas, gegen die Küste des stillen Meeres hin, in russischem Besitze sind, eines viel milderen Klimas, als die unter gleicher Breite auf der Ostseite gelegnen Ufergegenden des atlantischen Meeres, der Saum der Küste aber, der sich am Westende der Polarseite bis in den 72° N. Br. erstreckt, bleibt auch während des Sommers eine winterliche Einöde, deren meist sumpfigen Boden die flach auftreffende Sonne, wenn sie auf einzelne Tage durch den lang anhaltenden Nebel bricht, nur wenige Zoll tief aufzuthauen vermag.

Es wehet über jene Einöden fast ohne Aufhören ein schneidend kalter Ostwind; nur dann, wenn der Westwind diesen ablöst, wird die Luft milder und zu den Niederschlägen des Schnees oder des Regens geneigt, auch scheinen sich dann vorzugsweise jene Traumgestalten des Luftkreises, die Augentäuschungen der Luftspiegelung zu erzeugen, welche die Wüste jener Polarländer mit der Wüste der heißen Zone gemein hat. So erzählt Thomas Simpson, ein achtungswerther Reisender in der nordamerikanischen Polarzone, daß er eines Tages, als er nach seiner Gewohnheit den Schlitten, darauf die Reisegeräthschaften und Vorräthe zum Lebensunterhalt über den Schnee gezogen wurden, vorangieng, so oft er hinter sich blickte, seine Indianer, auf ihren Fersen sitzend, der Ruhe pflegen sahe. Dennoch, bemerkte er, daß, so rasch er auch vorwärts schritt, der träge Troß, immer in gleicher Nähe bei ihm blieb. Als man Halt machte, erzählten, auf sein Befragen, die Leute, daß sie nirgends, auch nur einen Augenblick gerastet hätten, sondern immer in Bewegung geblieben seyen; ihn aber, den

Voraneilenden, hätten sie so gesehen, als ob er auf dem Rücken liegend, auf unsichtbarem Ruhebett und von unsichtbaren Händen rasch dahin getragen würde.

So ist das Land der winterlichen Nebel und des beständigen Frostes beschaffen, durch dessen, nur an wenig Stellen von wandernden Esquimaux besuchten Einöden, in der Nachbarschaft der Eisküste hin wir unsren Reisenden begleiten wollen. Zwar dort sind weder Tiger, noch Löwen, noch giftige Schlangen zu fürchten, dort wird der ewige Frieden der Natur durch keine Mörderschaaren, durch keine Männer der modernen Revolutionen gestört, denn gegen diesen Auswurf einer abgefallenen Christenheit erscheinen die heidnischen Esquimaux wie unschuldige Kinder neben dem wüthendsten Verbrechergesindel der Kerker, aber jener Frieden gleichet nur zu sehr dem Frieden und der ungestörten Ruhe eines Todtenackers, auf dem kein Leichenstein uns meldet, wer die hier Begrabenen im Leben waren. Denn die Geschichte der Vergangenheit wirft auf diesen armen Theil der Erde keinen erhellenden Strahl; nirgends zeigt sich da ein altes Gemäuer oder ein mit Runen beschriebener Stein. Nur aus der Geschichte der neuesten Zeit brach von Osten wie von Westen her durch die Forschungen muthvoller Reisender aus den gebildeteren Völkern von Europa und Amerika ein Licht in diese uralte Dämmerung herein, um dessen helleres Aufstrahlen Franklin und seine Gefährten ein ganz besondres Verdienst hatten. Ehe wir jedoch hiervon weiter reden, gedenken wir zuerst mit gebührender Anerkennung der Männer, welche vor jenen den mühseligen Weg dieser Forschungen betraten.

2) Franklins Vorgänger.

Bereits unter der, für die eingebornen Indianer sehr freundlich besorgten, milden französischen Herrschaft in Canada, waren einzelne kühne Handelsleute hunderte von Meilen weit nach Norden und Westen in das Land der Indianer eingedrungen, denen sie leider zum großen Theil mit dem Gifte des Branntweins zugleich, statt nützlichern Geräthschaften, nur Gegenstände einer kindisch eitlen Putzsucht gebracht hatten. Doch gleichzeitig mit ihnen hatten die Sendboten des Christenglaubens, namentlich die frommen Väter aus dem Orden des heiligen Sulpicius, sich mit muthiger Verachtung aller Gefahren und im täglichen Kampfe mit allen Entbehrungen, tief in das Innere des Landes gewagt, und Berichte über die Naturbeschaffenheit, sowie über die Bewohner desselben erstattet. So interessant aber auch, in vielfacher Hinsicht, diese Berichte waren, blieben sie dennoch, für die Erweiterung der genaueren geographischen Kenntnisse, namentlich der nördlichsten Gebiete von Amerika, ohne allen bedeutenden Werth. Da geschah es, daß der natürliche Zug des Menschen zu den Metallen eine Anregung von außen bekam, die mächtig genug war, ihn, wie früher bei der Entdeckung von Amerika der Durst nach Gold, zu einem neuen, kühnen Unternehmen zu bewegen. Gold war es zwar nicht, wohl aber ein andres werthvolles nützliches Metall: das Kupfer, welches die Indianer der nördlichen Districte alljährlich mit den thierischen Fellen und andren Tauschartikeln zugleich nach Churchill an der Hudsonsbay brachten und hiedurch die Aufmerksamkeit sowie die Gewinnsucht der dortigen Handels-Compagnie in hohem Grad erregten. Nach der Aussage der Indianer sollte dieses Metall in reinem, gediegenem

Zustand und in so großer Menge an einem Flusse fern im Norden gefunden werden, daß ganze Hügelmassen aus seinen aufgehäuften Klumpen bestünden. Bis dahin hatte die Hudsonscompagnie nur noch sehr wenige Versuche gemacht, durch tieferes Eindringen in die angränzenden Indianerländer den Erwerb des Pelzwerkes, das die Eingebornen aus weiter Ferne her, ohne dabei die Weite des Weges in Anschlag zu bringen, ihr zuführten, unmittelbarer in ihre Händ zu bekommen, denn der Kostenaufwand für weit ausgebreitete Etablissements erschien bei der Menge und Wohlfeilheit der herbeikommenden Waaren als unnöthig. Anders aber stellte sich jetzt die anlockende Aussicht, als es galt eine Quelle der Einkünfte zu eröffnen, welche nur durch die Hand der bergbauverständigen Europäer zugänglich gemacht werden konnte. Es wurde deßhalb im Jahre 1769 ein rüstiger Offizier der Compagnie, Thomas Hearne, zu dem Unternehmen bestimmt, den nach der Aussage der Indianer in nicht gar großer Ferne abgelegnen, ansehnlichen und deßhalb selbst für Schiffe befahrbaren Fluß aufzusuchen, an dessen Ufern sich die Hügel, aus Klumpen des gediegnen Kupfers bestehend, und dabei eine Fülle von Nahrungsmitteln, an Wildpret aller Art finden sollte und der, wie sie sagten, seinen Lauf in eine Gegend des Nordens nehme, in welcher die Sonne in der Mitte des Sommers nicht untergehe.

Man reist in diesen Gegenden am leichtesten im Winter, weil dann, bei einer Kälte, die nicht selten der Temperatur des gefrierenden Quecksilbers gleichkommt, ja noch unter diesen metallischen Gefrierpunkt heruntersinkt, die weit ausgedehnten Sümpfe stark gefroren sind und zugleich der Schnee jene Festigkeit hat, wobei er Menschen, sowie größere Lasten trägt. Daher trat auch Hearne seine Reise

am 6. November an. In seiner Begleitung waren zwei Orkney-Insulaner und zwei Indianer aus dem Dienstpersonale der Compagnie. Da aber diese alle des Landes, sowie der Richtung des Weges nach dem Kupferminenflusse unkundig waren, gab man die ganze kleine Expedition in den Schutz und die Leitung eines Häuptlinges der nördlichen Indianer, mit Namen Tschaudschintschau, der mit einer abgetragnen Soldatenmontur zugleich den Titel eines Capitäns von der Compagnie erhielt, und dafür mit noch 9 Indianern des nördlichen Distriktes, davon einer zum Lieutenant creirt wurde, das sichere Geleite der Reisenden, bis zur Gränze der Athapulco-Indianer übernahm, wo im Frühling 1770 ein andrer, dort einheimischer Indianer-Capitän die Weiterleitung überkommen sollte. Aber der Capitän Tschaudschintschau erwies sich des in ihm gesetzten Vertrauens sehr unwürdig; er hatte überhaupt keine besondere Freude an dem ihm übertragenen Geschäft, deßhalb suchte er den ihm lästigen Fremdling zuerst durch das Verweigern aller ihm versprochnen Dienstleistungen, dann auch dadurch zum Rückzug zu bewegen, daß er ihm durch seine Leute einen Theil der Ammunition und des nöthigsten Reisebedarfs entwenden ließ. Die Diebe mit ihrem Raube waren entflohen; ihr Häuptling, der sogenannte Capitän, war mit etlichen Männern seines Volkes noch bei Hearne geblieben, hatte diesen mitten in das Dickicht einer großen Waldung geleitet, hier aber ihn plötzlich verlassen. Die Gegend zwar des Waldes, wo dieses geschahe, war nur 30 Meilen von Prinz Wales Fort entfernt, die Reisegesellschaft aber, ohne einen landeskundigen Führer, würde sich schwerlich aus der von winterlichem Nebel bedeckten, beschneiten Waldregion herausgefunden haben, wenn nicht mitleidigere Indianer der Noth der Fremden sich angenom-

men hätten. Schon am 12. December kam Hearne unverrichteter Sache wieder in Churchill an.

Ein Indianer aus dem ferneren Norden befand sich gerade damals, in Handelsgeschäften bei der Factorei anwesend. Als dieser Hearne's Reisebericht vernahm, versicherte er demselben, daß er nicht mehr weit von dem Ziele seiner Reise, dem kupferreichen Flusse gewesen sey. Da erwachte in dem muntren Reisenden die Lust sein Glück noch einmal durch eine neue Wanderung nach jener Richtung hin zu versuchen, und die Compagnie zeigte sich gerne bereit, das Unternehmen, das nur einen sehr geringen Kostenaufwand erforderte, zu unterstützen. Diesmal trat Hearne ganz allein, ohne nur einen einzigen europäischen Gesellschafter, seine Reise, im Geleite der Indianer an; er verließ das Fort Churchill am 23. Februar 1770.

Die Expedition bewegte sich langsam am Sealflusse hinauf, denn es gab dort einen Ueberfluß an jagdbaren Wildpret und die Indianer sind so leidenschaftliche Freunde der Jagd, daß sie nur schwer sich entschließen können einen Ort zu verlassen, der ihnen eine besondere Befriedigung ihrer Lust verspricht. Aber auch unser Reisender gewann allmälig dem Leben, wie dem unterhaltenden Geschäft dieser Jäger einen Geschmack ab, der ihn die Langsamkeit des Vorrückens sowie alle Mühseligkeiten vergessen ließ. Die Indianer des höheren Nordens, mit Ausnahme jener Einzelnen, welche in Handelsgeschäften die Factoreien besuchten, waren damals in gar keine Berührung mit den Europäern gekommen; der Anblick eines weißen Mannes in seiner Tracht und ganzen Art war ihnen noch etwas ganz Neues. In einigen Gegenden, dahin Hearne später auf seinen Reisen kam, sah er sich von Schaaren der harmlos Neugierigen umgeben, die auf all seinen Schritten ihn beglei-

teten, selbst dann, wenn er seine Toilette machte ihn beobachteten, das (blonde) Haar, das ihm am Kamm hängen blieb, sich ausbaten und unter sich gleich als eine Naturmerkwürdigkeit vertheilten. Den Leuten ihres Stammes, als sie zu diesen zurückkehrten, berichteten diese Glücklichen, daß sie Einen aus fernen Landen gesehen hätten, der zwar in allen andern Stücken einem Menschen ähnlich gewesen sey, aber er habe statt des Haares den Schwanz eines Thieres (dafür hielten sie den Haarzopf) an seinem Haupte getragen und die (blauen) Augen eines Seevogels gehabt.

Endlich, am 23. Mai ließen sich die Indianer bewegen die Reise nordwärts, in das wildpretärmere Land anzutreten. Der hochliegende, dabei allmälig weich werdende Schnee, der das Fortkommen sehr erschwerte; die jetzt häufig fallenden Regengüsse, denen Hearne bei Tag wie bei Nacht ausgesetzt blieb, weil der Indianercapitän, so dienstwillig er in andern Dingen war, ihm nicht erlaubte, auch nur den mit dem seltsamen Haarzopf versehenen Kopf unter sein armseliges, kleines Indianerzelt zu stecken; die Unmöglichkeit Feuer anzuzünden oder brennend zu erhalten, wodurch es nothwendig wurde, das Fleisch der erbeuteten Fische und des Wildprets meist roh zu genießen, alle diese und noch andre Mühseligkeiten hätten den kräftigen Reisenden nicht von seinem Unternehmen abschrecken können. Sogar die Erklärung seiner Indianergefährten, als dieselben sich wieder in einem für die Jagd überaus reichem Gebiet befanden, daß sie hier für dieses Jahr Halt machen und erst im nächsten weiter ziehen wollten, würde den selber von der Jagdlust beherrschten Mann nicht entmuthigt haben, wäre ihm nicht durch einen Windstoß sein Hadley'scher Quadrant zu Boden geworfen und zerbrochen worden; das

einzige Werkzeug, dessen er sich zu seinen allerdings nicht sehr genauen Messungen der Sonnenhöhen bedient hatte. Da er wußte, welchen Werth gerade solche geographische Bestimmungen für eine Reise, wie die seinige war, haben müßten, hielt er es für unumgänglich nothwendig, noch einmal unverrichteter Sache nach Churchill zurückzukehren, um sich da mit einem neuen Instrument zu versorgen. Es war aber daselbst kein andres zu haben, als ein alter Quadrant, der seit 30 Jahren im Compagniegebäude hieng und welcher noch viel unzureichender zur genauen Erfüllung seines Zweckes war, als das, im Vergleich mit unsern jetzigen Apparaten freilich auch nicht sehr vollkommene, verunglückte Werkzeug. Acht Monate lang hatte Hearne auf seiner Reise, oder eigentlich großen Jagdparthie sich verweilt, als er am 25. November in Churchill ankam. Hier traf er wieder andre Indianer an, deren Absicht es war, geraden Weges nach dem Kupferminenfluß zu gehen, weil sie, wie sich später ergab, einen Streifzug in das Gebiet der Esquimaux vorhatten. In ihrer Gesellschaft verließ er nach kurzem Ausruhen unter seinen Landsleuten Churchill schon wieder am 27. December, mußte sich's freilich, was ihm nicht schwer ankam, auch diesmal gefallen lassen, daß seine Begleiter viele Zeit aufwendeten und manchen Umweg machten um ihre Jagdlust zu stillen, kam aber doch endlich, am 13. Juli 1771 zu dem ersehnten Ziel seiner Reise: zum Kupferminenflusse. Die Stelle, bei welcher Hearne an diesen Fluß kam, liegt noch ohngefähr 9 geographische Meilen von der Mündung desselben in das Eismeer ab. Es war gegen die Erwartung unsers Reisenden, welcher hierin zu viel auf die Aussage der Indianer vertraut hatte, als er, statt eines angeblich für Schiffe befahrbaren Stromes einen Fluß vor sich sahe, der kaum für die kleinsten Fahrzeuge

der Indianer hinreichendes Wasser hat. Auch in Beziehung auf die aus reinem Kupfer aufgethürmten Hügel sahe er seine Hoffnung getäuscht, doch fand er am Ufer des Flusses ein Stück gediegenes Kupfer, das an Gewicht 4 Pfund betrug und sein Bericht enthält Vieles, das zu einer genauen bergmännischen Untersuchung jener Gegend aufmuntern kann. Vergeblich bemühte sich der wohlmeinende Mann seine Indianer von dem raubmörderischen Ueberfall abzuhalten, den sie, am Kupferminenfluß gegen die harmlosen Esquimaux sich erlaubten, an einer Stelle, die noch jetzt auf unsern Karten von jenem blutigen Ueberfall ihren Namen führt. Außer diesem bedauernswürdigen Vorfall hatten ihm übrigens seine Begleiter keinen Anlaß zur Klage oder zum Unmuth gegeben; er kam unter ihrem Geleite zu der Küste und von dort wohlbehalten nach Churchill zurück. Obgleich Hearne's Angaben über die geographische Lage der von ihm besuchten Gegenden schon wegen der Unvollkommenheit seiner Instrumente bedeutende Unrichtigkeiten enthalten, bleibt diesem Reisenden dennoch der Ruhm, daß er der erste Europäer gewesen sey, welcher von Amerikas Festlande aus das große nordische Polarmeer vor sich sahe. Auch hatten seine Erfahrungen es gezeigt, daß das Vordringen in die sumpfigen, theils von fast undurchdringlichen Waldungen bedeckten, theils völlig kahlen Gegenden des nördlichsten Amerikas weder so außerordentlich schwer, noch auch mit solchem Aufwand verbunden sey, als man bis dahin gemeint hatte.

Ein solcher glücklicher Vorgang regte sogleich auch Andre zu ähnlichen Unternehmungen auf. Sieben Jahre später, im Jahre 1778, drang Pond, mit einer genaueren Erforschung des Landes bis zum Athabaska-See (58° N. Br.) am Sklavenflusse vor. Seine Berichte gaben die erste

Veranlassung zum Begründen einer Niederlassung der Compagnie an jener für das Erbeuten des Pelzwerkes höchst ergiebigen, an Fischen und Wildpret überaus reichen Stelle. Dieses Unternehmen kam im Jahr 1781 durch das Anlegen des Fort Chipevyan zu Stande, welches von nun an der Ausgangspunkt wurde, für alle weiter nach Norden gehende Landreisen.

Von hier trat auch Alexander Mackenzie am 3. Juni 1789 seine für die Länderkunde so wichtige Reise an, welche zur Kenntniß jenes Flusses führte, der noch jetzt von dem Entdecker seinen Namen trägt und der seitdem, gleich einem gebahnten Wege, öfters zum Eingang in das Eismeer benutzt worden ist. Mackenzie fuhr zuerst auf dem Sklavenflusse hinab nach dem Sklavensee. Berichte der Indianer, welche des Handels wegen nach dem Fort Chipevyan kamen, von einem großen Strome, der aus dem zuletzt genannten See seinen Abfluß nehmen sollte, hatten in ihm die Hoffnung erregt, einen Verbindungsweg aus dem nordwestlichen Amerika nach dem stillen Meere zu entdecken; denn nach diesem Meere, so hoffte er, nicht nach dem nördlichen Eismeere, sollte der Strom seinen Ausfluß nehmen. Als der Reisende am 9. Juni den Sklavensee (63° N. Br.) erreicht hatte, fand er denselben noch zum Theil mit Eis bedeckt. Wo der Abfluß desselben aus dem See seine Lage habe, das war damals noch unbekannt; es mußte mit Mühe erforscht werden, und erst am 29. Juni gelangte man zu diesem gesuchten Punkte. Ein wasserreicher großer Strom nahm von hier aus seinen Lauf zunächst nach Westen und Mackenzie nahm keinen Anstand sich auf demselben einzuschiffen, obgleich die Anwohner der Ufer, nach jener Gabe einer mährchenhaften Uebertreibung, an welcher die Amerikaner vor Andern reich zu seyn scheinen,

ihm von gefahrdrohenden Strudeln und Wasserfällen, sowie von riesenhaften Ungeheuern erzählten, die ihm im Verlauf seiner Fahrt den unvermeidlichen Tod bringen würden. Er fand von all diesen Gefahren und Abentheuern keine Spur; der Strom, ohne sich von Bergen herabzustürzen, geht ruhig seinen Weg; kein Ungeheuer sperrt gegen das Fahrzeug und seine Mannschaft den häusergroßen Rachen auf, nur Fische, von wohlschmeckendem Fleisch finden sich im Wasser. Schon am 10. Juni entdeckte man verlassene Lagerstätten der Esquimaux, dieser Bewohner der eisigen Seeküste; am 12. genoß Mackenzie zu seiner großen Befriedigung den Anblick des Meeres, in welches der Mackenziefluß seinen Ausgang nimmt, freilich nicht, wie er anfangs erwartet hatte, das stille Meer, sondern das nordische Eismeer, von welchem jetzt abermals eine Strecke seiner Küstengegenden erforscht und für den Erkenntnißkreis der Länderkunde in Besitz genommen wurde. Nach einem kurzen Verweilen in der Nähe der Ausmündung des Stromes nahm der Reisende seinen Rückweg wiederum in dem Flusse aufwärts und kam, nach einer glücklichen Fahrt, schon am 12. Sept. wieder nach Fort Chipevyan zurück. Vergleichen wir den Weg, welchen Hearne, freilich als halbwilder Jäger und Indianerschützling, in einer dreimal längeren Zeit zurückgelegt hatte, mit dem mehrfach weiterem, den Mackenzie machte und zugleich den Ertrag der wissenschaftlichen Ausbeute, den beide Reisen brachten, dann neigt sich freilich die Waagschale sehr bedeutend zu Gunsten von Mackenzie's Reise herab. Und dennoch dürfen wir nicht vergessen, daß Hearne es war, der mit überaus geringen Mitteln und einem bewundernswürdigen Muth eine Bahn brach, durch die zum Theil wirklichen, zum Theil aber nur in der Sage bestehenden, oder durch sie übertriebenen Gefahren, welche

bis zu seiner Zeit jeden Europäer von einem Vordringen durch die Sümpfe und Waldungen von Nordamerika, nach dem Polarmeer abgeschreckt hatten. Weiter jedoch noch als diese beiden Vorgänger, dabei unter unvergleichbar größern Mühseligkeiten und Gefahren drang der heldenmüthige Mann in die unbekannten Regionen des amerikanischen Hochnordens vor, mit dessen Reise- und Rettungsgeschichte wir hier zunächst uns beschäftigen wollen.

3) John Franklin's Entdeckungsreisen an die Küsten des Polarmeeres.

Obgleich Mackenzie's Erwartung, daß der ansehnliche, schiffbare Strom, welcher den Abfluß aus dem großen Sklavensee bildet, seinen Lauf nach dem stillen Meer nehme, sich als grundlos erwiesen hatte, indem seine Richtung, welche anfangs allerdings vorherrschend eine westliche ist, sich beim weitren Verlauf in die vorherrschend nördliche umsetzt; obgleich daher die Hoffnung, daß sich der Hudsonscompagnie am Athabaskasee ein Mittelpunkt des Verkehres zwischen dem atlantischen und dem stillen Meere darbieten werde, nicht in Erfüllung gegangen war, und Mackenzie auch auf einer späteren Landreise, auf welcher er die Küsten des stillen Meeres unter dem 52° N. Br. erreichte, keinen schicklichen Verbindungsweg dieser Art auffinden konnte, war dennoch der Gedanke an eine Möglichkeit solcher Verbindung nicht aufgegeben. Mehrere Seefahrer an den östlichen Küsten des nördlichsten Amerikas hatten diesen Zweck vor Augen; der Wunsch, eine nördliche Durchfahrt aus dem atlantischen Meere durch das Eismeer, nach dem großen, westlichen Ozean zu finden, durch welche der Verkehr mit dem östlichen Asien im höchsten Grade erleichtert werden könnte, war allmälig zu einem

Anliegen aller Schifffahrt treibenden Nationen, von Europa und Nordamerika geworden. England hatte unter ihnen allen den nächsten Beruf, so wie die reichsten Mittel auf dem Wege der Bestrebungen nach jenem wichtigen Ziele voranzugehen. Die Natur selbst schien den ersten, durchgreifenderen Versuchen zum Eindringen in die Nähe des Poles kräftig entgegen zu kommen. Schon im Jahre 1815 war, aus unbekannten Ursachen, vielleicht in Folge vulkanischer Ausbrüche und Erderschütterungen im höchsten Norden, ein Theil jener Eisfelder der Polarzone, welche namentlich das grönländische Meer für die Schifffahrt verschlossen, gebrochen und von seiner ursprünglichen Stätte losgerissen worden. Man sahe im Sommer 1816, demselben der dem westlichen Europa durch naßkalte Witterung und Mißwachs so nachtheilig geworden ist, schwimmende Eisinseln von ungeheurem Umfange, in Gegenden des Meeres sich herumtreiben, dahin sonst niemals ein solches Eis kommt, und noch im Jahr 1817 dauerte dieses Herumtreiben der Eisblöcke in einigen unter sehr gemäßigten Himmelsstrichen gelegnen Meeren fort. Aber zu derselben Zeit hatten die Wallfischfänger und andre Seefahrer das Meer zwischen Spitzbergen und dem östlichen Grönland so frei von Eis gefunden, daß sie in Regionen vordrangen, dahin, soweit die genaueren Berichte aus den vorhergehenden Jahrhunderten reichen, noch nie ein Schiff gekommen war. Unter solchen Umständen ließ sich von einem erneuten Unternehmen zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt viel erwarten, und man säumte in England nicht den Versuch zu machen. John Roß (nicht zu verwechslen mit dem berühmten Erforscher der Süd-Polarzone Sir James Clarke Roß) befuhr im Sommer 1818 ohne große Schwierigkeit die Meeresgegenden der Baffinsbay. Der

kühne Kapitän Parry war im Sommer 1819 bis zu der furchtbar winterlichen Melvilles Insel (75° N. Br.) und bis über jene Gränze der Länge (110° W. L. von Greenwich) vorgedrungen, welche den englischen Schiffern unter Verheißung einer Prämie von 5000 Pf. St. als Zielpunkt vorgezeichnet war. Er hatte dort, wo die Sonne 84 Tage lang nicht sichtbar wird und die Kälte bis nahe an 40° unter dem Nullpunkt des Reaumurschen Thermometers kommt, mit seinen beiden Schiffen überwintert, und war im November 1820 mit seiner Mannschaft gesund und wohlbehalten nach England zurückgekehrt.

Hierin hat allerdings eine Fahrt zur See, auch in die ärmsten, eisig kältesten Gegenden der Polarzone vor einer Landreise in dieselben einen ungemeinen Vorzug. Das Schiff ist ein schwimmendes Haus, das nicht nur einen Vorrath von Lebensmitteln auf mehrere Jahre mit sich führen kann, sondern auch durch seinen Bau, wie durch seine innre Einrichtung zum bequemen Wohnort auch in den Wintermonaten unter den höchsten Graden der nördlichen oder südlichen Breite geeignet ist; die Mannschaft in Parrys Schiffen, deren Räumen durch die Luftheizung nach allen Richtungen hin eine mäßige Wärme mitgetheilt war, hatte alltäglich ihre gute, ausreichende Kost, vergnügte sich während des Winters an den Vorstellungen eines Privattheaters und an allerhand geselligen Unterhaltungen der Heimath; sie schlief sanft in ihren Betten, verlebte die Zeit des Tages, welche statt von der Sonne vom Licht der Lampen erhellt war, in ungestörtem Frieden und Munterkeit. Wie ganz anders dagegen ergieng es dem trefflichen Franklin und seinen heldenmüthigen Reisenden auf ihrem Landwege nach den Nordküsten von Amerika.

Der Reiseplan, der dieser Expedition vorgezeichnet

war, gieng darauf hinaus, daß Franklin von der Mündung des Kupferminenflusses aus eine Fahrt ostwärts an der Küste hin, bis zu ihrer nordöstlichen Umbeugung versuchen und hierbei diese noch unbekannte Gränze des amerikanischen Festlandes gegen das Polarmeer geographisch genau bestimmen sollte. Man hegte in England die Hoffnung, daß bei dieser Gelegenheit die zu Lande Reisenden mit Parrys Schiffen sich begegnen, und so die Forschungen der einen Parthie jene der andren ergänzen könnten.

Nach einer ziemlich beschwerlichen Ueberfahrt landete Franklin am 30. Aug. 1819 bei der York Factorei in der Hudsonsbay, und setzte bald nachher die Reise nach der Cumberlands-Station fort. Von seinen vier Begleitern sollten nach seiner Anordnung Dr. Richardson der Arzt und der Seecadet Hood hier bis zum Frühling zurückbleiben, während er selber in Gesellschaft des Seecadetten Back und eines wackren Dieners, des Matrosen Hepburn noch im Winter bis zu dem vorhin erwähnten Fort Chipevyan reiste. Erst am 26. März 1820 hatte er dieses Ziel erreicht, und im Juli trafen auch Richardson und Hood bei ihm ein. Auf drei Booten, welche außer der schon genannten Reisegesellschaft mit 16 canadensischen Fährleuten (sogenannten Voyageurs), zwei Dolmetschern vom großen Sklavensee, und einer Chipevyan Indianerin besetzt waren, begann die Expedition zuerst ihre Wasserfahrt nach dem Sklavensee, und trat von dort an den mühsamen Weg bald zu Lande bald über Seen und kleine Flüsse an, wobei die Boote mühsam fortgeschleppt werden mußten. Ein wackrer Indianerhäuptling Akaitscho, mit seinen Leuten, versorgte, so gut und so lang als möglich die Reisegesellschaft mit Provisionen, bestehend in dem Fleische des

erlegten Wildprets und in Fischen. Hoch in Norden, in der Nähe eines kleinen Sees, dem man den Namen des Wintersees gab, in einer Entfernung von nahe 20 geographischen Meilen vom Kupferminenfluß, wurde ein Gebäude für den Winteraufenthalt: das Fort Entreprise errichtet. Hier brachte die Reisegesellschaft den Winter unter solchen Entbehrungen, und in solchem Mangel an Lebensmitteln zu, daß dieselbe ohngeachtet der Zufuhr von einigen Provisionen aus den nächsten, und dennoch Hunderte von Meilen entfernten südlichen Factoreien, kaum würden am Leben erhalten worden seyn, wenn nicht die Indianer mit wahrhaft großmüthiger Selbstverleugnung den größesten Theil des Ertrages ihrer Jagden und ihres Fischfangs ihnen überlassen hätten. Zu den bisherigen Begleitern waren noch, vom Fort Chipewyan aus 2 Eskimos, die man als Junius und Augustus benannt hatte, gekommen, welche der Expedition als Dolmetscher sehr wesentliche Dienste leisteten.

Schon im Mai kehrten die Wasservögel und die Rennthiere wieder in die verödete Landschaft zurück; erst am 14. Juni 1821 konnte man aber an die Weiterreise denken. Die Boote wurden von Menschenhänden und Hunden gezogen, das Gepäck getragen, die mitgenommenen Vorräthe an Lebensmitteln betrugen nur 80 Pfund. Doch kam zu diesen schmalen Provisionen bald ein Zuwachs, als man endlich am 30. Juni die Barken in den Kupferminenfluß einschiffen konnte, denn die Jäger schossen hier an einem Tage 8 Kühe aus den am Ufer weidenden Heerden der Moschusstiere, und obgleich diese erbeuteten Thiere zunächst den Indianern gehörten, die sie erlegt hatten, theilten diese dennoch sehr reichlich den Fremden davon mit. Aber die Fahrt bis zur Mündung des Kupferminenflusses hatte sich,

bei den gelegentlichen Forschungen nach den eigentlichen Lagerstätten des Kupfers, bis zum 21. Juli verzogen, und die Provisionen waren während der Zeit so zusammengeschmolzen, daß sie nur etwa für eine Reise von 15 Tagen ausgereicht hätten, wenn nicht hin und wieder, wenigstens eine kleine Nebenhülfe dazu gekommen wäre. So fand man am 23. Juli einige wenige Muscheln (die einzigen an dieser armen Küste), schoß am 24. eine Rennthierkuh, fieng am 25. drei Lachsforellen. Dagegen zeigte sich am 28., daß 2 Lederbeutel mit Pemmikan verdorben, und das getrocknete Ochsenfleisch kaum noch eßbar sey. Dieser Abgang wurde zwar dadurch einigermassen ersetzt, daß ein Theil der Mannschaft, der eine Jagdparthie an der Küste gemacht hatte, am 1. August 2 Schmalthiere und einen braunen Bären mit sich brachte, aber die Aussicht zum Erwerben solcher Aushülfsmittel wurde immer trüber; der noch übrige Vorrath konnte kaum für 8 Tage hinreichen, der Polarwinter kündete sich durch seine starken Fröste an. Mit bewundernswürdiger Genauigkeit hatten Franklin und Back alle Biegungen, alle Buchten und Einfuhren der Küste aufgenommen, sie waren bis zu dem 108° W. L. von Greenwich vorgedrungen, jetzt aber, da ein Boot für die Fahrt auf offnem Meere völlig, das andre fast unbrauchbar geworden war, mußte man mit Ernst an die Rückkehr denken. Der Punkt der Küste, wo man diese antrat, und welcher von Franklin und Back nur noch durch eine Fußreise erreicht wurde, liegt an der Ostseite des Polarsundes (arctic sound), und diese Stelle erhielt hiervon den Namen „Kehrum" (Return again). Man durfte es, unter den Verhältnissen, in denen sich die Expedition befand, und in der für jene Gegend weit vorgerückten Jahreszeit nicht wagen, den Seeweg längs der Küste hin ein=

zuschlagen. Die einzige Barke, die noch in gutem Zustande war, hätte schwerlich den Kampf mit den Stürmen bestehen können, die sich täglich in größrer Heftigkeit einstellten, vor Allem aber würde man jetzt, wo sich die ganze größere Thierwelt von der Küste nach Süden hinwegwendet, auf dem ganzen Seeweg kein Mittel gefunden haben, der nahenden Hungersnoth abzuhelfen. Freilich war dieses Loos, wie die spätere Erfahrung zeigte, auch auf dem andren Wege, den man meist zu Lande einschlug, ein unvermeidliches, es wurde jedoch dieses nur in Folge von Umständen, welche außer dem Kreise aller menschlicher Voraussicht lagen. Franklin ließ deßhalb die Barken, was bei zweien derselben nur noch mit großer Mühe geschehen konnte, in den Polarsund, so wie von hier in einen von ihm bei der Herreise entdeckten Fluß, (den Hoodfluß) einlaufen, um vorerst einen bequemen Ort zu finden, wo man aus dem Baumaterial der größern Barken kleine, nur etwa für drei Mann hinreichende Boote fertigen, und mit ihnen, bald zu Lande sie fortschleppend, bald über die kleinen Seen und Flüsse den Weg nach Fort Entreprise antreten könnte. An dieser Station hoffte man, nach einer mit den Indianern getroffnen Verabredung einen Vorrath von Lebensmitteln zu finden, der zum Unterhalt der Gesellschaft für den ganzen Winter hinreichen sollte.

4) Ein Kampf mit Noth und Tod.

Schon der Anfang dieser Landreise war nicht geeignet um zu ihrer Fortsetzung guten Muth zu geben. Am 20. August, während die Fahrt noch an der Küste des Polarsundes hingieng, sahe man am Morgen die ganze Landschaft mit Schnee bedeckt, die stehenden Wasser waren zugefroren, selbst am Mittag blieb das Thermometer unter dem Ge=

frierpunkt. Die Jäger giengen aus nach Beute, sie kamen mit leerer Hand zurück; man theilte jedem Mann sein spärliches Mahl aus dem kleinen Rest der Provisionen mit, nachdem dieses geschehen war, blieb nur noch ein halber Beutel von Pemmikan übrig. Einige Gesträuche dieser Polarregion, welche eßbare Beeren tragen, waren voll reifer Früchte; diese, mit einem Thee aus den Blättern des Sumpfporstes (Ledum palustre) gaben hier noch immer einige Erquickung und als sich auf einer kleinen Insel jenseit des östlichen Ufers von Bathhursts Einfahrt noch jagdbares Hirschwildpret fand, von welchem zwei Stücke erlegt wurden und, vom Fleisch dieser Speise noch einmal gesättigt, die Mannschaft endlich aus dem furchtbaren Polarmeer in den Hoodsfluß hineinfuhr, da gab sich dieselbe, namentlich die canadischen Voyageurs, mit ihrem leichteren französischen Blute einer Anregung der Freude hin, welche freilich in hartem Widerspruch mit jener Stimmung des tiefen Jammers stund, welche kurze Zeit nachher die herrschende in der kleinen Gesellschaft wurde.

Der Bau der neuen, kleinen Boote hatte bis zum ersten September gedauert, erst jetzt konnte man die Landreise, zunächst nach dem etliche zwanzig geographische Meilen entfernten Point Lake und von da nach dem nachbarlich angränzenden Fort Entreprise antreten. Man war kaum 6 Stunden Weges in dieser Richtung vorgerückt, da machte ein furchtbarer Schneesturm der Wanderung ein Ende. Am 3. September wurde das letzte Stück Pemmikan mit ein wenig Arrowrutmehl unter die Mannschaft vertheilt. Der Orkan dauerte bis zum 7., die Reisenden hatten weder einen Bissen zu essen noch konnten sie ein Feuer, um sich zu wärmen, anmachen, man lag in die Bettdecken eingehüllt, bei einer Kälte von — 5° R. unbeweglich am Boden.

Bei dem ersten Versuch zum Aufstehen und Weitergehen wandelte den edlen Franklin, matt vom Fasten und von der Kälte eine Ohnmacht an, aus welcher er nur durch den Genuß einer kleinen Portion von eingesottner Fleischsuppe, wie man dergleichen in England und Frankreich, zum Gebrauch für weite Reisen in Blech= oder Porzellanbüchsen einmacht, wieder zu sich kam. Der treffliche Mann machte sich über den Alleingenuß dieser erquickenden Speise solche Vorwürfe, daß er aus dem kleinen Vorrath derselben am Abend, an dem Feuer das man vom Holz eines heute zerbrochenen Schlittens zum Fortschleppen der Boote anmachte, mit Arrowrutmehl vermischt ein nahrhaftes Mahl für Alle bereiten ließ, was, nach einem dreitägigen harten Fasten den Ausgehungerten neue Kräfte gab.

Als in den nächsten zwei Tagen der Weg sich über einen uneben steinigen Grund hinzog, da zeigte es sich, wie die Wissenschaft zu ihrer Zeit eine große Hülfe in der Noth gewähren könne. Nirgends war ein lebendes Thier, nirgends an einem Strauch eine zusammengedorrte Beere oder eine eßbare Wurzel zu finden, Dr. Richardson bemerkte aber an den Gesteinen des Bodens einen grauen, schorfartigen Ueberzug. Es war eine Art der Darmflechte (Gyrophora) die durch rundlichen Umriß und bogiggewundne Eintiefungen auf der Oberfläche von andren Flechten oder Schorfmoosen sich unterscheidet. Dieses, dem Anscheine nach armselig dürre Gewächs enthält, wie das isländische Moos, nahrhafte Bestandtheile, welche mit einem widerlich bittrem Stoffe verbunden sind. Der Doctor entdeckte in jenen Gegenden vier Arten solcher Darmflechten, welche sämmtlich von der Gesellschaft, um den Hungertod abzuwehren, als Nahrungsmittel benutzt wurden, obwohl man keine Mittel hatte den bittren Stoff davon abzusondern, welcher den

Genuß nicht nur höchst eckelhaft, sondern auch nachtheilig für etliche aus der Gesellschaft machte, welche heftiges Leibweh darnach empfanden. Am 8. Sept. mußte man über einen Fluß hinüber setzen. Zu diesem Zweck schien ein Punkt, in der Nähe eines Wasserfalles am geeignetsten, weil daselbst viele große Steine und Felsenstücke über das Wasser hervorragten, über welche man, von einem zum andren, ziemlich trocknes Fußes hinüberschreiten konnte. Aber alle die, welche Gepäck trugen, mußten dennoch ins Wasser treten, so daß sie vom Kopf bis zum Fuß, die andren aber auch wenigstens theilweise stark durchnäßt wurden, ein Begegniß das bei einer Kälte von — 7° R., wobei die nassen Kleider bald von Eise starrten, den Reisenden ziemlich schwer fiel. Noch einmal war den Hungernden am 12. September eine Erquickung gewährt. Es zeigte sich eine Heerde von Moschusochsen und die Jäger erlegten eines der größesten Thiere. Nach einem 6 tägigen Fasten, (denn die Darmflechte diente mehr nur um den Hunger zu täuschen als um zu sättigen), ward freilich dieser Vorrath bald verzehrt und vielleicht hatte die Ueberfülle, in der man das Fleisch zu sich nahm, nur noch dazu beigetragen, daß sich, einige Tage nachher die Wandrer durch die winterliche Felsenwüste kraftloser und ermatteter fühlten als jemals. Bald mußte man bemerken, daß die Träger des Gepäckes die Fischernetze weggeworfen und die leichten Floße, die zunächst zur Erleichterung des Fischfangs an den Landseen bestimmt waren, verbrannt hatten, eine That der Verzweiflung, welche in den späteren Zeiten der höchsten Noth oft bereut wurde.

Während am 14. September am Morgen die Offiziere an einem kleinen Feuer sich wärmten, brachte Perrault, einer der canadischen Voyageurs einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln, den er sich von seinem früheren, täglichen

Antheil abgespart hatte und theilte denselben unter die Offiziere aus, deren Augen sich aus Rührung über diese großmüthige Selbstverläugnung des edlen Fährmannes mit Thränen füllten. An demselben Tage brachte der Versuch, in einem kleinen Boot über einen reißenden Fluß zu setzen den Kapitän so wie zwei seiner Gefährten, davon der eine starr und besinnungslos aus dem Wasser gezogen wurde, in Lebensgefahr. Am 17. und 18. hatte man den Hunger durch den Genuß einiger Stücken von thierischen Fellen, die man über dem Feuer sengte und mit einem Zusatz von Darmflechten gestillt; am 18. mußte man nach einer anstrengenden Wandrung über den von Klüften und Engthälern durchschnittnen, kahlen Felsenboden ganz ohne Nahrung zu Bette gehen, weil sich nicht einmal eine Flechte auf dem nackten Grunde zeigte. In den darauf folgenden Tagen suchte man den Hunger durch klein geschnittnes Leder, von alten Schuhen zu stillen, wozu hin und wieder etwas isländisches Moos und Darmflechte kam. Die Reisenden befanden sich jetzt in einem Zustand der geistigen wie leiblichen Abspannung, in welchem jene Handlungen einer sinnlosen Muthlosigkeit, durch welche sie ihr eignes Unglück bis zu einem hohen Grad vermehrten, begreiflich und verzeihlich erscheinen. Einer der Träger war auf dem bald auf bald abwärts steigenden und sich senkenden Felsenboden gefallen und mit ihm zugleich eines der kleinen Boote, das bei dieser Gelegenheit in Stücke brach. Bald nachher warfen die Träger auch das letzte noch brauchbare Fahrzeug von sich, gaben vor, es sey ohne ihre Absicht ihnen entfallen und ganz zertrümmert, ließen sich auch durchaus nicht bewegen die angeblichen Trümmer herbeizuholen. Mußte doch selbst Dr. Richardson seine Sammlung von Pflanzen und Mineralien, die er an der Polarküste ge-

macht hatte, zurücklassen, weil er zu matt war sie zu tragen. Endlich am 24. September nach achttägigem harten Mangel wurden von den Jägern 5 Schmalthiere erlegt und man beschloß hier einen Rasttag zu machen, um die fast zum Erlöschen herabgesunknen Kräfte durch Speise und Ruhe wieder ein wenig zu stärken. Als man hierauf am 26. an einen Arm des Kupferminenflusses kam, da erkannte die Mannschaft zu spät ihr Unrecht, das sie durch das Zurücklassen der Boote begangen hatte. Back, der noch unter Allen der rüstigste war, wurde hier mit etlichen Jägern auf dem längeren Weg um den See herum voraus nach dem Fort Entreprise gesendet, in welchem man der Verabredung nach Leute und Lebensmittel zu finden hoffte, um dort Hülfe einzuholen. Zwei andre Jäger hatten die Vorausgesendeten ein Stück Weges begleitet und von jenen zweien kehrte nur einer zurück, der andre, ein Eskimo mit Namen Junius blieb verloren, ohne daß man jemals etwas Weitres von seinem Schicksal erfuhr.

Alle Versuche auf einem Floß von Weiden über den Fluß zu setzen waren mißlungen; Dr. Richardson, in aufopfernder Liebe für seine Gefährten, wollte, nachdem er sich ein Seil um den Leib gebunden, schwimmend über den Strom setzen, die große Kälte des Wassers benahm ihm die Kraft der Besinnung und der Bewegung, in ohnmächtigem Zustand wurde er an seinem Seil aus dem Fluß gezogen, in trockne Decken eingehüllt und an ein Feuer gebracht, das man aus Weidengesträuchen entzündet hatte. Diese schnelle Erwärmung hatte die Folge, daß der Doctor mehrere Monate lang an der linken Seite seines Körpers alles Gefühl verlor. Die Noth ward jetzt immer größer. Back mit dem Eskimojäger Augustus kehrte unverrichteter Sache zurück; sie hatten es versucht den See zu umgehen,

bald aber sich zu schwach gefühlt, um diesen großen Umweg nach Fort Entreprise zurückzulegen. Ein Jäger brachte die Wirbelknochen eines von Raubthieren gefreßnen Rennthieres; das Rückmark, das sich noch in den Wirbeln fand, war durch faulige Zersetzung so ätzend scharf geworden, daß es die Haut der Lippen angriff, dennoch wurde diese eckelhafte Speise als eine Delikatesse unter die Mannschaft getheilt, und von ihr mit Begierde verschlungen. Ein Versuch auf einem besser scheinenden, aus Bündeln von dürren Weidenruthen gefertigten Floße über den Strom zu setzen, war abermals mißlungen, man mußte sich entschließen, ein kleines Boot zu fertigen. Zu dieser Arbeit hatten nur noch die Eingebornen aus Canada und aus den nördlichsten Gegenden die nöthigen Kräfte; Franklin fühlte sich so matt, daß er zu einem Wege, den ein gesunder Mann in etwa $\frac{1}{4}$ Stunde zurücklegt, drei Stunden brauchte, und beim Gehen mehrmalen hinstürzte, Hood konnte kaum noch aufrecht stehen, der sonst so muntre Back schlich an einem Stocke einher, der Doctor fühlte sich seit seinem Unfall halb gelähmt. Endlich, am 4. October setzte die ganze Mannschaft über den Fluß. Hierbei konnte jedesmal nur einer im Boote sitzen, welches sobald dem ersten die Fahrt gelungen war, am Seil gezogen wurde. Allerdings war dies ein Schritt zur Rettung vor dem Tode des Verhungerns und Erfrierens, aber noch immer ein sehr unzureichender. Ein Theil der Mannschaft, unter ihnen der treffliche Hood, erklärte sich unfähig weiter zu gehen, der Doctor und Hepburn der Matrose, beide von dem Geist einer höheren Liebe beseelt, welche stärker ist, als die Furcht des Todes, blieben zur Pflege der Verlassenen zurück. Back mit einem der Jäger hatte sich abermals voraus begeben um die Hülfe, von Fort Entreprise aus zu beschleunigen;

in langsam schleichendem Gange folgte Franklin, begleitet von 7 Mann der amerikanischen Eingebornen. Die vorangehenden Freunde hatten sich zum Abschied von den zurückbleibenden Freunden durch gemeinsames Gebet gestärkt, und hierdurch, wenn auch nicht Kräfte des Leibes, doch freudigen Muth gewonnen. Schon am ersten Tage der Wandrung erklärten zwei von den aus Canada mitgenommenen Begleitern, unter ihnen ein Indianer aus dem Stamme der Irokesen, mit Namen Michel, daß sie nicht weiter gehen könnten, und deßhalb zu Dr. Richardson umkehren wollten. Zwei andre, von Schwindel und Anwandlungen von Ohnmacht ergriffen, folgten am andern Tage diesem Beispiel, aber von all diesen vieren kam nur der Irokese, und zwar in einem verhältnißmäßig so kräftigem Zustand bei Richardsons Gesellschaft an, daß man wohl bemerken konnte, seine Aussage, er könne vor Ermattung nicht weiter, sey bloß eine Erdichtung gewesen. Keiner von den Unglücksgefährten ahnete die Gräuelthaten, durch welche der Irokese sich bei solchen Kräften erhalten hatte, und als derselbe eines Tages einen Hasen und ein Rebhuhn, ein andres Mal ein Stück Fleisch, angeblich von einem Wolfe, den er todt im Walde gefunden habe, mit sich brachte, da fühlten Richardson und der arme kranke Hood sich kaum vermögend ihre Dankbarkeit genugsam zu erkennen zu geben. Außer dem Voyageur Belanger war auch, einige Tage nachher der edelmüthig freigebige Canadier Perrault verloren gegangen; derselbe der, wie wir vorhin erwähnten, einst einen Theil seiner Ration an Lebensmitteln sich vom Munde abgespart hatte, um die Offiziere damit zu erquicken. Weder von ihrem noch von dem Schicksal der andren Verlorengegangenen konnte man etwas erfahren. Das Benehmen des Irokesen wurde indeß immer

seltsamer und zweideutiger. In seinen Mienen, wie in den Worten, die er halbverständlich vor sich hinmurmelte, verrieth sich eine Wildheit, deren Grund man nicht begreifen konnte. Er gieng immer mit einer Flinte, zwei Pistolen und einem Dolch bewaffnet einher; vergeblich foderte man ihn, als den Kräftigsten unter der Gesellschaft, zu einzelnen kleinen Diensten auf; er ließ sich nicht bewegen, etwas Holz zur Feuerung zu holen oder eßbare Flechten zu sammlen, auf Bitten wie auf Befehle antwortete er in trotzigen, ja in drohenden Worten. Hepburn allein, der treue, verständige Diener ahnete in ihrem ganzen Umfange die Gefahr, die ihm und seinen Leidensgefährten durch Hunger oder durch Mörderhand nahe stund. Sie aber alle drei trugen ihr Leben in ihrer Hand, und genossen mitten in dem äußren Gefühl ihres Elendes den innren Frieden eines kindlich gläubigen Herzens. Eine edle Dame in England hatte den Reisenden auf ihre gefahrvollen Wege Bücher von kräftig erbauendem Inhalt, geschöpft aus der Quelle aller Offenbarungen selber, mitgegeben, aus diesen lasen die drei am Morgen und am Abend sich vor; Hood, der beständig zu Bett liegen mußte, weil das heftige Leibweh, welches der Genuß des noch einzigen übrigen Nahrungsmittels, der Flechten ihm erregte, ihn täglich mehr entkräftete, brachte fast die ganze Zeit des Wachens mit dem Lesen in Bickersteths „Tröstungen der Schrift" zu. Die Freunde alle hatten in dieser Zeit es lebendiger denn je erfahren, welche Kraft, welcher Trost, auch in den Zeiten des tiefsten Jammers und des größesten Elendes in dem kindlichen Glauben des Christen liege.

Der Irokese, wie schon erwähnt, ließ sich zu keiner Dienstleistung mehr bestimmen; Hepburn, der treue Diener allein besorgte die Herbeischaffung des Feuerungsmaterials

aus dem nahen Walde, und suchte mit Dr. Richardson, wenn anders diesem seine Ermattung es erlaubte, das armselige Nahrungsmittel der Flechten auf. Auch bei Nacht vermied es der Irokese in der Nähe der drei Engländer, (der einzigen noch Lebenden aus der Parthie der Zurückgebliebenen) zu schlafen. Eines Tages aber, als Hood auf seinem Lager allein war, hörten die beiden Andren einen Schuß fallen; Hepburn sahe es noch, wie der Irokese in diesem Augenblick in sehr Verdacht erregender Weise in Hoods Nähe war; Richardson lief hinzu, er fand den Freund in seinem Blute, der Schuß war von hinten in den Schädel gegangen, und die Kugel nach vornen ausgedrungen, die Mündung des Gewehres mußte offenbar dem Gemordeten ganz nahe gewesen seyn, denn seine Nachtmütze war vom Pulver versengt. Wer konnte die That anders verübt haben, als der Irokese, der zwar eine sonderbare Lüge von einem von selber, oder aus unbekannter Ursache losgegangenem Gewehr mit frecher Stirn erzählte, von nun an aber eine immer wilder drohende Stellung annahm, und namentlich es aussprach, daß er gegen alle Weiße einen tödtlichen Haß trage, weil dieselben mehrere seiner Verwandten getödtet hätten. Richardson sahe jetzt nicht mehr zunächst nur die Gefahr des eignen, er sahe die des Lebens seines treuen Gefährten Hepburn, er hielt sich zum kräftigen Widerstand bereit, und in einem Augenblicke, da der Irokese, wie aus allen Anzeichen hervorgieng, seinen Mordanschlag, zunächst an dem verhältnißmäßig noch immer rüstigeren Hepburn ausführen wollte, schoß er ihn nieder. Später erkannte man es nur zu deutlich, daß jener furchtbare Mensch wo nicht alle, doch die meisten der verloren gegangenen Gefährten gemordet, und von ihrem Fleisch sich genährt habe, selbst jenes Fleisch, das er angeblich von

einem todten Wolfe, eines Tages den Offizieren gebracht hatte, war entweder von Berangers oder Perraults Leichnam entnommen gewesen.

Zunächst war es doch nur die Sorge um den Freund und Landsmann Hood gewesen, welche den liebevoll theilnehmenden Doctor, so wie den treuen Hepburn an dieser Stätte des Jammers zurückgehalten hatte. Hood, bei dessen Händen man, als der Schuß des Mörders ihn getödet hatte, noch sein Lieblingsbuch, die oben erwähnten „Tröstungen der Schrift" aufgeschlagen fand, war jetzt dem Leid der Erde und aller Noth entgangen; die beiden Ueberlebenden bedeckten, so gut sie es vermochten, seinen Leichnam mit Moos und Steinen, und traten dann, Richardson von Hepburn geführt und gestützt, den Weg nach dem Fort Entreprise an, den ein Gesunder in acht bis zehn Stunden zurückgelegt hätte, der aber für die beiden kraftlosen Männer deren einzige Nahrung das Leder von den Schuhen des seligen Hood war, eine Strecke von sechs Tagreisen wurde. An diesen bereits im vorigen Jahre zum Winteraufenthalt erwählten Ort war Franklin mit seinen, ihm noch übrig gebliebenen fünf Gefährten bereits vor 18 Tagen gekommen. Er erwartete dort mit Sicherheit Leute zu ihrem Empfang bereit, und Lebensmittel zu finden. Aber zu seinem Schrecken fand er in dem ganz leeren Gebäude nichts als einige Zeilen von Back, der zwei Tage früher als er hieher gekommen war, und welcher dem Capitän meldete, daß er sich auf den Weg gemacht habe, um Indianer und ihre Hülfe aufzusuchen. Die Gebeine der im vorigen Jahre verzehrten Thiere, wurden aus der Asche und vom Dunghaufen aufgelesen, zerstampft und gekocht; mit den eßbaren Flechten zusammen dienten solche eckelhafte Gerichte zur nothdürftigsten Hinfristung des Lebens. Es kamen jetzt

zu den 6, an Hunger langsam dahinsterbenden Männern, noch zwei dem Verhungern nahe, man erkannte in diesen bleichen Skeleten, und an der dumpf, wie aus Gräbern lautenden Stimme, kaum noch die vormals so wohl bekannten Gefährten und Freunde. Sie hatten jetzt wenigstens den Trost, einer in Gesellschaft des andren zu sterben, und obgleich den zu Skeleten abgemagerten Körpern selbst das Liegen auf dem harten Lager heftige Schmerzen machte, das bloße Umwenden des Körpers aber, noch mehr das Aufstehen den Meisten überaus schwer, ja fast unmöglich war, obgleich die Kälte zu etlichen 20° unter dem Gefrierpunkt des Reaumurschen Thermometers anwuchs, genossen dennoch Alle noch eines mehrstündigen Schlafes, darin sie all ihrer Noth vergaßen, und von den Erquickungen des Heimathlandes träumten. Endlich da die Noth am höchsten gestiegen, der gemeinsame Hungertod am nächsten war, 10 Tage nach Richardson und Hepburns Ankunft im Fort, am 7. November kam die längst ersehnte Hülfe. Drei Indianer, mit Lebensmitteln von Back abgesendet, kamen zu den Sterbenden, welche sie fütterten und pflegten gleich kleinen Kindern, dann allmälig, von einer Indianerniederlassung zur andern, bis zum Fort Chipewyan geleiteten, von wo sie erst am 5. Juni, neu bekräftigt die Weiterreise zur Küste und von da zur Heimath antraten. Englische Seeleute hatten bei dieser Gelegenheit gezeigt, nicht bloß wie groß und wie stark ihr tapfrer Muth sei, sondern worin die sicherste Quelle, die festeste Grundlage eines solchen Muthes liege. Der wackre Hepburn erhielt zum Lohn seiner Treue eine gute Anstellung bei der königlichen Schiffswerfte, Franklin aber, Richardson und Back, nicht entmuthigt durch ihre ausgestandnen Leiden ließen bald nachher sich bereit finden, den Faden ihrer Entdeckungsreisen von neuem auf-

zunehmen, davon wir hier nur noch einige wenige Thatsachen erwähnen wollen.

5) Franklin's und seiner Gefährten spätre Unternehmungen.

Der Auslauf zu dem neuen Unternehmen geschah im Jahr 1825 und während, gemäß der Instructionen, welche die Admiralität der kleinen Expedition mitgab, Franklin die noch ganz unbekannte Küstengegend von der Mündung des Mackenzieflußes an, bis zum Eiscap der Behringsstraße seemännisch durchforschen sollte, hatte ein andres Schiff, „der Blossom" unter Capitän Beecheys Leitung die Aufgabe empfangen, um die Südspitze von Amerika, dann an der Westseite dieses Continents gegen Norden zu steuern, durch die Behringsstraße und am Eiscap vorüber, so weit als möglich in östlicher Richtung an der Nordküste von Amerika vorzudringen, so daß vielleicht ein Zusammentreffen mit Franklin's von Westen her seglenden Fahrzeugen möglich würde. Während auf diese Weise von zwei Seiten her jener Küstensaum des nördlichsten Amerikas, der zwischen dem Mackenziestrom und dem Eiscap sich ausdehnt, erforscht werden sollte, war Dr. Richardson beauftragt, die Küstengegenden so wie das Land zwischen dem Kupferminen= und dem Mackenziefluß zu untersuchen.

Die Reisegesellschaft, an deren Spitze die drei Leidensgefährten Franklin, Richardson und Back stunden, hatte zu dem See= und Landweg von England bis zum Fort Chipewyan nur gegen 6 Monate (vom 16. Februar bis 15. Juli 1825) gebraucht, was im Vergleich mit der Dauer der früheren Reisen dieser Art als eine sehr kurze Zeit erschien. Die Jahreszeit war der Weiterreise günstig; man säumte nicht sie zu benutzen, in der ersten Woche des August fand sich

die Expedition bereits auf dem großen Bärensee. Während Richardson den letzten Rest des Sommers dazu benutzte, um an dem Ufer dieses Sees jene Stelle aufzusuchen, welche dem Kupferminenfluß am nächsten und zum Ausgangs- wie zum Endpunkt seines Unternehmens im nächsten Jahr als der günstigste erschien, während Back den Auftrag hatte ein andres für den nächsten Winter wohlgelegnes Obdach zu errichten und dasselbe durch die ihm beigegebenen Jäger mit den nöthigen Lebensmitteln, so wie mit Feuerungsmaterial zu versehen, unternahm Franklin, auf dem größesten Boote eine Probefahrt auf dem Mackenziefluß hinabwärts nach dem Eismeere, um sich mit dem Felde seines künftigen Unternehmens vorläufig bekannt zu machen. Noch vor Ende des August ward ihm die Genugthuung zu Theil, aus der mächtig breiten Mündung des Stromes und zwischen den vielen kleinen dort gelegnen Inseln hinaus, in das offne Meer zu kommen, was an dieser Stelle noch keinem Seefahrer, selbst dem trefflichen Mackenzie nicht gelungen war.

Als Franklin aus der Heimath abreiste, da lag sein geliebtes Weib am Sterben. Sie selber, die Sterbende, bat ihn, mit heldenmüthiger Selbstverläugnung, daß er, wenn anders die Ruhe ihres Gemüthes ihm theuer sey, ihretwegen auch nicht eine Stunde über den festgesetzten Termin verziehen, sondern gehen möge, wann und wohin Pflicht und Ehre es ihm geböten. Er riß sich von dem Sterbebette der theuren Kranken los und bald kam die Botschaft ihm nach, daß sie am darauf folgenden Tage verschieden sey. Mit eigner Hand hatte sie eine seidene Flagge, mit dem Wappen der Union gestickt, beim Abschied gab sie ihm diese mit und sprach zugleich den Wunsch aus, daß dieses letzte Erinnerungszeichen an sie erst dann aus seiner Hülle hervor-

genommen und entfaltet werden solle, wenn der geliebte Gemahl das Ziel seines Unternehmens, das freie Polarmeer erreicht habe. Dieser Augenblick war jetzt gekommen. Von einem Hügel der Garry Insel, die schon ganz am Saum des Meeres liegt, hatte man eine unbegränzt weite Aussicht über das hier vom Eise freie Polarmeer; weiter aber noch als jene Fernsicht, welche hier dem leiblichen Auge sich aufthat, war die, in welcher der Geist bei den Erinnrungen die das Entfalten der Flagge weckte, seinen Flug des Sehnens nahm.

Stürme und das Annahen der Winterfröste verhinderten für dieses Jahr das weitre Vordringen nach Westen; nach einer glücklichen, schnell von statten gehenden Rückfahrt lief das Fahrzeug wieder in den großen Bärensee ein und kam schon am 5. September bei der indeß aufs möglichst Bequeme eingerichteten und mit Vorräthen wohl versorgten Winterwohnung an, welcher die Begleiter den Namen Fort Franklin gegeben hatten, die er selber jedoch als Fort Reliance benannte. Die Jagd der Rennthiere so wie des andren größeren Wildprets nahm zwar, mit dem Beginn des Herbstes an Ertrag bedeutend ab, weil ihre Herden sich jetzt nach Süden zogen, dagegen war der Fischfang noch während des Herbstes so ergiebieg, daß man an jedem Tage 300 bis 800 Stück sogenannter Heringslachse (Salmo Eperlanus), dazwischen auch große Lachsforellen und Karpfen aus dem Netze zog. Namentlich ist der kleine zarte Heringslachs in jenen nordischen Seen so häufig, daß man ihn im getrockneten oder geräucherten Zustand gleich dem Brod zu einem alltäglichen Nahrungsmittel benutzen kann. Die Kälte erreichte am 1. Januar — 36° R. (— 45° der hunderttheiligen Scale), war aber nicht lange anhaltend; der kürzeste Tag war hier 2 Stunden

38 Min. lang. Am 6. Mai kündeten die ersten wieder aus Süden zurückkehrenden Züge von Schwänen die Annäherung des Frühlinges an, am 7. kamen die Schneegänse, am 8. die Enten, am 9. die Möven, am 11. fiel der erste Regen und am 17. stellten sich schon mehrere Arten von Singvögeln ein, am 31. sahe man den nordamerikanischen Ziegenmelker.

Noch war der See zum großen Theil mit dickem Eise bedeckt; dieses brach jedoch, als im Juni die Wärme so stark zunahm, daß am 23. das Thermometer im Schatten bis über 18° R. stieg. Mit dem letzten, stromabwärts gehenden Treibeis zugleich traten Franklin und Back die Fahrt nach dem Eismeere an. Sie kamen am 7. Juli zur Mündung des Mackenziestromes, wo sie auf einer Insel ein großes Lager von Eskimos antrafen. Dieses, sonst harmlose Volk, gereizt durch den Anblick der vielen, in ihren Augen unschätzbaren Kostbarkeiten, die sie in den Fahrzeugen gesehen hatten, unternahm einen Plünderungsangriff auf die Fremden, gab jedoch, nachdem der Eskimodolmetscher Augustus, der sich bei Franklins Gesellschaft befand, seine Landsleute über die friedlichen Absichten dieser Weißen belehrt und ihr Unrecht ihnen verwiesen hatte, freiwillig die gestohlenen Gegenstände zurück. Uebrigens sind die Eskimos dieser Gegend, wegen der blutigen Streitigkeiten, in die sie öfters mit dem Stamme der hundsrippigen Indianer verwickelt werden, kriegerischer und waffengeübter als ihre übrigen Landsleute. Franklin bemerkte zugleich, daß je weiter er nach Westen kam, die Gesichtsbildung der hier wohnenden Eskimos immer mehr der mongolischen sich näherte. Zuweilen glaubte er sich mitten unter Chinesen oder Tataren versetzt, die nur durch gedrungneren, kürzeren Körperbau und durch andre Bekleidung von ihren, unter

günstigeren Himmelsstrichen wohnenden Landsleuten sich unterschieden.

Franklin setzte die Seereise nach Westen bis zum 149° W. L. von Greenwich fort. Er hatte von der Mündung des Mackenziestromes bis zu diesem Punkte eine Strecke der öden Meeresküste des nördlichsten Amerikas genau erforscht und seemännisch aufgenommen, deren Ausdehnung, in gerader Linie 374 engliche Meilen beträgt; jetzt aber machten die täglich dichter werdenden Nebel und die steigende Kälte die Weiterfahrt schwierig und zugleich fehlten nur noch wenige Tage bis zum 20. August, welcher dem Capitän in der von ihm empfangenen Instruction aus wohlmeinender Vorsorge als längster Termin für seine diesmalige Seefahrt gesetzt war. Eine felsige Landspitze zog sich, man konnte nicht wissen wie weit gegen Norden hinaus ins Meer, man mußte sich entschließen am 18. August die Rückfahrt anzutreten. Freilich war dieses Abbrechen des Unternehmens, gerade an einem Punkte, wo damals das Meer vom Eise frei war und der Weiterfahrt nichts Wesentliches im Wege stund, um so mehr zu bedauern, da wenig Tage nachher, am 22. August, eine Barke des Blossom aus der Behringsstraße her bis zum Point Barrow vorgedrungen war, eine Stelle die nur 34 geographische Meilen von Return Reef ablag, so daß Barrows Boote sie bei ununterbrochener Fortsetzung ihres Laufes gerade noch zur rechten Zeit zu erreichen vermocht hätten. Indeß war doch jetzt, bis auf die geringe Strecke von 34 g. M. der ganze Verlauf der nordamerikanischen Küste, zwischen der Mündung des Mackenzie und der Behringsstraße mit Genauigkeit erforscht worden, während zu gleicher Zeit auch Dr. Richardson seine Aufgabe: die Untersuchung der Küstengegend zwischen der Mündung des Mackenzie

und des Kupferminenflusses glücklich gelöst hatte. Zu diesen beiden wichtigen Schritten in der Aufklärung des Dunkels, das bis dahin über diesen Theil der Länderkunde geherrscht hatte, kam dann später noch ein dritter: die Reise, welche der treue Begleiter der beiden diesmaligen Hauptführer der Expedition, Lieutenant Back im Jahr 1833 auf dem großen Fischfluß hinab nach einem westlicheren Theil der Nordküste gemacht hatte, welcher der Insel Boothia gegenüber liegt. Daß dieses Boothia nicht, wie Parry es meinte, mit dem Festland, als Halbinsel verbunden, sondern auch an seiner Südseite vom Meere umflossen, mithin Insel sey, dieß gieng schon aus Backs damaligen Beobachtungen in augenscheinlicher Weise hervor und auf diese Entdeckung, in Verbindung mit dem was einige andre, nachherige Untersuchungen geleistet haben, gründet sich vornämlich die Hoffnung, daß noch eine leichter zu erreichende nördliche Durchfahrt aus dem atlantischen in das stille Meer sich werde auffinden lassen als die um den höchsten Norden der amerikanischen Inselwelt, namentlich an Melvilles Eiland vorüber *).

Wir enden diesen Bericht über Franklins und seiner gewesenen Leidensgefährten Forschungen und Thaten mit der schmerzlichen Erinnerung an die Sorgen, in welchen sich noch, bis zu diesem Augenblick alle näheren und ferneren Freunde jenes heldenmüthigen Seemannes, ja mit ihnen alle Freunde der Erdkunde und der Wissenschaft überhaupt um den trefflichen John Franklin befinden. Noch einmal, in seinem weitvorgerückten Alter hat derselbe die

*) Als eine weitre Ergänzung dieser Erforschungen des Verlaufes der nördlichsten Küste des amerikanischen Festlandes kamen bald nachher die Entdeckungen des Thomas Simpson.

Bahn der Forschungen durch die Region des Eises und beständigen Winters im Norden der westlichen Halbkugel betreten. Es ist jetzt der dritte Sommer seitdem er mit seinen wohlausgerüsteten, für zwei Jahre mit Lebensmitteln versehenen Schiffen die Küsten seines Vaterlandes verließ und noch harrt man vergeblich seiner Rückkehr entgegen. Doch stehet zu hoffen, daß die gute Hand, die ihn und die Seinen schon einmal vom Hungertod errettete, auch auf dieser letzten Fahrt seines Lebens über ihn walten und ihn in Frieden zur Heimath geleiten werde.

V.

Die Rettung des Du Plessis-Mornay und seiner nachmaligen Gemahlin aus den Todesgefahren der Pariser Bartholomäus-Nacht.

1) Mornays eigne Rettung.

Die nachstehende Geschichte ist aus den sehr lesenswerthen Denkwürdigkeiten der Frau von Duplessis *) entnommen, darin dieselbe unter andrem in edler Einfalt das beschreibt, was in den Schreckenstagen der sogenannten Bluthochzeit ihrem Gemahl und was in derselben Zeit ihr selber widerfahren war, und wie sie beide, durch eine Wunderhand von oben, gleich so manchen ihrer Glaubensgenossen, unversehrt durch die Schrecknisse des Todes hindurchgeführt und gerettet wurden.

---

*) **Memoires de Madame de Mornay sur la vie de son mari, ecrits par elle même pour l'instruction de son fils. In dem ersten Bande der Memoires et Correspondance de Duplessis Mornay, pour servir a l'histoire de la reformation et des guerres civiles et religieuses en France, depuis l'an 1571 jusqu'en 1623. Paris 1824.**

Es ist dieß ein Moment aus der Geschichte eines für alle edleren Gefühle empfänglichen und dennoch in der Reizbarkeit dieser Gefühle so oft irre gehenden, mit blutigen Thaten befleckten Volkes, an welchem der Christ jeder Confession mit Schauder vorübergeht. Namentlich in unsren Tagen wird keiner, welcher weiß was unsrer Zeit Noth thut und was, dem andringenden Verderben gegenüber, die gemeinsame Aufgabe aller wahren Christen der verschiedensten äußeren Bekenntnisse ist, mit einer andern Stimmung als mit der eines innigen Bedauerns von Blutschulden reden, denen sich, in der Blindheit eines religiösen Fanatismus Christen gegen Christue, nicht wie zu Neros und Diocletians Zeiten, Heiden gegen Christen zu Schulden kommen ließen. Daß bei dem damaligen Partheienkampf auch politische Beweggründe wirksam waren, wird Keiner, der die Geschichte kennt, läugnen wollen; die Flamme jedoch, welche das gräuelvolle Feuer der Thaten entzündete, deren Andenken keine falschberühmte Kunst der gleißnerischen Verdrehung des Geschehenen auslöschen kann, fällt nur zu sehr in jedes der Wahrheit empfängliche Auge. Wer waren die Vorbilder des Christenglaubens, die Päpste von Avignon, in der Hingebung an die eigenwilligen Launen der herrschsüchtigen Könige von Frankreich? Welche Stirn wäre frech genug den Brudermord des Cain an Abel: die Metzeleien der fanatischen Henker an den harmlosen Waldensern und Albigensern der früheren Jahrhunderte oder die mehr denn tigerhaften Grausamkeiten zu entschuldigen, welche der Parlamentsrath de Oppeda im Jahre 1545 an einem Volke verübte, das Gott den Herrn von Herzen liebte, und der Mehrzahl seiner Glaubensgenossen nach in den Geboten Gottes wandelte untadelig?

Allerdings hat sich auch an den Christen jenes Be-

kenntnisses, zu denen Mornay gehörte, der Spruch als wahr gezeigt: wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen, wer aber möchte diesen im Staube zertretnen Würmern die letzte kräftige Regung der natürlichen Menschlichkeit gegen den gewaltthätigen Fuß verargen, der an ihrer Vernichtung seine Lust fand!

Der Mann, dessen Rettung aus großen Lebensgefahren wir hier zunächst beschreiben wollen, ist jener nämliche Philippe de Mornay, Seigneur du Plessis Marlay, welcher nachmals dem hochbegabten König Heinrich IV. von Frankreich nicht nur als Staatsrath, sondern noch vielmehr, als ein redlich und wahr zum Besten rathender Freund zur Seite stand. Aus seinem früheren wie späteren Leben ließen sich manche Züge erzählen, die uns in diesem Mornay einen Zeugen der Wahrheit, welche ewig bleibt, durch That und Wort erkennen und verehren lassen, wir haben es jedoch hier zunächst nur mit einem allerdings sehr bedeutungsvollen, der Dauer in der Zeit nach jedoch kleinem Abschnitt seiner Lebensgeschichte zu thun.

Welche Ungewitter von Gefahren im August 1572 ihm und den andren Mitgenossen seines Glaubens, den nahen Ausbruch drohete, das hatte ihm in vorbereitender Weise bereits manche jener Erfahrungen lehren können, die er auf seiner Reise durch Italien gemacht hatte. In Venedig war er dem Kerker entgangen, weil jene adeligen Herren, welche im Namen der Inquisition (im J. 1569) ihn verhörten, seine Aeußerung, daß seine Religion ihm verbiete, gewisse ihm vorgelegte Sätze zu unterschreiben, das Wort „Religion" so deuteten, als bekenne er sich zu irgend einem geistlichen Orden; in Mailand und Cremona, welche damals unter spanischer Herrschaft stunden, rettete ihn nur die entschlossene, sinnreiche Antwort, die er den Abgesandten

der Inquisition gab, und dann eine rechtzeitige Flucht vor dem Ketzergericht.

Nach seiner Zurückkehr von der Reise (1569, in seinem 27. Jahre) lebte er zu Paris in friedlich stiller Beschäftigung mit den Wissenschaften und mit seiner eignen geistigen Ausbildung, und hier befand er sich noch im Sommer 1572. Seine fromme, zärtliche Mutter hatte ihn vergebens gebeten, sich aus der Hauptstadt zu entfernen, und zu ihr aufs Land zu kommen, denn obgleich sein eignes Herz von bangen Ahnungen erfüllt war, hielt er es dennoch, seitdem am 22. August der hochgesinnte Admiral von Coligny durch einen Meuchelmörder verwundet worden war, gegen seine Ehre streitend, wenn er in solchem entscheidenden Augenblick den Kampfplatz, auf dem es sich um mehr noch als das Leben handelte, verlassen wollte. Der edle Held Coligny war in der furchtbaren Nacht vom 23. zum 24. August bereits (von der Hand eines Deutschen: Böhme) ermordet, Tausende von Protestanten waren fast in derselben Stunde hingeschlachtet worden, und Mornay ruhete noch unbesorgt in seinem Bette. Auch ihn hätte das gleiche Loos mit diesen seinen Glaubensgenossen getroffen, wenn es ihm selber in den letztvorhergegangenen Tagen nach seinem Menschenrath und nicht nach Gottes Rath ergangen; wenn es ihm gelungen wäre eine gleich zum Einziehen bereitstehende Wohnung in der Nähe des Admirals zu finden, dahin sich, durch böswilligen Rath der Feinde verleitet, ein großer Theil der vornehmsten, damals in Paris verweilenden Protestanten gezogen hatte. Denn diese alle waren mit Coligny zugleich, als erste Opfer der fanatischen Mordlust gefallen, während in die abgelegenere Gasse St. Jacques, in welcher Mornay im Gasthaus zum goldnen Compaß wohnte, noch keine Dolche der Mör-

der, noch kein Angst- und Jammergeschrei der Verwundeten und Sterbenden gedrungen war.

Der Ritter hatte schon am Abend seinem Bedienten den Befehl ertheilt, gleich in aller Frühe zur Wohnung des Admirals hinzugehen, und dort sich zu erkundigen, wie der Verwundete geschlafen habe, und wie es ihm ergehe? Es war am Sonntag früh um 5 Uhr, da kam der Bediente von seiner Sendung nach Colignys Wohnung zurück, trat hinein ins Schlafzimmer zu seinem Herrn, und berichtete diesem was in der Nacht vorgegangen sey, und daß statt der lebenden Bewohner in den seinem Herrn bekannteren Häusern nur ihre Leichname zu finden seyen. Mornay erhob sich sogleich von seinem Lager, warf sich schnell in die Kleider, um, so weit dies noch möglich, seinen Freunden zu Hülfe zu eilen, da wird sein Ausgang durch einen Zufall, oder vielmehr durch Schickung Gottes verzögert. Aber schon kommen die Mörder in die Nähe seiner Wohnung um ihn und mehrere andre seiner Glaubensgenossen zu suchen. Sein Wirth, Herr Poret, bekannte sich zwar zur römischen Kirche, war jedoch ein gewissenhafter Mann, der auch an andren christlichen Glaubensgenossen nicht zum Verräther werden mochte. Der Ritter gewann so eben noch Zeit, seine Papiere zu verbrennen, und sich in einem Schlupfwinkel zu verbergen, wo er so lange blieb bis die Späher sich aus dem Haus entfernt hatten. Die übrigen Stunden des Tages brachte er in ziemlich ruhiger Ergebung in seinem Zimmer zu, und während derselben sendete er zu einem treu ergebenen Freunde: dem Herrn de Foix, um sich den Beistand desselben zum Entkommen aus der Gefahr zu erbitten. Aber dieser Freund, dessen Leben in gleicher Gefahr stund, hatte sich nach dem Louvre geflüchtet, wo er sicherer zu seyn hoffte, als in dem eignen Hause. Als am

Montag Morgen die Mordgräuel von neuem begannen, kam der Wirth zu Mornay, und bat diesen, sich schnell aus dem Hause zu flüchten, welches er, wenn man ihn darin auffände, nur vergeblich ins Verderben bringen würde, weil man ihm doch hier keinen längeren Schutz gewähren könne. Die Mörder waren schon ganz in der Nachbarschaft des goldnen Compasses, im Hause des Buchhändlers Odet-Petit, den sie niederstießen, und seinen Leichnam zum Fenster heraus warfen auf die Straße. Der Ritter legte in Eil ein einfaches, schwarzes Gewand an, nahm seinen Degen, und während die Mörder noch im Innren des Nachbarhauses mit ihrem blutigen Werk beschäftigt waren, entkam er unvermerkt bis in die St. Martingasse, und aus dieser in ein kleines Nebengäßchen, in welchem ein Gerichtsoffiziant Namens Girard wohnte, welcher für das Mornaysche Haus öfters Geschäfte besorgt hatte. Der Weg dorthin war ein sehr weiter, und mehrmalen begegneten dem Ritter auf demselben Schaaren so wie vereinzelte Genossen der Mörder, ohne daß einer von ihnen den ruhig vorbeischreitenden Flüchtling erkannte und anhielt.

Herr Girard stand, als sei er gerufen, gerade vor seiner offnen Hausthür, als Mornay dahinkam, empfieng denselben freundlich, und ließ ihn sogleich in sein Haus hinein, was in der That ein ganz besondres Glück für den Ritter war, denn in demselben Augenblick gieng der Hauptmann der Schaarwache vorüber der zu Girard hintrat, und ihm einen Auftrag für den nächsten Tag ertheilte.

Mornay setzte sich sogleich unter die Schreiber seines Schützers hin, und arbeitete mit diesen gleich wie einer ihres Gleichen. Er würde auch hier, in dem Hause eines Mannes, der im Dienste eines öffentlichen Gerichtes stund, für längere Zeit eine sichre Bergungsstätte gefunden haben,

wenn nicht unglücklicher Weise seine um ihn besorgten Bedienten, welche von dem schnellgefaßten Entschluß und Rettungsplan ihres Herrn keine Kunde, und überdieß in der Stadt sich zerstreut hatten, einer nach dem andern zu Girard gekommen wären, um bei ihm Erkundigung über ihren Herrn einzuziehen, und diesen mit eignen Augen zu sehen. Dieses machte Aufsehen im Hause, der Hauptmann des Stadtviertels erhielt davon Kunde, und ließ noch in der Nacht Herrn Girard zu sich rufen, dem er den Befehl ertheilte, den verdächtigen Mann, welchen er unter seinem Dach verborgen halte, in die Hände der Gerichte abzuliefern. Der erschrockene Wirth eilte nach Hause, um seinem Schützling und Gast gleich am frühesten Morgen es anzurathen, daß er sich eilig flüchten möge.

Mit Mornay zugleich hatte sein alter Lehrer, Herr Raminy in Girards Hause einen Zufluchtsort gefunden; dieser, damit nicht einer den andren, wenn sie beisammen blieben, nur in größere Gefahr setze, entschloß sich allein zurück zu bleiben. Vergeblich hatte der Ritter seinen Wirth, den Gerichtsoffizianten gebeten, ihm bis vors Thor hinaus das Geleite zu geben; schon wollte sich jener, ohne alle Begleitung auf den Weg machen, da kam einer der Schreiber des Hauses, und erbot sich aus freiem, guten Willen ihn aus der Stadt hinaus zu bringen. Dieser Schreiber war eine Zeitlang Thorwächter an dem St. Martinsthor gewesen, mit den Leuten, die den Wachtposten bekleideten, gut bekannt, und hoffte deshalb leicht für sich und seinen Begleiter den Auslaß zu erlangen.

Als sie schon unten auf der Straße waren bemerkte Mornay, daß der Schreiber statt der Schuhe nur seine Haus=Pantoffeln anhabe, er bat diesen deshalb, daß er doch zurückgehen, und Schuhe anlegen möge, da die Pan=

toffeln das Vorgeben als ob sie eine Reise mit einander vorhätten, gleich von vorn herein sehr unwahrscheinlich machen würden, der Andre aber meinte, dies habe nichts zu bedeuten, und der Ritter drang nicht weiter deswegen in ihn.

Zum Unglück für beide, wurde an diesem Morgen das St. Martinsthor gar nicht geöffnet, sie mußten deshalb weiter gehen bis zum Thore St. Denis, wo der Schreiber keinen Bekannten hatte. Man fragte sie aus, über Namen, Stand und über den Ort wohin sie wollten, und der Schreiber sagte, daß er Copist bei einem Procurator der Stadt, jetzt aber gesonnen sey eine Ferienreise zu seinen Verwandten nach Rouen anzutreten. Auch über die Person seines Begleiters machte er Angaben, mit denen die Thorwache sich zu befriedigen schien, denn man entließ beide ohne sie weiter aufzuhalten. Einer aber von den Thorhütern hatte die Pantoffeln an den Füßen des Schreibers bemerkt, und hieraus geschlossen, daß es mit dem Vorgeben desselben, daß er eine weite Reise vorhabe, nicht ganz richtig stehen möge; er sprach gegen seine Kameraden die Vermuthung aus, daß der Mensch in Hauspantoffeln ein Katholik sey, der einem Hugenotten zur Stadt hinaus helfen wolle. Diese Vermuthung leuchtete alsbald auch den Andern ein, und man sendete den beiden Flüchtlingen vier Musketiere nach, die sie schon bei La Villette, zwischen Paris und St. Denis einholten und gefangen nahmen. Augenblicklich entstand jetzt ein Zusammenlauf der Kärner, der Steinhauer in den Gypsbrüchen und der Straßenarbeiter aus der Vorstadt und ihrer Nachbarschaft; man wollte den Hugenotten, denn dafür erkannte man den Ritter, ohne allen Verzug umbringen. Gott schützte diesen, daß keiner der gefahrlichen Steinwürfe ihn traf; er versuchte es die wilde Menge mit einigen Worten, die er sprach, zu be-

sänftigen, sie aber ergriff ihn, und schleppte ihn nach dem Fluße hin. Jetzt wollte der Schreiber in begütigender Weise sich ins Mittel schlagen; dieser schwur einmal über das andre, daß sein Begleiter kein Hugenott sey, war aber dabei so außer Fassung gerathen, daß er den Ritter bald Herrn de Buhy, bald Duplessis nannte, und ganz vergaß, in welchem Widerspruch seine verschiednen Angaben unter einander selber standen, indem er kurz vorher, als man sie beide arretirte, ausgesagt hatte, sie seyen Schreiber bei einem Advocaten, und ihre Wohnung, dahin sie wollten, läge ganz nahe vor der Hauptstadt. Gott hatte die Ohren der wüthenden Schaaren verschlossen; sie bemerkten die allerdings verdächtig lautenden Widersprüche nicht, schienen den allgemein bekannten Namen des Ritters, der seinem Begleiter aus Unbedachtsamkeit entschlüpft war, gar nicht zu kennen. Mornay kam jetzt auch wieder zum Wort, er rief seinen Feinden zu, daß er sie für viel zu ehrenwerth halte, als daß sie einen Menschen, den sie vielleicht für eine ganz andre Person hielten, umbringen würden, er habe gute Bekannte in Paris, man solle ihn nur in ein Haus der Vorstadt hinführen, ihn daselbst bewachen, und während dessen, um Erkundigung einzuziehen, etliche Leute hineinsenden in die Stadt, an die Orte und Personen, welche er ihnen nennen würde. Einige unter dem Haufen, welche vernünftiger dachten, als die Andren, giengen auf diesen Vorschlag ein, und brachten ihn in ein Wirthshaus der Vorstadt, wo er sogleich für sich und seinen Begleiter ein Frühstück bringen ließ. Während er dieses in ziemlich ruhiger Gemüthsstimmung genoß, hörte er von dem Volk, das sich neben ihm eingedrängt hatte, allerhand drohende Aeußerungen und Anschläge auf sein Leben. Der gelindest lautende unter diesen war der, daß man ihn zwar nicht

niedermetzeln, wohl aber im Fluß ersäufen wolle. Einige Male kam ihm der Gedanke ein aus dem Fenster hinabzuspringen, doch bald fiel ihm ein beßres Mittel ein, sich aus den Händen dieser Mörder zu retten. Er foderte sie auf, seinetwegen bei den Häuptern ihrer Parthei, den Herrn von Rambouillet, und selbst bei dem Bruder desselben, dem Cardinal, Erkundigungen einzuziehen, denn er wußte wohl, daß keiner von diesen Leuten bei jenen hochgestellten Männern Zutritt finden würde. Sie wiesen diesen Antrag zwar von sich, doch betrieben sie das Geschäft ihn auszuforschen und zu befragen, mit etwas mehr Mäßigung und Schonung. So eben fuhr der Postwagen von Rouen vorbei, das Volk hielt diesen auf, und da Mornay, oder eigentlich sein Begleiter, der Schreiber gesagt hatte, sie seyen aus Rouen, fragten sie die im Wagen sitzenden zum Theil aus dieser Stadt gebürtigen Leute darüber aus, ob jemand unter ihnen hier diesen von ihnen gefangenen Mann kenne? Keiner von Allen kannte denselben, und da er hierdurch als Lügner erschien, sprachen sie abermals und ernstlicher als vorher den Vorsatz aus, ihn zu ersäufen. Er hatte ihnen gesagt, daß er das Geschäft eines Schreibers (Clerc) betrieben habe, und da unter diesem Namen von dem Volk überhaupt ein Studirter, halb Geistlicher (Clericus) verstanden wird, brachten sie ein lateinisches Breviarium herbei, um an diesem seine Gelehrsamkeit zu erproben. Da sie aber sahen, daß er der lateinischen Sprache sehr mächtig und nach ihrem Urtheil wirklich sehr gelehrt sey, gereichte ihm dieses keineswegs zu einem Vortheil, sondern sie sagten, dieser Mensch ist fähig genug, die ganze Stadt Rouen mit dem Gift seiner Ketzereien anzustecken, man muß ihn deshalb in jedem Fall aus dem Wege räumen. Da gieng dem Ritter seine Geduld aus, und sein ritterliches Selbstgefühl empörte sich

gegen die unsinnige Handlungsweise dieses mordlustigen Gesindels. Er erklärte ihnen rund heraus, daß er jetzt auf alle ihre Fragen und Beschuldigungen auch nicht ein Wort mehr erwiedern werde, denn wenn sie gefunden hätten, daß er kein Latein verstünde, dann würden sie ihm übel mitgespielt haben, und da sich im Gegentheil gezeigt habe, daß er etwas wisse, deuteten sie es ihm noch schlimmer aus. Er sähe aus diesem Benehmen, daß sie Leute ohne Vernunft seyen, welche, ohne auf Gründe zu achten, alles thäten, was ihnen gut dünkte.

Während dieser Stunden einer allerdings schweren Prüfung hatten sich zwei aus der Mitte des Volkshaufens mit einem Billet an den vorhin erwähnten Herrn Gerichtsoffizianten Girard nach der Stadt hinein auf den Weg gemacht. Herr Duplessis hatte ihnen dieses Billet mit der genauen Addresse des Mannes gegeben, und es stunden darin nur die Worte: „Mein Herr! die Leute am Thore und in der Vorstadt St. Denis haben mich angehalten und wollen mich nicht weiter lassen, weil sie mir nicht glauben wollen, daß ich Philipp Mornay sey, der bei Ihnen Schreiberdienste versehen, und von Ihnen Erlaubniß erhalten hat, während der Ferien eine Reise zu seinen Verwandten nach Rouen zu machen. Ich bitte Sie mir ein Zeugniß hierüber auszustellen, damit man mich meines Weges gehen lasse.“

Die beiden Boten fanden den Herrn Girard so eben im Begriff nach dem königlichen Palais zu gehen. Der Mann hatte einen vornehmen Anstand, war sehr gut gekleidet, er sahe ihnen aus wie einer dessen Zeugniß wohl eine Bedeutung haben könne. Als er das Billet gelesen hatte, schalt er sie hart wegen ihres rohen Benehmens und schrieb dann auf die Außenseite des Briefes, daß Herr

Philipp Mornay weder ein Rebelle noch ein Uebertreter der Gesetze sey (das Wort Hugenot vermied er weislich) und bekräftigte dieses Zeugniß durch eigenhändige Unterschrift seines Namens.

Beinahe hätte ein kleiner Knabe, der mit in demselben Hause wohnte, alle gute Wirkung dieses Zeugnisses zu nichte gemacht, indem er zu den Leuten aus der Vorstadt sagte, daß Mornay nur einen einzigen Tag: den Montag hier bei ihnen gewesen sey. Aber es war die erbarmende Vorsehung Gottes, welche über alles Hoffen und Verstehen alle weitre drohende Gefahren in Gnaden abwendete und dem hart Geängsteten einen Ausweg eröffnete, da wo vor menschlichen Augen keiner zu sehen war. Das Ausschelten und der Tadel eines so wichtigen Mannes als in ihren Augen Herr Girard war, hatte auf die beiden Abgesandten des wüthenden Volkshaufens eine kräftigere Wirkung gehabt als alle vernünftigen und begütigenden Worte des Mornay. Sie kamen zu ihren Leuten zurück und der Respect, mit welchem sie von dem Herrn sprachen der da die Worte des Zeugnisses für den Gefangnen auf die Außenseite des Briefes geschrieben habe theilte sich auch den Andren mit, sie nahmen auf einmal ein ganz andres Betragen gegen ihren Gefangenen an, erklärten ihn außer Schuld; der Haufe der seit etlichen Stunden auf das unterhaltende Schauspiel einer Execution gewartet hatte, zerstreute sich, die welche sich zu Richtern und Vollstreckern des Volksurtheiles über Mornay aufgeworfen hatten, führten ihn wieder zu demselben Ort hin an dem sie ihn gefangen genommen, und ließen ihn von da aus ungehindert seines Weges gehen.

Es war des Vormittags 9 Uhr als Duplessis den Händen der Barbaren entkam. Mit freudigem Gemüthe,

mit Gedanken des Lobes und Dankes gegen Gott in seinem Herzen und auf seiner Zunge eilte er zu Fuß über St. Denys und l'Isle Adam nach Chantilly, wo er den Herrn de Montmorency traf, welcher sich zwar durch Menschenfurcht seit den letzten blutigen Ereignissen sehr von seinem früheren Sinn hatte herabstimmen lassen, dennoch aber dem edlen Flüchtling ein kleines Pferd zu seiner Weiterreise gab. Dieser verweilte sich nicht länger als nöthig war bei dem Manne, der früher seinen wörtlichen Versicherungen nach so überaus kühn und muthig, sowie warm gegen seine Freunde gewesen, jetzt so entmuthigt und kalt war; er machte sich auf den Weg nach Buhy, seinem elternlichen Wohnsitz. Sehr ermüdet und ganz bis auf die Haut durchnäßt, kam er am Donnerstag Abend in Jury de Temple an. Ihn hatte dasselbe Gewitter mit Sturm und strömenden Platzregen getroffen, während dessen viele seiner Glaubensgenossen aus der Hauptstadt und hierdurch aus der sichren Todesgefahr sich retteten. Es waren mehrere Gäste in dem Wirthshaus, welche beim Abendessen scheinbar im Scherz, dabei aber in der schlimmen Absicht den ihnen verdächtigen Fremden in die Gefahr zu setzen sich zu verrathen, die Vermuthung aussprachen, daß ein Hugenot bei ihnen sey, der allerdings gute Ursache habe sich zu fürchten. Mornay blieb bei diesem Gespräch ganz ruhig; weder in seinen Mienen noch Geberden noch Worten verrieth sich eine Spur von Furcht, denn er hatte keine in seinem Herzen; die feindseligen Spötter, ohne einen Verdacht zu schöpfen, nahmen gute Nacht und begaben sich auf ihre Zimmer.

Die Todesgefahren für die Protestanten beschränkten sich übrigens damals, als Mornay auf diesem Wege war, nicht mehr auf die Hauptstadt allein, sondern sie hatten

sich über alle Theile des Landes verbreitet; die Christen der römischen Confession waren zum großen Theil von der fanatischen Wuth der Pariser angesteckt und selbst durch die unmittelbaren, königlichen Befehle dazu ermächtigt, alle Christen der andern Confession, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes zu ermorden. So fielen in den nächsten Tagen nach der Bartholomäusnacht zu Orleans 3000, in Lyon 900, in Rouen 500, in Bordeaux, Toulouse und Meaux gegen 700, überhaupt in allen Gegenden des Reiches, in den Städten und auf dem Lande über 30000. Und diese Zahl würde noch viel größer gewesen seyn, wenn nicht viele der frömmern und einsichtsvolleren römisch-katholischen Christen selber zu der Rettung ihrer mörderisch verfolgten Mitchristen die Hand geboten, oder, wenn sie die Macht dazu besaßen, der Ausführung des königlichen Blutbefehles sich standhaft wiedersetzt hätten. Dieses thaten namentlich der Graf von Tende, ein Stadthauptmann in der Provence, der das Schreiben, welches den furchtbaren Auftrag enthielt, nachdem er es gelesen, in Stücken zerriß, und der Vicomte d'Orthe, Gouverneur von Bayonne, der auf das königliche Schreiben die Antwort ertheilte, daß er unter den Einwohnern der Stadt, als er den Befehl ihnen mitgetheilt, zwar durchgängig gute Bürger und muthige Soldaten, keinen aber gefunden habe, welche zum Geschäft eines Henkers und Mörders sich hergeben wolle. Uebrigens starben diese beiden edlen Männer bald nachher eines so schnellen Todes, daß der Verdacht sehr nahe lag, daß sie an beigebrachtem Gift geendet haben.

Auch Mornay entgieng den Todesgefahren, welche ihm fast überall auf seinem Wege begegneten, nur durch ein Wunder der göttlichen Erbarmung. Er war schon ganz nahe an Buhy, seinem väterlichen Erbgut, da be-

gegnete ihm eine alte, treue, vormalige Dienerin seiner Mutter, in Begleitung eines Bauern. Diese warnten ihn gerade noch im rechten Augenblick vor einer bewaffneten Bande von Mördern, welche unter der Anführung eines gewissen de Montasie die Gegend durchstreifte und bereits mehrere Edelleute der Nachbarschaft gefangen genommen hatte. Auch die alte Dame und ihr Begleiter waren von der Bande angehalten, bald aber wieder entlassen worden. Mornay machte von dieser Warnung den bestmöglichen Gebrauch und entkam, einen Seitenweg einschlagend, seinen Verfolgern glücklich.

Das Schloß seiner Väter zu Buhy fand er verlassen; seine Familie hatte sich zerstreut und die Mutter in das Haus eines wenig bemittelten Edelmannes in der Nachbarschaft sich zurückgezogen. Ein alter Diener seiner Eltern, der in einem Weiler bei Buhy wohnte, theilte ihm diese Nachricht mit und der zärtliche Sohn eilte sogleich zu der frommen Mutter hin, deren Erziehung und geistigen Pflege er sein ganzes innres, besseres Leben verdankte. Beide trösteten und stärkten sich gegenseitig im Gottvertrauen und Glauben und Philipp theilte der Mutter seinen Entschluß mit, das Königreich ganz zu verlassen. Er brachte dieselbe vor allen an einen bequemeren und sicheren Bergungsort, zu dem Herrn von Villerceaux, einem treuergebenen Freunde. Nach einigen Tagen kam der Schwiegersohn dieses Herrn zu ihnen hin und erbot sich, dem Mornay einen Paß von dem Herzog von Guise zu verschaffen, mit welchem er gehen könne, wohin er wolle. Mornay jedoch wies dieses Anerbieten von sich, weil es gegen sein Gewissen sey, von der Hand eines solchen Mannes das Mittel zur Rettung seines Lebens sich zu verschaffen, welches er ganz in seines Gottes Hand gestellt habe, der ihm wohl noch einen

Ausweg aus Frankreich eröffnen werde, wie er ja schon bisher seiner sich erbarmt und aus den Händen der Mörder ihn wunderbar errettet habe. Drei Tage nachher gelang es ihm auch wirklich bei Dieppe auf ein Fahrzeug zu entkommen, das nach England steuerte. Auch jetzt noch sollte sein Glaubensmuth geprüft und zugleich gestärkt werden, denn während der Seefahrt brach ein furchtbarer Sturm aus, welcher das Schiff in den Wellen zu versenken, oder dasselbe wieder zurück an die gefahrvolle, allenthalben von Feinden besetzte Küste, nach Calais zu schleudern drohete. Während dieses Sturmes hörte er zu seinem Trost, wie mehrere Frauen und Kinder, welche mit ihm in demselben Fahrzeug und aus demselben Grunde sich nach England flüchteten, zu Gott um Hülfe und Rettung schrieen. Und dieses Geschrei wurde erhört; der Sturm legte sich; sie kamen alle wohlbehalten an die englische Küste, wo man die verfolgten Glaubensgenossen mit brüderlicher Liebe aufnahm und behandelte. Es war dies am neunten Tage nach dem Blutbade der Bartholomäusnacht.

Bemerkenswerth erscheint noch am Schlusse dieser Rettungsgeschichte, das was die Erzählerin derselben, Madame Mornay-Duplessis über die vorherrschende Stimmung ihres Gemahles bei all diesen Ereignissen berichtet. Derselbe erzählte ihr später oft, daß er von dem Augenblick an, wo er von dem Beginn des Gemetzels hörte, in seinem Gebet zu Gott die bestimmte Versicherung erhalten habe, daß er diesen Todesgefahren unversehrt entgehen werde. Dagegen fühlte sich sein Hofmeister, Herr von Raminy, welcher auch, so wie er zu Girard sich geflüchtet hatte, gleich beim Anfang der blutigen Verfolgungen überzeugt, daß er als Opfer derselben fallen werde und wirklich wurde dieser auch, als er am 27. August durch die Pforte St. Honoré aus

der Stadt sich flüchten und seinem Freunde nacheilen wollte, von den Feinden ergriffen und niedergehauen.

2) Die Rettung der Frau von Mornay du Plessis.

Die treffliche Verfasserin des vor uns liegenden, obengenannten Werkes, welchem wir die vorhergehende so wie die nachstehende Erzählung entnehmen: die nachmalige Gemahlin des hochsinnigen Mornay befand sich während der Zeit der Bartholomäusnacht und der auf sie folgenden furchtbaren Tage ebenfalls in der blutbefleckten Hauptstadt von Frankreich. Die Weise, in welcher sie den Mörderhänden entkam, ist nicht minder merkwürdig, als jene, in welcher Duplessis gerettet wurde, und auffallender sogar als bei diesem hat sich an ihr, dem schwachen hülflosen Gefäß Seiner Gnade die Hand Dessen erwiesen, welcher den Unmündigen und Schutzlosen, den Wittwen und Waisen am kräftigsten zur Seite stehet.

Frau von Mornay war die älteste Tochter des gewesenen Präsidenten des obersten Rechnungshofes zu Paris: des Herrn de la Borde, eines Mannes, welcher zu seiner Zeit um des Glaubens willen viel erlitten und Treue bis an sein Ende erwiesen hatte. In einem noch sehr jugendlichen Alter von 17½ Jahren hatte sie sich mit de Retz, dem Herrn von Feuqueres, vermählt. An Alter war allerdings dieser Gemahl ihr ungleich, desto gleicher aber an Gemüth und Gesinnung ihr und ihrem verehrungswerthen Vater, dem Präsidenten de la Borde, denn er war ein Bekenner des Glaubens, der in diesen beiden lebte, durch Wort und That. Die eheliche Verbindung mit diesem trefflichen Manne war nur von sehr kurzer Dauer, denn zwei Jahre nach seiner Vermählung wurde er durch den Hufschlag eines

Pferdes so schwer verletzt, daß er kurze Zeit hernach starb. Seine junge Gemahlin war hierdurch Wittwe geworden, und bald hernach ward sie auch vaterlose Waise, denn der edle Präsident de la Borde starb nur wenig Monate nach seinem Schwiegersohne. Sie selber aber, die jugendliche Wittwe, war die Mutter eines verwaisten Kindes, einer kleinen Tochter, welche die Bedeutung der mütterlichen Thränen um zwei theure Verstorbene noch nicht begriff.

Nach dem Tod ihres Vaters und Gemahles, im J. 1569, war sie zu ihrer Mutter nach Paris gekommen, um mit dieser die Familienangelegenheiten zu ordnen und im Umgang mit ihren nächsten Verwandten einen äußeren Trost zu suchen. Uebrigens hatte sie um jene Zeit, wo die blutigen Verfolgungen ihrer Glaubensgenossen dem Ausbruch nahe waren, schon alle Vorbereitungen zu einer nahen Abreise aus der Hauptstadt getroffen, da sie die Absicht hatte, den nächsten Winter bei ihrer Schwester, der Frau von Vauculas zuzubringen. Diese Abreise war auf den Montag nach dem Bartholomäustage festgesetzt.

Am Sonntag vorher, am Morgen nach der grausenvollen Bartholomäusnacht, lag sie noch zu Bett, als ein Dienstmädchen, das im Innern der Stadt gewesen war, zu ihr kam und ihr sagte, daß Alles in Aufruhr sey. Sie warf sich schnell in ihre Kleider, trat ans Fenster und bemerkte nun selber, daß in der St. Antonistraße, darin ihre Wohnung lag, Menschenhaufen sich sammleten und durch einander rannten. Sie sendete eilig in die Wohnung ihrer Mutter; diese konnte nicht kommen, sie war zu sehr mit der Verbergung und Rettung ihrer Söhne beschäftigt, welche, so wie die Schwester und der Vater, zu den Glaubensgenossen der blutig Verfolgten gehörten, während die Mutter selber in der römisch-katholischen Kirche geblieben war.

Da ließ ihr mütterlicher Oheim, der Bischof von Senlis, ihr sagen, sie solle eiligst ihre Kostbarkeiten zusammenraffen oder verbergen, er werde bald zu ihr senden und sie abholen lassen. Während jedoch der Bischof noch mit den Vorbereitungen zur Ausführung des Rettungsplanes beschäftigt war, kam ihm die Nachricht, daß sein eigner Bruder, welcher ebenfalls, wie de la Borde und de Retz ein treuer Bekenner des verfolgten Glaubens war, auf der Straße niedergehauen worden sey. Hierüber vergaß er die Rettung seiner Nichte und diese mußte selbst für ihre Sicherheit sorgen. Sie gab dann das, was ihr das Theuerste war unter allen ihren Gütern, ihr kleines, dreijähriges Töchterchen einer Dienstmagd auf ihre Arme, damit sie das Kind, in das Haus eines treu ergebenen Freundes und Verwandten, des H. de Perreuze, bringen möge. Dieser Herr ließ die Magd zu einer Hinterthür in sein Haus herein, nahm ihr das Kind ab, und sendete sie sogleich wieder an ihre Frau zurück, um dieser zu sagen, daß wenn sie zu ihm kommen möge, sie ihm sehr willkommen seyn werde. Die junge Dame nahm das freundliche Anerbieten sehr gerne an, und eilte dahin wohin ihr Mutterherz sie zog.

Herr de Perreuze hatte in jenem Augenblick nur noch sehr wenig von dem erfahren, was in der vorhergehenden Nacht geschehen war. Er sendete jetzt einen seiner Leute nach dem Louvre hin, und dieser berichtete bei seiner Zurückkehr, daß der Admiral und eine große Zahl aus dem hohen Adel ermordert seyen; die ganze Stadt sey in Aufruhr. Es war dies des Morgens um 8 Uhr. Gleich hernach kam ein Bote an Madame de Retz von ihrer Mutter. Diese ließ ihr sagen, daß als sie kaum fortgewesen, die Leute des Herzog von Guise in ihre Wohnung gekommen seyen, und alle Winkel nach ihr durchsucht hätten. Da

ihr Suchen vergeblich war, sendeten sie zu Frau de la Borde, ihrer Mutter und trugen dieser auf der Tochter sagen zu lassen, daß, wenn sie ihnen hundert Kronenthaler brächte, sie nicht nur ihr Leben, sondern auch die Geräthschaften ihrer Wohnung verschonen wollten. Frau de Retz bedachte sich ein wenig, vermuthete aber sogleich, daß dieses Anerbieten nur ein Fallstrick seyn möchte um sie zu fangen. Sie ließ deshalb ihrer Mutter zurücksagen, sie solle nur sprechen, der Aufenthalt ihrer Tochter sey ihr ganz unbekannt, sie selber aber wolle die verlangte Summe für sie entrichten. Als die Mörder sahen, daß ihre List ihnen nicht gelingen wolle, begaben sie sich sogleich an das Geschäft des Plünderns und raubten die ganze Wohnung der Madame de Retz aus.

Herr de Perreuze und seine Gemahlin waren als so gute Leute bekannt und hatten, obgleich sie selber nicht dieses Glaubens waren, so zahlreiche Freunde unter der Parthei der Verfolgten, daß sich viele von diesen, mit ihrer ganzen Familie zu ihnen flüchteten. Zuletzt stieg die Zahl der in ihrem Haus Versteckten auf vierzig. Herr Perreuze sahe sich deshalb, bei immer zunehmender Gefahr genöthigt, einen Theil dieser Flüchtlinge in andren Gegenden der Stadt, in verschiednen Miethswohnungen unterzubringen und er mit seiner Gemahlin standen den ganzen Tag an ihrer Hausthür, damit sie, wenn die Herzöge von Guise, von Nevers und andre hohe Herrschaften derselben Parthei vorbeigiengen einige höfliche Worte mit diesen sprechen und durch ihr persönliches Ansehen auch das Eindringen jener Führer der Volkshaufen in ihr Haus verhindern könnten, welche überall in der Nachbarschaft in den Wohnungen der verfolgten Glaubensgenossen mordeten und raubten. Aber bei aller guter Miene, welche Herr de Perreuze machte, konnte er

dennoch den Verdacht von seinem Hause nicht ganz ablenken, es wurde ihm gesagt, daß man dasselbe am Dienstag Nachmittag genau durchsuchen werde. Zum Glück waren schon die meisten jener Freunde, welche der Schlag getroffen haben würde, außer dem Haus an andren Orten untergebracht, nur Frau von Retz mit ihrem Kind und einigen Dienstboten, so wie eine gewisse Frau von Chanfreu mit einigen ihrer Leute waren noch in demselben zurückgeblieben. Der treubesorgte Hausherr suchte diese seine Schützlinge so gut als möglich zu verbergen; Frau von Retz mit einer ihrer Dienerinnen verkroch sich in einem Nebengebäude des Hauses oben auf dem Oberboden hinter einem Kreuzgewölbe des Dachgiebels, und auch die andern wurden in verschiedener Weise versteckt oder verkleidet. Als die Frau von Retz oben unter dem Dachgiebel lag, hörte sie von unten herauf das furchtbare Jammergeschrei der Männer, Frauen und Kinder, welche man auf den Straßen ermordete; sie hatte ihr Kind müssen unten im Hause lassen, der Gedanke an dieses erfüllte sie mit solchen Sorgen und Schmerzen, daß, wenn die Furcht vor Gott sie nicht zurückgehalten hätte, sie sich hinabgestürzt haben würde auf das Steinpflaster, nur um nicht lebend in die Hand der grausamen Mörder zu fallen, oder ihr Kind unter ihren Händen sterben zu sehen, was ihr schrecklicher dünkte als der eigne Tod. Aber eines der Dienstmädchen unten im Hause hatte es gewagt, hatte das Kind auf seine Arme genommen, und dasselbe mitten durch die wüthenden Schaaren zu der alten Frau Guillard d'Esprunes, der mütterlichen Großmutter der Frau von Retz hingetragen, wo es unter der zärtlichen Pflege dieser seiner Urgroßmutter in guter Sicherheit blieb.

An eben jenem Dienstag Nachmittag, während dessen

Frau von Retz in ihrem Winkel versteckt lag, wurde ganz nahe bei dem Hause des Herrn de Perreuze in der alten Tempelstraße der edle Präsident de la Place niedergehauen. Der Anblick dieser Ermordung seines Freundes so wie die Gefahren, die seinem eignen Hause gedroht hatten und für diesmal noch glücklich vorübergegangen waren, bewogen den Herrn de Perreuze seiner Schützlingin den Rath zu ertheilen, sich an einen sichreren Bergungsort zu flüchten. In das Haus ihrer Mutter durfte sie sich nicht wagen, denn die Feinde hatten eine Wache dort hineingelegt, welche auf Alle, welche aus- und eingiengen, so wie auf das, was im Hause geschahe, genau achten mußte. Da ließ ihr die Mutter sagen, sie solle sich zu einem Hauptmann der Bürgerwehr flüchten, der eine gewesene Kammerfrau von ihr zur Ehe hatte, und welchem sie, sammt seiner Frau sehr viel Gutes erwiesen. Aber in jener Zeit der fanatischen Erbitterung galt keine Pflicht der Dankbarkeit etwas, Frau von Retz durfte, um sich nicht der Gefahr auszusetzen verrathen zu werden, länger nicht als eine Nacht in diesem Hause bleiben, hatte aber das Glück ihre Mutter daselbst zu sehen und zu sprechen, welche vor Angst und Sorgen mehr todt als lebendig war, und von ihrer ungleich muthigeren und freudigeren Tochter des Trostes bedurfte.

Am Mittwoch Mittag machte sich Frau von Retz aus dem zweideutigen Hause fort, worin man sie wegen ihres Glaubens sehr schel angesehen hatte. Auf den abermaligen Rath ihrer Mutter flüchtete sie sich zu der befreundeten Familie des Präsidenten Tambonneau, in dessen Studirzimmer sie bis zu Donnerstag Nacht verborgen blieb. Sie hatte den ihr unbekannten Weg zur Wohnung des Präsidenten ganz allein, unter der Leitung eines kleinen Knaben, den sie auf der Gasse traf, gemacht, ohne von

einem der Feinde erkannt und angehalten zu werden. Aber auch an diesem Zufluchtsort durfte sie nicht lange bleiben; man hielt um diese Zeit strenge Nachforschung nach zwei Personen, von denen man vermuthete, daß sie in der Wohnung des Herrn von Tambonneau versteckt seyen und dieser erhielt noch zur guten Zeit Kunde von der nahe bevorstehenden Haussuchung, um die Frau von Retz in Sicherheit zu bringen. Auf Empfehlung des Präsidenten und seiner Gemahlin wurde dieselbe von einem Kornhändler, der ihrer Familie sehr treu und dankbar verbunden war, in seine Wohnung aufgenommen, wo sie sich fünf Tage lang in einem kleinen Oberstübchen verborgen hielt, dahin ihr die edlen Tambonneau's in ganz verstohlener Weise Speise und Trank zuführten, so wie andre Dienste ihr leisteten. So sehr ihr Herz auf der einen Seite durch die Beweise von Großmuth und Güte, welche diese weitläufigeren Verwandten ihr täglich gaben, erfreut wurde, so sehr hatte dasselbe um diese Zeit von einer andren Seite zu leiden, von welcher sie sonst nichts Anders als Gutes zu genießen gewohnt war. Ihre eigne Mutter, von der wir bereits erwähnt haben, daß sie eben so wie der Oheim (der Bischof) und die Großmutter zur römisch-katholischen Kirche sich bekannte, hatte ihre Söhne dazu bewogen, daß sie aus Furcht vor der Gefahr des Todes wenigstens zum Schein ihrem Glauben entsagten, und sie drang jetzt durch einen Mittelsmann sehr eifrig in ihre Tochter, daß sie dem Beispiel der Brüder folgen solle. Diese jedoch konnte sich nicht dazu entschließen etwas zu thun, das gegen ihr Gewissen war, weil es nicht aus dem Glauben kam, sie ließ ihre Mutter nur in kindlicher Demuth ersuchen, daß sie ihr Gelegenheit verschaffen möge aus Paris zu entkommen. Die Mutter sendete hierauf die Antwort, daß, wenn sie nicht

nachgeben möge, man sich genöthigt sähe ihr auch ihr Kind, damit sie selber für dasselbe sorge zurückzusenden. „Wohl,“ so erwiederte die junge Mutter, „ich will mein Kind in meine Arme nehmen und mit ihm zugleich mich niederhauen lassen.“

Frau von Retz mochte wohl von der natürlichen Zärtlichkeit ihrer Mutter und Großmutter gegen sie und ihr Kind eine zu gute Vorstellung haben, als daß sie jene mütterlichen Drohung als eine im Ernst gemeinte hätte fürchten sollen. Demselben Menschen, der ihr diese Aeußerung ihrer Mutter überbrachte, gab sie den Auftrag für sie einen Platz auf dem Marktschiffe, das auf der Seine von Paris nach Corbeil fährt, oder auf irgend einem andren Fahrzeug zu besorgen. Der Mann hatte es für klüger befunden nicht auf dem Marktschiff wo die Gefahr der Entdeckung wegen der vielen Mitreisenden zu groß gewesen wäre, sondern auf einem andren Schiffe, das nach Sens fuhr, den Platz zu miethen; Frau von Retz fand sich um 11 Uhr des Vormittags bei demselben ein, und traf in ihm, als Reisegesellschaft zwei Mönche nebst einem Presbyter und zwei Handelsleute mit ihren Frauen an. Sie selber verrieth in ihrer einfach bürgerlichen Kleidung den Stand nicht, in welchem sie geboren war, und bisher gelebt hatte; die Fahrt gieng, bis nach Tournelles, ohne alle Hemmung vorwärts. An diesem Orte aber mußte das Fahrzeug anhalten, und es stund da eine Wache, welche die Pässe der Reisenden untersuchte. Die andern alle hatten einen Paß nur die Frau von Retz reiste ohne einen solchen. Da hieß man sie das Fahrzeug verlassen; es erhub sich unter den außen am Ufer Stehenden, wie unter den im Fahrzeug Sitzenden ein Murmeln, daß sie wohl eine Hugenottin seyn möge, welche man ersäufen müsse. Zum Glück für Frau von Retz wohnte an diesem Ort ein Geschäftsführer ihrer Großmutter, der

Frau von Esprunes, ein gewisser Voisinon, zu diesem, den sie sehr gut kannte, verlangte sie geführt zu werden. Zwei Soldaten von der Wache brachten sie an das Haus des Mannes, und Gott fügte es so, daß dieselben unten an der Thüre stehen blieben, und sie allein zu Herrn Voisinon hinaufgehen konnte. Dieser erkannte die Dame sogleich in ihrer Verkleidung wieder und war über ihre Ankunft nicht wenig erschrocken; sie sagte ihm nur mit wenig Worten, daß es vielleicht in seiner Macht stehen werde, sie, wenn er wolle, vom Tode zu retten. Voisinon, der als ein sehr guter Katholik bekannt war, gieng hinab zu den Soldaten, und sagte, daß er die von ihnen arretirte Frau bei Madame d'Esprunes seiner Gebieterin, deren Sohn Bischof von Senlis sey, gesehen habe, und daß an der katholischen Rechtgläubigkeit dieser beiden wohl Niemand einen Zweifel habe. Die Soldaten erwiederten hierauf ganz richtig, daß sie ihn nicht nach jenen beiden, ihnen unbekannten Personen, sondern nur hier nach ihrer Gefangenen gefragt hätten, und jener bezeugte darauf, daß er diese Gefangene in früherer Zeit als eine gute Katholikin gekannt habe, ob sie dieses aber noch jetzt sey, das getraue er sich nicht mit Gewißheit zu sagen.

In diesem Augenblick trat eine gut gekleidete Frau in das Haus herein. Diese fragte die Soldaten, was sie da vorhätten? — „Was anders" sagten diese, „als da dieses Weib zu ersäufen, denn wir merken deutlich an der Furcht und Bestürzung, die sie ergriffen hat, daß sie eine Hugenottin ist." — „Ei," sagte die Andre, „ihr kennt mich alle, und wißt, daß ich keine Hugenottin bin; ich gehe jeden Tag in die Messe, und dennoch bin ich jetzt immer in solcher Furcht und Bestürzung, daß ich seit acht Tagen das Fieber habe." Der eine von den Soldaten antwortete

darauf: „soll mich Gott, mir brennt auch mein Gesicht wie ein Feuerofen.“ Sie brachten hierauf die geängstete Frau wieder nach dem Schiffe zurück; sagten ihr aber: Wenn ihr ein Mann wäret, da wäret Ihr nicht so leichten Kaufes davon gekommen.

Gerade im rechten Augenblick war die Verfolgte nach ihrem Fahrzeug entkommen. Denn dieses war noch keinen Büchsenschuß weit von Tournelles hinweggefahren, da kamen Späher dorthin, welche auch Voisinons Haus durchsuchten, in welchem sich mehrere verborgen hatten. Frau von Retz wäre hierbei ohnfehlbar in die Hände jener Späher gerathen. Man fuhr bis nach Petit la Borde, wo das Fahrzeug zur Bequemlichkeit der Reisenden anhielt. Nach dem Essen sprachen die Mönche wie die Kaufleute mit einem unverkennbaren Wohlgefallen von dem, was so eben in Paris, vor ihren Augen geschehen war. Wenn Frau von Retz dazu ein Wort sprach, sagten jene sogleich, sie rede als eine Hugenottin; sie that, um dem Gespräch ganz auszuweichen, als ob sie schliefe.

Als sie bei der Abfahrt wieder in das Schiff einsteigen wollte, da sahe sie zu ihrer großen Freude einen treuen Diener ihrer Freundin, der Präsidentin Tambonneau, einen gewissen Jacques Minier am Ufer stehen. Dieser brave Mensch hatte ihr, im Auftrag seiner Herrschaft während des Aufenthaltes bei dieser und bei dem Kornhändler manchen wesentlichen Dienst erwiesen; er erschien ihr, gerade hier, in ihrer großen Verlassenheit als eine sehr erwünschte Hülfe. Minier gab ihr einen Wink, daß sie es nicht möge merken lassen, daß er und sie Bekannte seyen. Er stieg mit in das Fahrzeug ein und fand da Gelegenheit der Dame zu sagen, daß er von seiner Herrschaft, der Frau Präsidentin Tambonneau ihr nachgesendet sey, um zu sehen,

wie es ihr ergehe und ihr überall, wo es seyn könne, die nöthige Hülfe zu leisten.

Am Abend beim Abendessen setzte sich der wackere Bediente mit an die Tafel. Er that jetzt auf einmal, als ob er sich der mitreisenden jungen Frau als einer Bekannten, aus den Leuten seines Standes erinnre, nannte sie bei ihrem Taufnamen Charlotte und verlangte von ihr, daß sie ihm zu trinken gäbe, wodurch der ausspähende Verdacht, mit welchem die Andren bisher ihre Mitreisende beobachtet hatten, in ziemlich hohem Grade zerstreut wurde. In dem Wirthshaus, darin man übernachtete gab es nur eine einzige Kammer mit drei Betten. In dem einen von diesen schliefen die beiden Mönche mit dem Presbyter, im andren die beiden Kaufleute, das dritte war für die beiden Frauen von diesen und für Frau von Retz bestimmt. Diese war hierbei in einiger Verlegenheit, denn sie mußte fürchten, daß ihr Hemd von feiner holländischer Leinwand, mit feinen Spitzen besetzt, wenn sie da zwischen den beiden Frauen läge, ihren wahren Stand diesen verrathen möchte. Ihre Furcht erwies sich jedoch ungegründet, jene Frauen schienen nichts bemerkt zu haben, das ihren Verdacht erregen konnte.

Als die Reisegesellschaft am Donnerstag Morgen wieder in das Schiff einsteigen wollte, blieb der vorhin erwähnte treue Diener Minier am Ufer stehen. Ihm bekäme, so sagte er laut zu den Andern, das Fahren auf dem Wasser so übel, daß er lieber zu Fuße gehen wolle, zur Frau von Retz aber sagte er leise: er müsse sie davor warnen, daß sie weder nach Corbeil noch nach Melun, wo ihre Familie begütert war, mitführe, weil man sie an beiden Orten leicht erkennen werde, sondern sie solle schon vorher, an einem kleinen Orte Namens d'Yuri, eine Stunde vor

Corbeil ans Land gehen. Frau von Retz begriff sehr wohl die Bedeutsamkeit dieser wohlgemeinten Warnung und als man auf der Weiterfahrt den genannten Ort von weitem sahe, kündigte sie dem Schiffer an, daß sie dort aussteigen wolle und deshalb wünsche, daß er daselbst anhielte. Der Schiffer wollte nichts von Anhalten wissen; man wäre, ohne auf die Vorstellungen der unbedeutend erscheinenden Frau zu achten weiter gefahren, wenn es nicht Gott so gefügt hätte, daß gerade bei jenem Orte das Schiff auf den Grund gefahren wäre, so daß zu seiner Erleichterung die ganze Gesellschaft mit dem Gepäck ans Land gesetzt werden mußte. Das Fahrgeld war bereits bezahlt, Minier wartete am Ufer und führte sogleich die ihm von seiner Herrschaft anempfohlene Dame zuerst in das Dorf und dann nach kurzer Berathung mit derselben weiter nach einem kleinen Landhaus seines Herrn, des Präsidenten von Tambonneau. Bis dorthin war ein Weg von fast 6 Stunden, welchen die Dame, so ungewohnt ihr eine solche Anstrengung war, zu Fuße machen mußte. Als die beiden an dem Landhaus angekommen waren, führte Minier seine Schutzbefohlene in die Wohnung des Weingärtners und gieng dann sogleich noch eine Stunde weiter zu dem Landsitz, in welchem damals der Kanzler des Hospitals, ein Befreundeter Tambonneaus, mit seiner Gemahlin sich aufhielt. Nach der wohlbekannten Gesinnung dieses Herrn durfte er mit Recht erwarten, daß er und seine Gemahlin keinen Augenblick anstehen würden der verfolgten Freundin ihres Hauses Aufnahme und Schutz zu gewähren. Aber er fand Alles anders als er es erwartet hatte. Das Haus des Kanzlers war mit einer Abtheilung von Truppen besetzt, welche der König, wie man sagte, zum Schutz der Familie des Kanzlers dorthin beordert hatte.

Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir eines Zuges, der uns den freudigen Muth und das Gottvertrauen jenes edlen Kanzlers kennen lehrt. Als die Nachricht von den blutigen Auftritten der Bartholomäusnacht in Paris nach Estampes kamen, in dessen Nähe sein Landgut (Vignay) lag, rotteten sich sogleich einige Haufen der Aufwiegler zusammen, um das Schloß und seine Bewohner zu überfallen. Da sendete der König Karl IX. eine Schaar von Reitern, um den Auflauf zu hemmen. Als man diese gegen das Schloß anrücken sahe und noch nicht wissen konnte, was eigentlich die Absicht ihrer Sendung sey, indem es nicht unwahrscheinlich erschien, daß sie der Person des Kanzlers sich bemächtigen sollten, rieth man diesem die Hausthüren zuschließen zu lassen. „Keinesweges," so rief derselbe, „soll dies geschehen, sondern vielmehr soll man den großen Thorweg öffnen, damit sie alle bequemer herein können."

Frau von Retz war jetzt gezwungen in der kleinen Hütte des Weingärtners eilf Tage lang, ohne allen weitren menschlichen Schutz und Beistand zu verweilen, denn der treugesinnte Minier hatte wieder nach Paris zurückkehren müssen. Auch diese Zeit gieng nicht ohne mannigfache äußre Beunruhigungen und Sorgen vorüber. Die Schweizergarde der Königin Elisabeth (Isabelle) der Gemahlin Karls IX. war in die Gegend gekommen und spürte allenthalben den Hugenotten nach, wobei von den Soldaten so wie von dem Gesindel das sich zu ihnen gesellt hatte große Gewaltthätigkeiten und Greuel verübt wurden. Nur das Haus, darin die Frau von Retz sich befand, blieb ganz hiervon verschont, weil es als Besitzthum des Präsidenten Tambonneau unter königlichen Schutz gestellt war, und die gute Dame zog von der Anwesenheit der Schweizer noch den besondern Vortheil, daß sie, ohne deshalb Verdacht zu

erregen, sich in der kleinen Wohnung und im Garten zurückgezogen halten durfte. Auch benahm sich der Weingärtner, in dessen Familie sie jetzt verweilte, sehr freundlich und dienstfertig gegen sie. Er hatte keine Ahnung weder von ihrem Stande noch von ihrem, von dem seinigen abweichenden Religionsbekenntniß, sondern hielt sie, wie Minier sie ihm genannt hatte, für eine Dienstmagd der Frau Präsidentin und für eine Katholikin. Desto treugemeinter waren die Klagen, die er öfters gegen sie darüber aussprach, daß man die hugenottischen Edelleute und andre ihrer Glaubensgenossen in seiner Nachbarschaft so ungerecht grausam behandelt, sie ermordet und ihre Häuser beraubt und zerstört habe, da dieselben doch sehr gute Leute und gegen die Armen des Landes die allerfreigebigsten und wohlthätigsten gewesen seyen. Er ließ es gern geschehen, daß sie die Gebete bei Tische so wie am Morgen und Abend in französischer Sprache sprach und schien an all ihrem frommen Thun großes Wohlgefallen zu haben.

Endlich wurde der Verfolgten dennoch bei diesem einförmigen Stillsitzen die Zeit zu lang. Sie miethete einen Esel von dem Weingärtner und nahm diesen selber als Führer und Begleiter mit, um sich nach dem Landsitz ihrer Großmutter, nach Esprunes zu begeben. Zwischen Melun und Corbeil, bei Saint Port setzte sie in einer Fähre über die Seine über, ohne durch die vielen allenthalben herumstreifenden Späher angehalten zu werden. Als sie in Esprunes ankam, bewillkommten sie die Dienerinnen ihrer Großmutter mit so großer Freude und Zärtlichkeit wie eine vom Tod erstandene, und benannten sie dabei ehrfurchtsvoll mit der Titulatur, welche ihrem Stande gebührte. Als der arme Weingärtner dies hörte, war er nicht wenig darüber erschrocken, daß er eine so vornehme Dame fast nur wie

eine seines Standes behandelt habe; er entschuldigte sich sehr darüber, daß er sie nicht in dem großen Gastbette habe schlafen lassen und bot ihr sein ganzes Häuschen, mit allem was dasselbe vermöchte, zu ihrer Verfügung und Sicherung an. Sie beruhigte ihn freundlich über alle seine Bedenklichkeiten und entließ ihn dankbar wieder zu den Seinigen.

Während ihres zweiwöchentlichen Aufenthaltes in Esprunes erhielt sie eines Tages einen Besuch von dem Kapellan des Presbyters von Melun. Er äußerte unter andrem, daß da jetzt die Gerichte Gottes selbst an seinem eignen Hause einen so schweren Anfang genommen hätten, das Volk der Ungerechten und Gottlosen alle Ursache habe vor Furcht zu zittern.

Nach vierzehn Tagen miethete sich Frau von Retz abermals einen Esel und machte sich auf den Weg zu dem Landsitz ihres älteren Bruders, des Herrn de la Borde, der nur 4 Stunden weit von Esprunes entfernt war. Sie fand diesen in großer Unruhe und noch immer in einem heftigen Kampfe seiner innren Ueberzeugung mit der Furcht vor der Gewalt der Menschen und den Todesgefahren. Als jene Verwandten in Paris, welche diesen Zustand herbeigeführt hatten, die Kunde erhielten, daß seine Schwester bei ihm angekommen sey, von welcher sie fürchteten, daß sie ihn von den weitren Schritten, die man ihm zumuthete, abhalten möchte, schrieben sie ihm, daß es seinen sichren Untergang nach sich ziehen werde, wenn er nicht alles aufböte die Schwester entweder auf denselben Weg zubringen, welchen er eingeschlagen habe oder sie von sich entließe. Vergeblich versuchte jedoch Herr de la Borde eine List, um seine Schwester, an deren Schicksalen er den zärtlichsten Antheil nahm, wenigstens dem äußeren Scheine nach, in einer Sache „die ja keine so große Bedeutung habe", zu einer Nachgiebigkeit zu bewegen, welche gegen ihre Ueber-

zeugung war. Er bereute zwar den Versuch, womit er sich selber und der geliebten Schwester nur wehe gethan hatte, doch wollte ihn diese nicht länger durch ihre Anwesenheit in Verlegenheit und Gefahr setzen, sie beschloß, so sehr auch der Bruder ihr von dem gefährlichen Unternehmen abrathen wollte, nach Sedan zu gehen.

Als Frau von Retz Paris verließ, hatte sie nicht mehr als 15 Testons (Kopfstücke von 18 kr. an Werth) in ihrem Beutel; sie führte auch keine andren Kleider bei sich als die gering bürgerlichen, in welche sie sich, um ihren Stand zu verbergen, geworfen hatte. Sie bemühete sich jetzt eine Forderung an Zinsen und Renten, welche sie in der Umgegend zu erheben hatte und die sich auf eine Summe von 1500 Franken belief zu erheben, erhielt aber als Ablösung dafür nur 40 (französische) Thaler. Während ihres Aufenthaltes in la Borde war auch eine ihrer Kammerfrauen und einer der Bedienten zu ihr gekommen, sie miethete einen Wagen, dessen Besitzer von Herrn de la Borde sehr eindringlich zur sorgfältigsten Führung und Behandlung seiner Schwester ermahnt wurde. Der Bruder nahm einen zärtlichen Abschied von ihr und die Segenswünsche, welche er ihr für ihre Reise so wie für ihr ferneres Leben ertheilte, kamen ihm wahrhaft aus dem Herzen und blieben nicht unerfüllt.

Frau von Retz kam am Allerheiligentage, am 1. November zu Sedan an, wo sie eine Menge treuergebener Freunde fand, welche ihr mit allen Anerbietungen ihrer Unterstützung und Hülfe freigebig entgegen kamen. Sedan gewährte damals, unter dem Schutze seines eigenthümlichen Fürstenhauses stehend, vielen um des Glaubens willen Verfolgten und aus dem Königreich Geflüchteten einen sichren Aufenthaltsort. Hier brauchte denn auch Frau von Retz

sich nicht mehr unter der Maske einer fremdartigen Kleidung zu verstecken, sie trat selbst hierin, gleich von der ersten Stunde an wieder in die Rechte ihres Standes und in das offne Bekenntniß ihres Namens wie ihres Glaubens zurück.

Jenen zuletzt erwähnten höchsten Genuß der menschlich-geistigen Freiheit verdankte um diese Zeit Sedan in vorzüglichem Maaße der entschiedenen Festigkeit des Herzogs von Bouillon und seiner Gemahlin, und daß diese hohe Gabe den einheimischen Bewohnern sowohl als den häufig hinter den Mauern der wohlbefestigten Stadt in Sicherheit lebenden französischen Flüchtlingen auch für spätere Zeit erhalten wurde, das war ein Verdienst des nachmaligen Gemahles der Frau von Retz, des vorhin schon erwähnten hochsinnigen Mornay Duplessis. Wir wollen der Geschichte, wie ein selber aus den Gefahren der schwersten Verfolgungen Geretteter, der Retter einer ganzen ansehnlichen Gemeinde seiner Glaubensgenossen aus ähnlichen Gefahren wurde, hier nur noch mit einigen Worten erwähnen.

Duplessis Mornay hatte während seines Aufenthaltes in England, am Hofe der Königin Elisabeth so ehrenvolle Anerkennung gefunden, war zu so vielen wichtigen Aufträgen verwendet worden, daß eine so treue Liebe für das Vaterland dazu gehörte als die seine war, um den glänzenden Aussichten zu entsagen, die das Ausland ihm eröffnete. Er hatte, nach seiner Rückkehr in ehrenwerther Weise an den Kämpfen seiner Glaubensgenossen für die Rettung ihrer alten Rechte Theil genommen, dann unter Ludwig von Nassau, dem Bruder des Prinzen von Oranien die Waffen geführt, war am Niederrhein, unweit Aachen, umzingelt von den feindlichen spanischen Truppen nur durch seine Fertigkeit im Lateinischsprechen der nahen Todesgefahr

entgangen, indem diese Fertigkeit ihm, als einem vermeintlichen Studenten, den Zutritt in das Kloster von Renneberg eröffnete und hatte dann mit seinen älteren Bruder in Sedan sich niedergelassen. Er war mit dem Herzog Heinrich Robert von Bouillon schon früher bekannt, seit dem gemeinsamen Feldzug aber gegen Mastricht näher befreundet worden. Jener treffliche Fürst hatte seit diesem Feldzug angefangen zu kränkeln und man schrieb sein allmähliges Hinwelken, dessen raschem Fortgang keine ärztliche Kunst Einhalt zu thun vermochte, einem ihm bei der Belagerung von Rochelle beigebrachten Gifte zu. Die Mutter des Herzogs, welche eine heftige Gegnerin des religiösen Bekenntnisses ihres Sohnes und ihrer Schwiegertochter war, fand sich während der gefährlichen Krankheit ihres Sohnes in Sedan ein, und es erregte bei vielen Bewohnern der Stadt großes Bedenken, daß diese Dame auf den Gouverneur der Festung von Sedan, einen Herrn von Avelles schon jetzt einen so bedeutenden Einfluß geltend machte, da dieser Mann, so wie sie, ein fanatischer Feind jenes verfolgten christlichen Glaubensbekenntnisses war, das in Sedan eine Freistätte gefunden hatte. Es war voraus zu sehn, daß, sobald der Herzog seine Augen schlösse, seine Mutter, mit Hülfe des Gouverneurs Meisterin der Festung werden und hiermit zugleich die Glaubensfreiheit der Bewohner der Stadt zu Ende gehen werde. Niemand wußte einen Rath; der sterbende Herzog allein konnte durch eine kräftige Aeußerung seines letzten Willens das Uebel verhüten, wer aber mag einen kranken Fürsten die Wahrheit laut ins Ohr sagen: „du wirst in wenig Tagen sterben.“ Mornay Duplessis wagte den Schritt; er drang in den Leibarzt des Herzogs, der ein redlicher frommer Bekenner desselben Glaubens war, daß er ihm sagen solle, welche Hoffnung

für die Wiedergenesung des Fürsten da sey. Dieser sagte: „Als ehrlicher Mann muß ich sagen: keine, der Herzog hat nur noch wenige Tage zu leben.“ „Dann müßt ihr,“ sagte Mornay=Duplessis, „ein großes Uebel als ehrlicher Mann verhüten.“ Der redliche Arzt, er war der Hauswirth und Freund der Frau von Retz, erkannte wohl, was seine Pflicht sey, und obgleich die Gemahlin des Herzogs damals in den Wochen lag, sagte er ihr dennoch, welche nahe Gefahr dem Leben ihres Gemahles und hiermit zugleich, wenn durch ihre Schwiegermutter und Herrn von Avelles die Stadt unter königlichen Einfluß geriethe, den Bewohnern von Sedan und ihrer eignen Familie drohe*). Die Herzogin ward von der Wahrheit dieser Mittheilung tief ergriffen, schrieb an ihren Gemahl ein Billet und, als dieser sie zu sprechen begehrte, ließ sie sich in sein Zimmer tragen. Die Folge dieses vertrauten Gespräches war, daß Herr v. Avelles schon am andern Tage seines Amtes als Commandant der Festung und Gouverneur entsetzt und ein friedlich gesinnter, tapferer Offizier für seine Stelle ernannt wurde. Sedans innre Freiheit war hierdurch gerettet.

Bald nach dieser Begebenheit lernten die beiden, durch Aehnlichkeit der Schicksale wie der Gesinnung sich so nahe verwandten und befreundeten Seelen, deren Rettungsgeschichten wir hier erzählten, sich näher kennen und schlossen mit einander das Bündniß für ein jetziges Leben, welches auch noch für ein jenseitiges seine besten und edelsten Früchte getragen hat.

---

*) Der älteste Prinz des Herzogs, Wilhelm von Bouillon, war, als sein Vater am 2. Dec. 1574 starb, erst 12 Jahr alt.

VII.

Rettungsgeschichten

aus dem

Leben des John Smith,

eines der ersten Begründer der englisch-amerikanischen Staatensysteme.

---

1) Ein seltner Mann.

Die regelmäßige Gestaltung der krystallinischen Stoffe, welche in einer Flüssigkeit aufgelöst sind, wird dadurch in hohem Grade beschleunigt und befördert, daß man in die flüßige Masse einen festen Kern, etwa einen schon ausgebildeten Krystall derselben Form und Art hineinsteckt; um diesen ordnen sich dann in ruhiger, gesetzmäßiger Zusammenfügung die neuentstehenden Krystalle. Die Geschichte der Begründung gesellschaftlicher Vereine der Völker zu einer wohlgeordneten, gesetzmäßigen Verfassung der Staaten zeigt uns nach vielen Seiten hin etwas diesem Aehnliches. Es ist da irgend ein hervorragender, zum vollkommenen Manne gereifter, seiner selber mächtiger Charakter, an den sich die einzelnen Glieder, wie an ein gemeinsames Haupt anfügen, und mit ihm zusammen ein lebendes Ganze bilden, das unter dem Wechsel der Zeiten fortbestehet, wächset und zur Reife gelangt.

Ein solcher fester Kernpunkt, an den sich der erste Be-

stand, zunächst des Staates von Virginien angelegt hat, der aber auch zugleich auf die Begründung der englisch-amerikanischen Niederlassungen in Massachusets von entschiedenem Einfluß gewesen, ist der John Smith, dessen Namen uns die hier vorstehende Ueberschrift des Capitels nannte. Derselbe stammte aus einer sehr achtbaren Familie in Lincolnshire, und war durch sein älterliches Vermögen in eine von außen unabhängige Lage gesetzt. Aber schon in früher Jugend hatte ihn der ritterliche nach dem Ruhme neuer, großer Unternehmungen strebende Geist ergriffen, welcher, während der Regierung der Königin Elisabeth unter den Engländern ein herrschender war. Er nahm Kriegsdienste und bekleidete mehrere militärische Stellen, bei denen der Sold an Geld überall sehr gering, desto größer aber der Gewinn an allgemeiner Achtung und Erfahrungen des Lebens war, welche erst dadurch ihren rechten Werth erhielten, daß sie seinen Eifer für das Gute nicht geschwächt, sondern nur gestärkt, seinen sittlichen Charakter unbefleckt gelassen hatten. Eine ernste, religiöse Gesinnung waltete über alle die reichen Anlagen und Kräfte dieses seltnen Mannes, sie war es, die in den verschiedensten Lagen des Lebens sein freudiges Vertrauen aufrecht erhielt und stärkte, seinem Geiste den Scharfblick und die Sicherheit des Erkennens, seinem ganzen Wesen und Benehmen Würde und feste Haltung gab*). Aus diesem wesentlichsten Zuge seines Charakters, aus der ungetrübten Heiterkeit eines gottgläubigen Gemüthes sind jene Thaten hervorgegangen, durch welche sich John Smith vor allen Andren,

*) M. s. die Schilderung von John Smith in James Graham's History of the United States of North-America Vol. I p. 41 u. f.

in der Geschichte des Entstehens der nordamerikanischen Staatenvereine einen bleibenden Ruhm erworben hat.

Jene ersten Ausläufe, welche Englands Schiffer nach den nordwestlichen Küsten von Amerika, seit Cabots Unternehmen 1497 bis auf Frobisher 1578 gemacht hatten, sind mehr für die Geschichte geographischer Entdeckungen, selbst Franz Drakes kühne Meeresfahrten mehr für die Entwicklungsgeschichte der englischen Seemacht von Bedeutung und Interesse gewesen, als für die der Begründung einer bleibenden Besitznahme jener Küstenländer durch europäisch-christliche Gesittung und Völkermacht. Die schwachen Grundsteine, welche Sir Walther Raleigh und seine Mitgenossen am Unternehmen, in den Jahren 1584 und 1585 zu einer englischen Ansiedlung in Virginien gelegt hatten, waren gar bald durch den feindseligen Widerstand der eingebornen Indianerstämme wieder hinweggerissen und zerstört worden; von der Colonie am Roanak fanden die Schiffer, die ihr neue Zufuhr bringen wollten, nur zertrümmerte Gemäuer und einzelne Menschengebeine und auch die neue Niederlassung vom J. 1587 war nach wenig Jahren spurlos wieder verschwunden. Englands Flagge hatte sich in unangefochtnem Besitz eines reichen, fernen Landstriches gesetzt, ohne irgend eine Frucht dieses Besitzes zu genießen; bei Jacobs I. Thronbesteigung (1603) lebte in Amerika kein einziger englischer Colonist mehr.

Da wurde die Aufmerksamkeit der britischen Seefahrer und Geschäftsleute von neuem auf das von allen früheren Reisenden so hoch gepriesene Virginien gelenkt. Schon im letzten Jahre vor dem Tode der Königin Elisabeth hatte ein erfahrener Seemann: Bartholomäus Gosnold, den Versuch gewagt, nicht wie bisher auf dem ungeheuren Umweg an den canarischen Inseln vorbei und gegen den

Golf von Florida hin, sondern in gerader Linie westwärts über das atlantische Meer nach dem nördlichen Amerika hinüber zu steuern. Er kam mit seinem unansehnlichen Fahrzeug, das nur mit 30 Mann besetzt war, schnell und glücklich über das Meer und landete in Massachusets, an den Küsten von Neuengland, die vor ihm noch kein Engländer außer Drake besucht hatte. Er machte hier ein überaus vortheilhaftes Handelsgeschäft mit den Indianern, belud sein Schiff mit kostbarem Pelzwerk, legte seine ganze Hin- und Herreise, mit Einschluß des Aufenthaltes an der amerikanischen Küste in weniger als vier Monaten zurück, eine Zeit, welche sonst, auf dem um tausend Seemeilen weiteren Wege, öfters kaum für die Hinreise hinreichend gewesen war. Gosnold beschrieb die Küstengegenden, die er gesehen, im hohen Grade reizend, das Klima derselben gesund und angenehm, für den Seeverkehr durch eine Menge der besten Häfen trefflich geeignet. Er hatte in den dortigen Wäldern mehrere Arten der Früchte in Menge gesehen, die in Europa hoch geachtet waren; die Saamenkörner einiger europäischen Getreidearten, welche er dem überaus fruchtbaren Boden anvertraute, waren in kürzester Zeit kräftig aufgekeimt. Zudem war der kürzere Seeweg, den er aufgefunden hatte, abgesehen von den Vortheilen, die derselbe durch Ersparung an Zeit und Proviantirung brachte, ungleich weniger den Unannehmlichkeiten ausgesetzt, welche auf dem südlicheren, längeren Curse das Begegnen feindlicher, namentlich spanischer Schiffe, öfters mit sich geführt hatte.

Die Aufforderung zu dem neuen Versuch eine Niederlassung in Amerika zu begründen, welche Gosnold seinen Landsleuten machte, fand bei vielen von ihnen den erwünschten Eingang, doch wollte man, ehe man die ersten

Schritte wagte, genauere Forschungen vorausgehen lassen, damit nicht abermals, wie bei Raleighs mißlungenen Unternehmungen das Leben vieler Menschen und die Opfer großer Summen vergeblich aufs Spiel gesetzt werden möchten. Richard Hakluyt, Präbendarius von Westminster, ein Mann dessen Rath und Urtheil bei den englischen Seefahrern der damaligen Zeit, mit Recht von außerordentlichem Gewicht war, bewog (1603) den reichen Handelsstand von Bristol zur Ausrüstung und Absendung zweier Schiffe, nach den von Gosnold besuchten Küstengegenden. Diese kehrten zurück und bestätigten alles was ihr Vorgänger von seinen Entdeckungen ausgesagt hatte, und noch einladender zur Begründung einer Colonie in jenen Gegenden lauteten die ausführlicheren, bis ins Kleinste gehenden Berichte, welche die Mannschaft der Schiffe bei ihrer Rückkehr gab, die der Graf von Southampton und Lord Arundel in einem der darauf folgenden Jahre (1605) zu demselben Zweck der Erforschung ausgesendet hatten. Durch ein königliches Patent wurden hierauf alle Vortheile der Colonisation und des Handelsverkehrs, mit Vorbehalt der gewöhnlichen Rechte der Krone, zwei verschiednen englischen Handelsgesellschaften zugesichert, nämlich für den nördlichen Theil der zwischen dem 34° und 45° N. Br. gelegnen Küstenländer, der Compagnie von Plymouth und Bristol, für den südlicheren Theil der von London.

Die Expedition der Londoner Gesellschaft kam am ersten zu Stande. Aber obgleich die Actionäre, welche den Verein bildeten, zum Theil Männer von sehr ansehnlichem Einfluß und Vermögen waren, fielen dennoch die Beiträge, zu denen sich dieselben verstanden hatten, so gering aus, und die Mittel zur Ausrüstung der Expedition waren so schwach, daß man die künftige Colonie und ihr Glück drei unan-

sehnlichen Fahrzeugen anvertrauen mußte, davon das größeste kaum hundert Tonnen Tragkraft hatte. Capitän Newport leitete die Fahrt; nur 105 Colonisten sammt dem nöthigsten Bedarf an Geräthen, Waffen und Proviant führte er in seinen Schiffen, unter diesen Auswandrern mehrere Männer von hohem Stand, namentlich den Bruder des Grafen von Northumberland, Georg Percy, vor allem aber mehrere von hoher Einsicht und Geisteskraft, namentlich den großen Seefahrer Bartholomäus Gosnold und den noch größeren, für alle Heldenthaten zu Wasser wie zu Lande geeignetsten John Smith. Dieses waren die ersten lebendigen Saamenkörner, welche von Englands Boden herübergeführt wurden auf den fruchtbaren Grund der neuen Welt und welche hier Wurzel fassend zu dem riesenhaften Baume der nordamerikanischen Staatensysteme erwuchsen, in dessen Schatten jetzt Völker des Westens in Frieden und Wohlstand ruhen.

Man weiß nicht, aus welchen Gründen Capitän Newport, nicht den geraderen Weg nach Westen, sondern den Umweg der früheren Seefahrer einschlug; er verlängerte hierdurch die Zeit der Reise auf vier Monate, doch ward zuletzt der Ausgang der Fahrt vom Glück begünstigt, denn ein Sturm trieb die Schiffe gegen den Plan und Willen des Capitäns und seiner Mitreisenden in die Bay von Chesabeak. Es war die Absicht der Unternehmer gewesen die Colonie abermals da, wo schon zwei Versuche der Art verunglückt waren, an Roanak anzulegen, man hatte vergessen was schon Sir Walther Raleigh über die Vorzüge der Bay von Chesabeak gesagt hatte, jetzt lehrte es der unmittelbare Augenschein, welche ungemeinen Vortheile diese Küstengegend, mit ihrem umfangsreichen Hafen und mit den nachbarlich sich vereinenden Mündungen der Flüsse für die Anlage einer

Colonie und ihren Verkehr mit dem Binnenlande so wie den jenseits des Meeres gelegnen Ländern gewähren müsse. Newport war zuerst an einem Vorgebirge, in Südwesten des Einganges zur Bay vor Anker gegangen, welchem er zu Ehren des damaligen Prinzen von Wales den Namen Cap Henry gab, den dasselbe noch jetzt auf unsern Karten führt. Als er hierauf weiter über das südliche Ende der Bucht gegen Westen hin kreuzte, kam er an die Mündung eines Flusses, in welchem er gegen 40 Meilen weit hinanfuhr, und welchem er statt des Namens, damit die Eingebornen ihn nannten (Powhatan), den Namen seines Königes James gab. Hier begründeten die Colonisten die erste englische Pflanzstadt in Amerika, das anjetzt zur fast namenlosen Unbedeutenheit herabgesunkene Jamestown.

Noch ehe jedoch der Entschluß, hier eine Niederlassung zu begründen, zur That werden konnte, drohete dem Unternehmen eine Gefahr seiner Auflösung, die aus seinem eignen Innern kam, und deshalb viel größer war, als alle Macht der Feinde von außen seyn konnte. König Jacob I. liebte bei seinen Regierungsgeschäften eine seltsame Geheimthuerei, die er für Staatsklugheit hielt. Von ihm war die Ernennung der Mitglieder eines berathenden Ausschusses abhängig, der bei der neuen Colonie die Stelle einer obersten, alles anordnenden Regierungsbehörde vertreten sollte. Das Cabinet hatte dem Capitän ein versiegeltes Paquet mitgegeben, welches nach ausdrücklichem königlichen Befehl erst 24 Stunden nach der Ankunft an dem Orte der Niederlassung geöffnet werden sollte, darin werde man die Namen der Mitglieder, welche den berathenden Ausschuß bilden sollten, verzeichnet finden und zugleich die Berechtigung dieser Mitglieder, sich aus den Ihrigen einen Präsidenten zu erwählen. Die Gefährten der langen See-

reise hätten allerdings während derselben Gelegenheit genug gehabt sich kennen und nach Werth oder Unwerth schätzen zu lernen. Leider aber hatte sich in der Mehrzahl derselben, bei dem Gefühl des eigenen Unwerthes, gegen den ihnen allen geistig hoch überlegnen charakterfesten, einsichtsvollen John Smith jener gehässige Neid entzündet, welcher, wie wir es schon mehrmalen aussprachen, allen Meutereien und Empörungen des Niedren gegen ein Höheres zu Grunde liegt. Als das königliche Patent geöffnet wurde, und man Smiths Namen unter den bezeichneten Räthen fand, erhoben die einflußreichsten Schreier der Gesellschaft einen lauten Widerspruch dagegen, und brachten gegen den Mann, der bald nachher ihr Retter und höchster Wohlthäter seyn sollte, Beschuldigungen vor, durch welche sie ihn verrätherischer Absichten verdächtig machen wollten. Smith blieb vor der Hand von der ihm in London zugedachten Stellung ausgeschlossen.

Ein Mann von großen äußren Ansprüchen, dabei aber von kleinlicher Gesinnung wurde von den mit ihm der Mehrzahl nach gleichgesinnten Mitgliedern des Rathes zum Präsidenten gewählt. Er mochte sich jenen andren Colonisten gegenüber, die nicht mit im Rathsverein waren, in seiner Stellung nicht recht sicher fühlen, deshalb verbot er das Tragen und den Gebrauch der Waffen, hinderte das Anlegen von Befestigungswerken. Die Folgen hiervon wurden sehr bald fühlbar, als die Eingebornen der Nachbarschaft, die sich durch ein Mißverständniß für beleidigt hielten, unversehens einen jener plötzlichen Ueberfälle auf die unbewaffneten, sorglosen Colonisten machten, durch welche die Wilden so oft den europäischen Ankömmlingen furchtbar geworden sind. Die Flucht in die nahen Schiffe verhütete damals allein den gänzlichen Untergang der noch nicht einmal zur Anlage gekommenen Colonie.

Capitän Newport hatte bei seinem Abgang aus England den gemessenen Befehl empfangen, bald möglichst mit den Schiffen wieder heimzukehren. Als seine Abreise sich nahete, versuchten es die Feinde und Ankläger des ihnen allen überlegnen John Smith seiner los zu werden, indem sie ihm scheinbar gutmeinend riethen, er solle doch lieber mit Newport nach England gehen, statt sich hier in Virginien längeren Anfeindungen auszusetzen. Zum Glück für die Colonie wies Smith diesen hinterlistigen Rath mit Verachtung zurück; er verlangte, daß ihm sein Recht geschähe, daß man die gegen ihn erhobenen Anklagen genau untersuchen möge und als man dies that, da drang die Wahrheit in so einleuchtender Weise durch das Lügengewebe hindurch, daß man genöthigt war ihm eine Ehrenerklärung zu thun und ihn in den berathenden Ausschuß aufzunehmen.

Die kleine Flotte war ungleich besser mit Proviant versehen gewesen als die Magazine der Colonie und so lange dieselbe da vor Anker lag, hatten die Colonisten mit den Seeleuten gegessen und getrunken. Als aber Newport abgesegelt war, da fanden sie sich auf eine sehr schmale und der Gesundheit nur wenig zuträgliche Kost beschränkt und als zu dieser unpassenden Diät der ungünstige Einfluß des feuchtheißen Klimas, in einem damals noch meist mit Wald und Sümpfen bedeckten Lande kam, da brachen alsbald unter der sich selbst überlassnen Schaar bösartige Fieber und Ruhr aus. Noch vor Anfang des Septembers war die Hälfte der Auswandrer hinweggerafft; unter den Opfern, die der Krankheit fielen, war das beklagenswertheste jener Bartholomäus Gosnold, der zu dem Unternehmen der Ansiedlung die erste Veranlassung gegeben hatte. Zu diesem äußren Ungemach kam noch ein innres. Der Präsident

des Rathsausschusses wurde der Veruntreuung der gemeinsamen Vorräthe beschuldigt und zuletzt der verrätherischen Absicht überwiesen sich eines Fahrzeuges zu bemächtigen, um sich auf ihm, in Gesellschaft Weniger aus der Stätte der Gefahren davon zu machen. So war die Ruhe der Colonie von außen durch die beständigen Ueberfälle der Wilden, von innen durch gegenseitiges Mißtrauen gestört; das Leben der Mitglieder durch Hunger und Krankheit. Als aber die Noth am höchsten gestiegen und jede Menschenhülfe aus war, da half, wie der fromme Smith sich ausdrückt, Gott, der die Herzen der Menschen lenkt, in unerwarteter Weise: das Benehmen der Wilden wurde plötzlich ganz umgewandelt, sie unterließen nicht nur alle Feindseligkeiten, sondern sie brachten, aus eignem Antriebe den bedauernswürdigen Fremdlingen einen Ueberfluß an Nahrungsmitteln.

Der Muth der Colonisten lebte hierdurch von neuem auf, sie faßten nicht nur für die Erhaltung des eignen Lebens, sondern für den Fortbestand des gemeinsamen Unternehmens frische Hoffnung. Wenn aber diese Hoffnung in Erfüllung gehen sollte, dann mußte vor Allem ein Mann die Leitung der so jammervoll zerrütteten Angelegenheiten übernehmen, welcher dieser Aufgabe gewachsen war. Und wer konnte dieses besser seyn als der bewundernswerthe Capitän Smith, der durch seine gute körperliche Constitution und die gleichmäßige Ruhe seines Gemüthes sich mitten unter den vielen Erkrankten, die ihn umgaben, allein gesund, so wie bei freudigem Muth und ungeschwächter Geisteskraft erhalten hatte. Ihn baten Alle, daß er mit Rath und That des gemeinsamen Wohles sich annehmen möge und er that was man begehrte. Seine erste Sorge war es den noch lebenden Mitgliedern eine gesunde und sichre Wohnung zu

verschaffen. Er befestigte deshalb Jamestown in einer Weise, welche zur Abwehr gegen die Ueberfälle der Indianer hinreichend war und erbauete Wohnhäuser für die Colonisten, darin dieselben gegen Hitze und Nässe den nöthigen Schutz fanden. Bei diesen Arbeiten war er nicht nur Anordner und Zuschauer, sondern er selber legte mit Hand an; war bei dem schwersten Geschäft überall voran. Als die Indianer im Zutragen der Lebensmittel etwas nachlässiger wurden und oft ganz damit aussetzten, machte sich Smith mit einer kleinen Abtheilung seiner Schaar selber zu ihnen auf den Weg, drang ins Innre des Landes ein, gewann die friedlicher gesinnten Stämme der Eingebornen durch freundliches Benehmen und Freigebigkeit, setzte sich bei den kriegerisch gesinnten in Achtung und auf diese Weise gelang es ihm seine Colonie beständig mit hinreichenden Vorräthen an Lebensmitteln zu versorgen. Aber in eben dieser Zeit bald nach dem Antritt seiner Präsidentenwürde (im Jahr 1607) trug sich die eine der merkwürdigen Rettungen des trefflichen Mannes, aus drohender Lebensgefahr zu, welche wir hier erzählen wollen.

2) Rettung durch einen Compaß.

Auf einem der eben erwähnten Züge, die er in das Innre des Landes that, gerieth Smith in ein Gefecht mit den Wilden und nach tapfrer, fast siegreicher Gegenwehr in ihre Gewalt. Sie schickten sich an ihn zu tödten, er begehrte mit dem Oberhaupte zu sprechen, stand im Kreise, bat nicht um sein Leben, sondern zeigte den Compaß den er mit sich trug und erklärte in fließender Rede (denn er war der Sprache dieses Volkes schon im hohen Grade mächtig geworden) den Gebrauch und was damit entdeckt

worden sey. Staunend hatten ihm die Wilden zugehört und eine Zeit lang waren sie unschlüssig über ihn, doch siegte zuletzt die Rachgier ob; an einem Baume festgebunden sahe er schon die Pfeile, die auf ihn gerichtet waren, als das Oberhaupt vortrapt, und, den Compaß in die Höhe haltend, befahl, von ihm abzulassen. Er ward in eine Wohnung geführt und gut gehalten und gepflegt, erlangte aber die Freiheit nicht, weil er die Forderung der Wilden, daß er die englische Pflanzstadt ihnen übergäbe, standhaft ablehnte. Nun zogen sie mit ihm zu Powhatan, dem Könige des Landes. Der nahm ihn mit großer Feierlichkeit an, ließ ihm ein reichliches Mahl vorsetzen, und gebot dann, es sollte ihm der Kopf auf einen Stein gelegt, mit Keulen zerschmettert werden. Umsonst hatte für ihn des Königs wunderschöne Tochter, Pocahontas gebeten. Nun stand sie auf, umschlang den Fremden fest mit ihren Armen und rief, sein Tod werde auch der ihrige seyn*). Dieser Anblick rührte den König; er gab den Gefangenen alsbald frei und ließ ihn zu der Pflanzstadt zurückgeleiten.

Ehe wir weiter berichten was Smith hier erfahren und gethan, erwähnen wir sogleich das, was man von den späteren Schicksalen seiner schönen Retterin weiß.

---

*) Aus der Geschichte der Christenverfolgungen der ersten Jahrhunderte kennt man viele Beispiele, an denen die überwältigende Kraft des Eindruckes erkannt wird, den der Anblick eines freudig und gläubig dem Tode entgegengehenden Christen auf die Heiden macht. Pocahontas mochte schon manchen Kriegsgefangenen mit trotziger Verachtung der Schmerzen und mit höhnendem Haß gegen die Feinde auf seinen Lippen und in seinen Mienen haben sterben sehen, das aber, was die Mienen des christgläubigen John Smith aussprachen, als man ihn zum Tode führte, war ihr noch nie vor Augen gekommen.

Die Prinzessin Pocahontas hatte in der Person des großen Begründers der ersten englisch-amerikanischen Colonie nicht blos diesem, sondern der ohne ihn einer nahen Auflösung entgegengehenden neuen Ansiedelung das Leben gerettet und sie sollte noch einmal ein wohlthätiges Werkzeug für das Fortbestehen der Colonie werden. Es scheint, daß diese junge Indianerin an Vorzügen des Geistes und Gemüthes eben so begabt gewesen sey, als an Reizen der körperlichen Schönheit. John Smith, der erste Europäer und Christ den sie sahe, erweckte in ihr die Ahnung von einem ihr bis dahin unbekannt gebliebenen Aufschwung der menschlichen Natur zu einer Höhe des Erkennens und Wissens und einer geistigen Herrschermacht, dahin sie, von dem Augenblick an, wo sie die Retterin des seltnen Mannes wurde, einen beständigen Zug in ihrem Innern fühlte. Sie hatte seit jener Zeit bei verschiedenen Gelegenheiten sich als eine Freundin der Engländer, als eine Vertreterin ihrer Angelegenheiten bei ihrem vielvermögenden Vater, dem König Powhatan gezeigt. Als aber John Smith, durch den Undank der Seinen vertrieben, nach England zurück gekehrt war und die rohen Massen der Colonisten, selbst durch einige der gutgesinnten Oberhäupter nicht mehr gehalten, durch Treulosigkeit und schnöde Gewinnsucht des Vertrauens der ihnen befreundeten Indianer sich selbst beraubt hatten, da wurde das Fortbestehen der Colonie öfters dadurch gefährdet, daß die Eingebornen des Landes keine Lebensmittel mehr zum Kauf und Vertausch brachten. Während einer solchen Zeit der Noth, im Jahre 1612, hatte der damals in Virginien anwesende Capitän Argas den Auftrag erhalten, an den Ufern des Potamak Lebensmittel aufzutreiben. Dort erfuhr er, daß die Prinzessin Pocahontas, nicht fern von dem Orte, da sein Schiff vor Anker

lag, einen Landsitz bezogen habe und weil er hoffte, daß, wenn er ihrer Person sich bemächtigt habe, ihr königlicher Vater Powhatan sich geneigter werde finden lassen, den Colonisten, durch reichlichere Zuführung von Lebensmitteln aus ihrer Noth zu helfen, lockte er die Jungfrau, welche zu der Gesinnung der Christen ein kindliches Vertrauen hatte, durch eine hinterlistig freundliche Einladung an den Bord seines Schiffes, ließ dann alsbald die Segel aufspannen und entführte sie nach Jamestown. Hier wurde sie mit allem Anstand, dennoch aber als eine Gefangene behandelt; der Zweck jedoch, den Argas bei dieser unwürdigen That vor Augen gehabt hatte, wurde keinesweges erreicht, denn der Vater der Prinzessin, empört durch die Verrätherei der Fremden, erklärte, daß er weder das was diese begehrten für die Freilassung seiner Tochter bewilligen, noch auch überhaupt von nun an einen Verkehr mit solchen Leuten unterhalten wolle, dennoch aber, wenn die Menschenräuber ihr Unrecht gut machen und sein Kind ihm zurückbringen möchten, sey er bereit ihnen ihre That zu vergeben und alle ihre Wünsche zu erfüllen. Die Mehrzahl der Mitglieder der damaligen Colonie beurtheilten den edlen Indianer-König nach dem Maßstabe ihres eigenen, engherzigen Wesens. Sie hätten schwerlich ein solches gegebenes Versprechen, gegen Menschen, von denen sie so tief gekränkt worden, erfüllt, darum trauten sie auch dem alten Powhatan eine solche Großmuth nicht zu und die Königstochter wurde als Gefangene in Jamestown zurückbehalten.

Es war dies nicht ohne bedeutende Folgen für die ferneren Lebensschicksale der edlen Indianer-Jungfrau und der englischen Niederlassung, welche zu Ehren einer andren königlichen Jungfrau den Namen Virginia bekommen. Ein junger Mann von hohem Range und liebenswürdigen Ei-

genschaften, hochgeachtet bei allen seinen Landsleuten, Namens Rolf, gewann die schöne, geistvolle Pocahontas lieb wie sein eignes Leben, er bot ihr seine Hand zum ehelichen Bündniß an, fand geneigtes Gehör für seine Bitte, und der damalige wohlgesinnte Gouverneur Sir Thomas Dale, nahm einen so warmen Antheil an einer solchen, für die Einbürgerung der Engländer auf dem fremden Boden viel versprechende Verbindung, daß er förmlich, durch eine Gesandtschaft, bei König Powhatan um seine Einwilligung zu dieser Verbindung seiner Tochter nachsuchen ließ. Der König gewährte diese, und sendete mehrere seiner nächsten Verwandten, damit sie als Zeugen der Feierlichkeit der Vermählung beiwohnen sollten, die in einer sehr glänzenden Weise begangen wurde. Diese Ehe der edlen Pocahontas mit Rolf dem Engländer, wie der Name sagt, aus uralt normannischen Stamme, ist für den Wohlstand der virginischen Colonie von unberechenbaren Folgen gewesen, deren erste die Unterwerfung des mächtigen Stammes der Chichominies-Indianer unter englische Botmäßigkeit war, und die Verschmelzung desselben mit den Interessen der Colonie. Aus den Nachkommen der schönen Pocahontas und des wackeren Rolf sind noch jetzt Familien in Virginien vorhanden, welche durch äußren Wohlstand und innre Tüchtigkeit, dieser Abstammung Ehre machen. Pocahontas war schon vor ihrer Vermählung durch die Taufe in den Bund der Christen für Zeit und Ewigkeit eingegangen. Sie blieb diesem Bunde in ihrem ganzen Wandel, bis zum Tode treu. Bei einem Besuche, den sie mit ihrem Gemahl in England machte, erregte ihr würdevolles Benehmen und ihr anmuthiges Wesen eine hohe Theilnahme.

3) Smith fernere Schicksale bis zu seiner zweiten Rettung aus Todesgefahren.

Nur im Vorübergehen können wir hier einen Blick auf die Entwicklungsgeschichte der ersten englisch-amerikanischen Colonie selber richten; mitten in dieser Geschichte fassen wir doch zunächst nur die Schicksale des Mannes ins Auge, dessen Wirken für die Gestaltung des Staates von Virginien den ersten festen Anhaltspunkt gab.

Nach einer siebenwöchentlichen Abwesenheit kam Smith wieder zurück nach Jamestown, gerade noch im rechten Augenblick, um die völlige Auflösung der Colonie zu verhindern. Die Zahl seiner Gefährten war auf 38 herabgesunken, und dieser kleine Rest der Einwandrer in ein Land, wo ihnen ein ähnliches Schicksal bevorzustehen schien als den elend umgekommenen Colonisten in Roanak, war so entmuthigt, daß er im Begriff stand, auf jede Gefahr hin sich aus diesem Lande der Gefahren zu flüchten. Nur mit großer Mühe gelang es dem von Allen hochgeachteten Mann dieses feige Vorhaben zu verhindern, und zu gleicher Zeit kam Hülfe von der edlen Königstochter Pocahantas, deren Freundschaftsbund, im Angesicht des Todes geschlossen, für Smith und seine Leute von nun an sich fest und treu bewährte. Diese sendete der Colonie Lebensmittel, welche dem damaligen Mangel abhalfen, man bezeugte sich ihr und dem königlichen Vater nach Kräften dankbar und ein freundschaftlicher Verkehr zwischen den Eingebornen und ihren damals nur bemitleidenswerthen, durchaus noch nicht furchtbaren Gästen wurde eingeleitet, welcher zunächst auf jene hohe Achtung gegründet war, in die sich Smith durch seine heldenkräftige, geistig vorragende Persönlichkeit bei den Indianern gesetzt hatte. Er, der Besiegte war zu einem

Sieger dieser guten Leute geworden, denn sie betrachteten ja vergötterten ihn wie ein Wesen höherer Art, für welches sie zu jedem Opfer bereit gewesen wären; er dagegen in seiner demüthig christlichen Gesinnung suchte aus allen Kräften es ihnen einleuchtend zu machen, daß er nur ein Mensch sey, wie sie, welchem jedoch der Glaube an den wahren Gott und das Gebet zu diesem die Kräfte gebe, welche sie an ihm bewunderten. Nur Smith war es übrigens, welcher den Wilden dieses Gefühl von Achtung einflößte; seine Gefährten erregten gar bald durch ihr unwürdiges Benehmen eine ganz entgegengesetzte Meinung von der Würde und Vollkommenheit der Fremden, so daß die Wilden den Gott, von welchem man ihnen sprach, als des Smith besondren Gott betrachteten, dessen Macht der Stärke ihrer Götter ohngefähr eben so hoch überlegen sey, als die Leistungen der Feuergewehre, deren die Fremden sich bedienten, den Leistungen der Wurfspieße und Bögen.

Während die Niederlassung in Virginien unter der weisen, kräftigen Leitung des John Smith sich in einer täglich erfreulicheren Weise ordnete und begründete, erhielt sie einen Zuwachs, welcher freilich zunächst nur ihren äußren Umfang vermehrte, während er für das innre Leben derselben mehr Nachtheil denn Gewinn brachte. Es kamen im Jahr 1608 zwei Schiffe aus England an, welche 120 neue Colonisten, einen großen Vorrath von Lebensmitteln, Sämereien von Getreide und Acker= wie Hausgeräthe mit sich brachten. Aber wer waren diese neuen Colonisten? Nicht etwa tüchtige, an Arbeit gewohnte Handwerker und Landbauer, denn Leute dieses Standes, der damals in England noch keineswegs in Ueberzahl vorhanden war, befanden sich in ihrem Vaterlande so wohl, daß sie sich nicht zum Auswandern in ein fernes unbekanntes Land entschließen

konnten; deshalb waren nur wenig Leute dieser Klasse, und nicht die besten und genügsamsten aus derselben unter den neuen Ankömmlingen, während der größeste Theil von ihnen der Arbeit ungewohnte Gentlemen waren, an die sich mancherlei Speculanten, sogar Juwelire und Goldausschmelzer angeschlossen hatten.

Wenn in einer Heilquelle, deren schwacher, dabei aber gehaltreicher Zudrang für sich allein voll guter Kräfte war, von außenher, etwa durch einen starken Regenguß, wildes Gewässer in überwiegender Menge sich hineinmischt, dann verliert die Quelle ihre früheren Kräfte, und wird einem gemeinen, dabei trüben Brunnenwasser gleich. So verlor auch alsbald durch das Hinzukommen der Gentlemen und Speculanten der Geist, der durch John Smith's wohlthäthätigen Einfluß in der kleinen Colonie erwacht schien, seine Kraft und Güte. Diesen Leuten, welche doch jenem einen Manne die Erhaltung ihres Lebens zu danken hatten, mochte schon öfters die Zucht und Ordnung lästig gefallen seyn, welche er mit Kraft und Ernst, namentlich in dem Benehmen seiner Leute gegen die Indianer, aufrecht zu halten wußte; ihr kleinliches Wesen konnte nicht ohne Neid es ertragen, daß Smith allein von den Eingebornen so hoch verehrt und geliebt, und von solch allvermögendem Einfluß auf dieselben war, sie aber so wenig geachtet, von so geringem Einfluß. Noch weniger aber mochten sich die neu hinzugekommenen Gentlemen in die strenge, gute Ordnung fügen; sie ließen sich nicht abhalten in allerhand Weise mit den Indianern einen Verkehr anzuknüpfen, wobei diese überall sich beeinträchtigt und in ihrem sittlich menschlichen Gefühl verletzt fanden.

Seitdem der Baum, dessen Frucht die Schlange dem Weibe reichte und durch ihn ein Gift des Todes in unser

Geschlecht brachte, dem Menschen unzugänglich geworden, ist an die Stelle des verführerischen Apfels eine andere Lockspeise getreten, welche in gleich schädlicher Weise auf Evas Nachkommen gewirkt hat: das ist der Reiz des Goldes. Es ist eine dämonische Gewalt, die in dem Zuge nach jenem Metalle liegt, an dessen Besitz die Phantasie und die hierin sich selbst überbietende Lüsternheit der Menschenseele Bilder und Gedanken des durch jenen Besitz möglichen künstlichen Genusses und einer Macht nach außen anknüpft, welche von fast unwiderstehlicher Art sind. Die Geschichte der Entdeckung und Besitznahme der goldreichen Länder des südlichen Amerikas, durch die Spanier und Portugiesen und tausend andre, mit Blut in das Buch der Völkergeschichte eingeschriebene Züge derselben Art, bezeugen es, was aus dem Menschen werde, wenn er der Macht jenes dämonischen Reizes sich hingiebt. Auch die neuentstandene Niederlassung in Virginien sollte davon einen Beweis geben. Das müssige Gesindel der Speculanten hatte in einem der nachbarlichen Küstenflüsse etwas entdeckt, das gelb aussahe und glänzte; die angeblichen Metallkenner unter ihnen, eben so unwissend als die andern alle, gaben den werthlosen Fund für Gold aus und von diesem Augenblick an dachten fast alle, außer Smith, dessen verständige Warnungen nur bei einigen Wenigen Eingang fanden, nur ans Reichwerden, Niemand wollte den Acker bauen oder arbeiten, die Gentlemen wie die gemeinen Leute wetteiferten mit einander in der Gierde, womit sie den gelben Staub zusammenrafften und aufhäuften*). Als die beiden Schiffe

*) Man erinnert sich hierbei einer Anecdote aus den Zeiten der französischen Revolution. Das souveräne Volk hatte einen Mann seines Gleichen als Präfecten nach dem See-

nach England zurücksegelten, hatte man das eine von ihnen ganz mit solchem Flittersand belastet, und das andre nahm eine Ladung amerikanisches Cedernholz (**Juniperus virginiana**) mit sich fort, sowie etliche der unnützesten Gentlemens, die in der Absicht Admiräle, Friedensrichter, Registratoren und sonst allerhand Besondres zu werden, herübergekommen waren.

Smith war von tiefem Schmerz ergriffen, sein Einfluß auf die Colonisten, war durch die leidenschaftliche Aufregung, welche diese beherrschte, gelähmt, er fühlte sich für diesen Augenblick in Jamestown überflüssig und nutzlos. Da beschloß er, von der Wichtigkeit des Unternehmens, dessen Leitung ihm anvertraut war, überzeugt, der Besitznahme von Virginien und des angränzenden Landstriches durch seine Nation auf andre Weise vorzuarbeiten. Vor allem, so schien es ihm, müsse dem künftigen Anbau des Bodens und der zweckmäßigen Benützung seiner Naturgaben eine genaue Kenntniß desselben, sowie seiner Buchten und Häfen vorausgehen. Deshalb unternahm er, in Gesellschaft seines Freundes Russel und einiger wenigen ihm treu ergebener Männer der Colonie eine Untersuchungsreise, auf welcher er die Küstengegenden der Chesapeak-Bay und jene ganze Strecke des Landes, welche nach späterer Abgränzung die

---

alpen-Departement gesendet. Dieser sahe dort Katzensilber (Glimmer) in Menge herumliegen, sendete seinen vermeintlich kostbaren Fund nach Paris mit einem Bericht, darin er die frühere königliche Regierung darüber anklagte, daß sie die Schätze des Landes so mit Füßen habe treten lassen, ohne sie zu benutzen. Was die Herrn der Akademie für Augen machten als sie die Schachtel mit dem Schatze öffneten, läßt sich leicht denken. Das souveräne Volk bedarf aber keiner Wissenschaft.

Provinzen von Virginien und Maryland umfaßte, so geographisch genau aufnahm, daß seine damals entworfene Landkarte für alle später entworfene Karten dieses Himmelstriches zu einer Grundlage dienen konnte, deren treue Umrisse nur dadurch eine Erweiterung erhielten, daß die nachmaligen Fortschritte der Colonisation darin verzeichnet wurden. Aber er kam in diese noch ganz unbekannten Gegenden nicht nur um sie und alle Gaben ihrer Natur zu sehen, sondern auch um von denselben schon jetzt, im Namen seiner Nation Besitz zu nehmen, und mit seiner die Indianer überall, wo er erschien, gewinnenden und beherrschenden Persönlichkeit, gewann er die Achtung derselben in so hohem Grade, daß sie zu einem Verkehr mit den Fremden die Hand boten, welcher schon in nächster Zeit für die hülfsbedürftige Colonie von höchster Wichtigkeit wurde. Smith pflegte in seinem Handelsverkehr mit den Wilden, diesen armen Leuten, die er als Brüder und Miterlöste achtete, niemals unwürdigen Tand, oder gar das Gift des Branntweins als Tausch gegen ihre Gaben anzubieten, sondern, so viel es ihm möglich war, solche Dinge, die von wahrhaftem Werth und Nutzen für Haushalt und Erwerb des Lebensunterhaltes, sowie zum Bau der Wohnungen seyn konnten, namentlich Beile, Sägen, Messer und andre Geräthschaften von Eisen. Er kehrte wie ein Eroberer, der Volk und Land dem Dienst der Seinen unterworfen hat, nach Jamestown zurück und ihm folgten alsbald die Zufuhren von Lebensmitteln für den Haushalt der Colonie, die ein redlicher Erwerb seiner Reise waren.

Während seiner Abwesenheit war ein Funke von Verstand in die kindisch unverständige Schaar der Colonisten gefahren, diese waren aus ihrem Traum von Schätzen des Goldes, die sie gefunden zu haben meinten, zu einer Wirk-

lichkeit der äußren Noth, der Krankheit und Entmuthigung erwacht, so daß abermals es nahe daran war, daß die englische Niederlassung von Virginien bis auf einzelne Reste von Todtengebeinen und zerrissenem Gemäuer von der Erde verschwunden wäre. Smith, mit all dem Guten was er brachte, wurde als Retter und Erhalter des Lebens begrüßt und sogleich von dem Ausschuß des Rathes zum wirklichen Präsidenten gewählt. Das Erste, was er that, war, daß er das gute Verhältniß mit den Eingebornen wieder herzustellen und zu befestigen suchte, daß er die Colonisten zur ordnungsgemäßen Thätigkeit anhielt, sie an Mannszucht gewöhnte, und Alles that, was in seinen Kräften stand, um sie zu einer höheren, sittlich-religiösen Gesinnung zu erwecken. Seine Stellung als Präsident, nach ihrer damaligen äußren Ermächtigung, gab ihm nur wenig eigne Gewalt; die Macht, durch welche er die widerstrebenden, zu öfteren Aufständen geneigten Schaaren seiner Colonisten im Zaum hielt, lag allein in dem Beispiel seines lauteren, untadeligen Wandels und den unverkennbaren Aeußerungen jenes ernsten, guten Willens, der niemals den eignen Vortheil, sondern nur das allgemeine Beste suchte.

Ein Jahr lang blieb Smith Präsident der Colonie. Er hatte in dieser Zeit sein und seines Volkes Ansehen bei den Eingebornen, da wo es möglich war durch Freundlichkeit und Milde, wenn die Noth es erforderte mit Ernst und Kraft, immer jedoch mit Mäßigung vertreten, sich als Sieger großmüthig und zum Vergeben geneigt, den Unterwürfigen als hülfreicher, väterlicher Freund, im Verkehr redlich und zuverlässig erwiesen. Auch in seiner Colonie war abermals ein besserer Geist, wenigstens was die äußere Ordnung betraf, herrschend geworden, denn er hatte die Mitglieder seiner kleinen Republik vor Allen an Arbeit

gewöhnt und Arbeitsamkeit ist die erste Grundlage des Wohlbefindens jedes Gemeinwesens. Da gefiel es der Gesellschaft der Unternehmer in London für ihren neuen Staat in Virginien einen andren Grund zu legen, um den Besitz des Landes, in welchen sie sich nach eignem Belieben, ohne den Willen der Eingebornen darum zu befragen, gesetzt hatten, in einer mehr Gewinn versprechenden Weise auszubeuten. Sie verschafften sich von der königlichen Regierung ein neues Patent, durch dessen Inhalt die Vorrechte, welche die ersten Theilnehmer an der Begründung der Colonie in Anspruch nehmen konnten, bei Seite gesetzt, der berathende Ausschuß und die Stelle seines Präsidenten aufgehoben, neue, ungleich weitere Rechte dagegen an allerhand Leute von hohem Stand und Vermögen vergeben wurden, welche das erweiterte, kostspieligere Unternehmen zu unterstützen bereit waren. Die Besetzungen der wichtigsten Aemter und Würden in der neuen Colonie war jetzt von einem Collegium abhängig gemacht, das in London seinen Sitz hatte und dieses, in seinen weit ausgehenden Plänen, wählte einen Mann von hohem Rang und achtbaren Charakter, den Lord Delaware zum Gouverneur der neuen Provinzen. Schon der Name dieses Mannes gab dem Unternehmen einen größeren Aufschwung; die Zahl der Actionäre vermehrte sich, der Fond wuchs zu einer solchen Vermögenheit an, daß man neun Schiffe ausrüsten konnte, in denen fünfhundert Auswandrer, die mit allem Nöthigen in Ueberfluß versehen waren, nach Virginien hinüber geführt wurden. Unglücklicher Weise segelten diese Schiffe fast ein ganzes Jahr vorher ab, ehe Lord Delaware mit ihnen gehen konnte, der Oberbefehl über dieselben, so wie vorläufig, bis zur Ankunft des Gouverneurs die administrative Gewalt in der Colonie war an drei Männer zugleich: den Capitän

Newpart, Sir Thomas Gate und Sir George Somers übergeben, und das Schiff, an dessen Bord sich diese drei befanden, wurde durch einen Sturm von der Flotte hinweg an die Bermudas-Inseln geführt, wo es Schiffbruch erlitt.

Die übrigen Schiffe, mit einer Volksmasse, die nun ohne eigentliches Haupt war, kamen wohlbehalten an der Küste von Virginien an, so wenig von Smith und seinen Leuten erwartet, daß man sie für Feinde hielt und sich auf Abwehr eines solchen Ueberfalles gefaßt machte. Bei dieser Gelegenheit erprobte sich jene freundschaftliche Anhänglichkeit und Achtung, welche die Eingebornen, nicht sowohl gegen die Colonisten als gegen das ehrwürdige Haupt derselben: gegen John Smith hegten. Unaufgefordert eilten sie mit ihren Waffen herbei, um dem Freunde im Kampf mit den angreifenden Feinden beizustehen.

Der Irrthum wurde erkannt als die Schiffe näher zur Küste kamen; die aus ihnen ans Land steigende Mannschaft bestund zwar nicht aus Feinden der englischen Nation, wohl aber, was noch viel schlimmer war, aus Feinden der menschlichen Wohlfahrt überhaupt und zunächst der Colonie, zu deren Verderben sie herbeikamen. Einen solchen Auswurf aus der Hefe seiner schlechtesten Bewohner hatte England noch niemals auf einen Haufen zusammengebracht, um denselben, nicht wie er verdient hätte an den Galgen oder in das Zuchthaus, sondern aus aller Zucht und Aufsicht in ein Land zu führen, das er nach seinem Belieben verpesten konnte. Man darf allerdings vermuthen, daß eine kleine Zahl gerade der besseren und brauchbareren Auswandrer sich am Bord des Commandantenschiffes befand, welches zur Weiterfahrt unbrauchbar geworden, mit seiner meist geretteten Mannschaft an den Bermudas-Inseln lag. Auch in den andren acht Schiffen mag es einzelne Bessere gegeben haben, der bei

weitem größeste Theil der Schaaren jedoch, welche jetzt kamen, bestund aus jungen Leuten, deren sich die ansehnlichsten Verwandten und Freunde entledigen wollten, weil sie ein Schandfleck ihrer Familien waren; aus Leuten, die durch ihre zucht- und sittenlose Aufführung in allgemeiner Verachtung und polizeilicher Ueberwachung stunden; verarmten Edelleuten, welche nicht arbeiten wollten und doch sich schämten zu betteln; banquerotten Kaufleuten von niederer Gesinnung; schlechten Bedienten, die man aus dem Hause haben wollte und allerhand andren, in der Heimath überlästigen Menschen. Das erste was diese Gesellen, deren viele voll der hochmüthigsten Ansprüche waren, thaten, war daß sie, ohne eine Vollmacht dazu vorweisen zu können, die neue, in England ausgeborene Anordnung geltend machten, nach welcher der bisherige berathende Ausschuß und die Stelle des Präsidenten aufgehoben wurden. Gleich Hunden, davon einer dem andren den aufgefundenen Knochen zu entreißen sucht, maßte sich bald der eine bald der andre eine befehlendem Macht an, zu welcher keiner Verstand, noch Kraft noch einen Funken jener innern Würde besaß, die in einer edlen Gesinnung wurzelt; die ganze Colonie befand sich in der Auflösung einer gräuelvollen Empörung des einen gegen den andern, dabei erlaubte sich die freche Rotte Rohheiten und Unmenschlichkeiten gegen die Eingebornen, wodurch diese im hohen Grade erbittert wurden.

Noch einmal gab jetzt John Smith den Bitten einiger Besseren, zunächst aus der kleinen Schaar der früheren Colinisten nach; er erklärte, daß er seine bisherige Würde behaupten wolle, bis man ihn derselben in gesetzlicher Weise enthöbe und bis er dieselbe in die Hände der von England aus bestimmten neuen Häupter der Colonie niederlegen

könne. Er, der einzige Mann von Kraft und festen Willen, wußte sich alsbald bei der zuchtlosen Schaar so in Ansehen zu setzen, daß man es ruhig geschehen ließ, als er die Häupter der Empörung ins Gefängniß warf und einen Theil des bösen Haufens aus Jamestown wegschickte, damit er in der Nähe davon eine eigne Niederlassung begründen solle. Dieser letztere Schritt des sonst in der Wahl der Mittel für das allgemeine Wohl so glücklichen Mannes war ein Mißgriff, denn das verworfene Gesindel gerieth alsbald durch eigne Schuld in offnen Krieg mit den von ihnen gleich unvernünftigen Thieren behandelten Indianern. Sie und ihre gleichgesinnten Genossen sollten das Maaß der Ruchlosigkeit voll machen und hierdurch das wohlverdiente Strafgericht über sich herbeiführen, denn gerade um diese Zeit hatte John Smith durch eine Pulvermasse die sich in seiner Nähe entzündete eine Verletzung erhalten, die ihn nöthigte mit einem der zurückkehrenden Schiffe nach England zu gehen, um daselbst chirurgische Hülfe zu suchen.

Man darf nicht fragen, was aus der Colonie, nach dem Abgang des einzigen Mannes wurde, der das Herrschen verstand; die Revolution war jetzt erklärt, sie nahm ihren natürlichen Verlauf. Die Colonie bestund, als Smith unter Segel gieng, mit den älteren Colonisten zusammengenommen, noch immer aus 500 Mann; die Magazine waren mit allem Ueberfluß versehen, der bei weiser Verwaltung und fortgesetzt friedlichem Verkehr mit den Indianern auf lange hin ausreichend gewesen wäre. Sechs Monate nachher waren von jenen 500 noch 60 Mann vorhanden, die andren hatten unter einander sich selbst aufgerieben oder waren von den Indianern, die sie zu ihren heftigsten Feinden gemacht hatten, erschlagen worden und dieser noch überlebende

Rest, nachdem man die Vorräthe der Magazine durch unsinnige Schwelgerei erschöpft hatte, befand sich in so furchtbarem Mangel und großer Hungersnoth, daß er auf das Futter der Kannibalen herabgesetzt war, denn die vormals so leckren Schlemmer fraßen das Fleisch der von ihnen erschossenen Indianer und ihrer eigenen gewaltsam erlegten oder an Krankheit und Noth dahin gerafften Gefährten*). Dies war das selbst verschuldete Loos einer Rotte von Empörern, in der keine Furcht vor Gott, keine Achtung noch Unterwürfigkeit gegen das Gesetz gefunden ward, welche das Gebet nicht kannte, die Arbeit im Schweiß des Angesichtes scheute.

Zu dem im Hinsterben begriffnen kleinen Haufen der Colonisten kamen endlich die drei Capitäne, die, wie erwähnt, an den Bermudas Schiffbruch gelitten und lange Zeit gebraucht hatten, um sich neue Fahrzeuge zu verschaffen. Sie kamen zwar mit leerer Hand, denn sie hatten auf die Vorräthe gerechnet, welche, wie sie wußten an die Magazine waren abgegeben worden, dennoch war ihr Erscheinen den Colonisten höchst erwünscht, weil diese an nichts Andres mehr dachten als nur an ein Hinwegfliehen aus der Stätte, da ihre Schuld so hart gestraft worden war. Sie bewogen die Capitäne alsbald mit ihnen Allen, vor der Hand um Proviant einzunehmen nach Neufoundland hinwegzusegeln; etliche wollten sogar, in einer ihrer würdigen Weise, die Wohnhäuser von Jamestown noch niederbrennen, dies jedoch hinderte Sir Thomas Gate (einer der drei neu angekommenen Capitäne) und das Entfliehen der Schiffe wurde durch das Eintreffen der englischen Flotte gehemmt,

*) M. s. den treuen Bericht hierüber, mit Angabe der Quellen in J. Grahams oben angeführtem Werke I. p. 58.

welche von Delaware geführt, gerade zu der Stunde in die Mündung des Jamesflusses einlief, als die feigen Flüchtlinge daraus auslaufen wollten.

Der edle Lord Delaware war ein würdiger Nachfolger des John Smith, er waltete und wirkte im Geist von diesem, zum Besten der Colonie, stiftete von neuem Frieden zwischen den Engländern und Indianern, weckte und bestärkte durch sein Beispiel religiöse Gesinnung und Arbeitsamkeit. Die Schaar, die mit ihm kam, war entweder vorwaltend von bessrer Art oder wurde durch die Kraft des Mannes, der sie beherrschte, in Ordnung gehalten. Auch Sir Thomas Dale, der, als Delaware durch seine leidende Gesundheit bewogen, nach England heimkehren mußte, die Obergewalt übernahm, betrug sich dabei in würdiger Weise. Dennoch, so werden wir noch weiter unten es berichten, blieb die Colonie Virginien seit und durch die Weise ihrer ersten Begründung an innrer Kraft weit hinter den Colonien von Neuengland zurück, zu deren Anlegung John Smith ebenfalls eine Handreichung that, welche wir hier kurz erwähnen wollen.

4) Zweite Rettung des John Smith aus drohender Lebensgefahr.

Wie wir im Vorhergehenden sahen, hatte König Jacob I. jene schon unter der Regierung der Königin Elisabeth von der englischen Krone in Anspruch genommenen, nordamerikanischen Küstenländer, welche unter dem Namen Virginia begriffen waren, an zwei verschiedene Gesellschaften von Unternehmern zur Colonisation und Benutzung verliehen, an die von London und an jene von Plymouth. Der ersteren war der südliche Theil, der anderen der nördliche dieser Landstriche zugesichert worden. Von den Unternehmungen der Londoner Compagnie

und von dem entschiednen Einfluß, den Smith auf das Gelingen derselben hatte, war bereits die Rede. Virginien hatte schon seine, wenn auch mehrmalen der Auflösung nahe entgegengehende Colonie, während Messachusets und die angränzenden Küstenländer, so anlockend auch die Beschreibung derselben war, welche Gosnold und die ihm nachfolgenden Reisenden davon gegeben hatten, von der Plymouth Compagnie noch zu keinem Anbau hatte benutzt werden können. Einige Versuche hierzu waren gemacht worden; unter den Colonisten jedoch, obgleich sie von besserer Art seyn mochten als das Gesindel, das die Hauptstadt mehrmalen nach Virginien gesendet hatte, war kein Mann gewesen wie Smith, sie kehrten, geschreckt durch die Noth und Härte des Winters, von 1607 auf 1608, den sie an der neuen Niederlassung verlebt hatten, unverrichteter Sache nach der Heimath zurück. Da wendete sich die Compagnie an den kräftigen Begründer und mehrmaligen Retter der südlichen Colonie; zwei Schiffe wurden von ihr ausgerüstet, das eine unter dem Befehl des trefflichen John Smith, das andre unter Capitän Hunt. Nicht zwar mit Gewalt der Waffen oder mit den rüstigen Armen der Anbauer des Landes, wohl aber mit den Kräften des forschenden, klar überblickenden Geistes hat damals, für alle künftige Zeiten, Smith, im Namen seines Vaterlandes von den werthvollsten nördlichen Provinzen der vereinigten Staaten Besitz genommen. Er selbst, mit nur 8 muthigen Begleitern, durchreiste das Land und seine Küstengegenden, nahm davon eine Karte und einen Abriß seiner natürlichen Beschaffenheit auf, wodurch er, bei seiner Heimkehr für das Unternehmen der Anpflanzung in jenem fruchtbaren Landstrich eine hohe Theilnahme gewann. Prinz Karl, dem er seine Entdeckungen mittheilte, war von den natürlichen Vorzügen dieser nördlichen Pro-

vinzen so hingenommen, daß er ihnen den Namen Neuengland beilegte, den sie in späterer Zeit behielten. Smith dachte an nichts Andres als an die möglichst baldige Begründung einer Colonie in Neuengland, nicht so jedoch wie er, dachte sein Begleiter auf der Expedition: Capitän Hunt. Dieser kleinlich eigennützige gewissenlose Mensch hatte bis dahin mit einigen Andren in die Vortheile des Pelzhandels an den Küsten von Neuengland sich getheilt; ihm schien es unerträglich, daß jetzt eine ganze Compagnie an dem Gewinn Theil nehmen sollte; mit unerhörter Bosheit suchte er dieses dadurch zu vereiteln, daß er die Eingebornen des Landes zu einer bittren Feindschaft gegen seine Landsleute aufregte. Dieses gelang ihm vollkommen, indem er eine Schaar der Indianer zu sich an Bord lockte, dann die Segel spannen ließ und seine Gefangenen mit sich nach Malaga führte, dahin er in Auftrag seiner Regierung auf der Heimfahrt steuern sollte; dort verkaufte er die harmlosen Leute als Sclaven an die Spanier.

Die Indianer, durch diesen tückischen Verrath zur heftigsten Wuth entflammt, warteten nur auf Gelegenheit, den ersten Engländern, die an ihre Küste kämen, ihre blutige Rache fühlen zu lassen; in England ahnete man nichts von Hunts Verrätherei, Smith mit einer gutgewählten Schaar der Landbauer war schon nach Neuengland unterweges. Wäre diesmal die Fahrt so gut von statten gegangen, wie andre Male, dann hätte das Blut des Menschenfreundes, der auch die Indianer als Mitbrüder ehrte und liebte, sammt dem seiner Begleiter den Boden befleckt, den er für sein Vaterland gewinnen wollte, aber die scheinbare Ungunst der Elemente, ein furchtbarer Sturm, zuletzt die Gefangenschaft, in welche er, den man wissentlich oder unwissentlich mit Capitän Argas verwechselte, angeblich wegen verübter

Seeräubereien, unter den Franzosen gerieth, hemmten seine Fahrt, retteten ihm sein Leben und seiner Nation alle jene Erfahrungen, die er während der Reisen und des Aufenthalts in Amerika gemacht hatte. Ein Indianer, Namens Squanto, welcher der spanischen Gefangenschaft entronnen, nach England gekommen war, enthüllte das Geheimniß der Bosheit, deren Hunt sich zu schulden kommen lassen, diente aber auch zugleich zu einem vermittlenden Versöhner seiner Landsleute mit den Engländern.

Für die nördlicheren Provinzen der vereinigten Staaten war eine andere bessere Bevölkerung bestimmt als für die südlichen, und von welchem Einfluß die Beschaffenheit der ersten Begründer beider Colonien auf den innren Wohlstand und die Entwicklung derselben war, das wollen wir hier nur in wenigen Zügen andeuten. Wir entnehmen dieselben, eben so wie John Smith erste Rettungsgeschichte, aus der gehaltreichen Anzeige von Grahams erwähntem Werk, die ein tiefblickender Kenner der Geschichte (Fr. v. Roth) in den Münchner gel. Anzeigen B. V Nr. 246 gegeben hat.

5) Die Pflanz-Staaten von Virginien und Neuengland, in der Verschiedenheit ihrer Grundlage und innren Verfassung.

Von einem so schnellen und kräftigen Wachsthum, wie das der Staaten von Nordamerika, nachdem dieselben nur einmal über die großen Schwierigkeiten ihrer ersten Anfänge hinüber waren, hat weder die alte Geschichte ein Beispiel noch die neuere ein andres aufzuweisen. Aehnlich mag wohl das rasche Aufblühen der griechischen Städte in Unter-Italien gewesen seyn. Allein diese gewannen einen großen Theil ihrer Kräfte durch Verbindung und Vermischung mit den Ureinwohnern, die auch wahrscheinlich

eine Hauptursache ihrer Ausartung und Auflösung wurde. Die Pflanz-Staaten in Nordamerika haben alles aus sich selbst, oder aus Zuflüssen von dem Mutterlande und von andern christlichen, meist von germanischen Ländern; sie haben davon eine Reinheit in der Anlage, die Neuspanien zu seinem großen Schaden entbehrt. Auch waren die Anfänge dieser Pflanz-Staaten so klein und kümmerlich, wie etwa, nach des Dichters Schilderung die Ansiedlung Evanders zwischen den sieben Hügeln (Aen. VIII, 100) und bei ihrer großen Entlegenheit, und der Schwierigkeit einer zu Anfang wenig lohnenden Schifffahrt, kam ihnen Unterstützung aus den Mutterlanden in den ersten und bedürftigsten Zeiten nur spärlich zu.

Mehr noch als der schnelle Anwachs an Menschenzahl und an Wohlstand jener Colonien verdient die Geschichte ihrer Verfassung eine aufmerksame Beachtung.

Es ist eine der gangbaren Vorstellungen — und nicht die letzte unter den irre leitenden und verführenden der gegenwärtigen Zeit — die republikanische Verfassung der vereinigten Staaten sey eine neue Schöpfung, ein Werk der durch Krieg errungenen Unabhängigkeit von England. Verwegene Folgerungen daraus haben ohne Zweifel zu den revolutionären Irrsalen in Frankreich und anderwärts ungleich mehr mitgewirkt, als alles Mißverstehen griechischer und römischer Staatsverhältnisse. Die Verfassungsgeschichte, namentlich des Pflanz-Staates Massachusets, welcher den übrigen beständig vorgeleuchtet und vorgearbeitet hat, beweist, daß jene spätere republikanische Verfassung nicht neu, sondern alt, nicht hinzugekommen, sondern ursprünglich, und durch die Trennung von dem Mutterlande nicht in der Grundlage, auch nicht in der Breite, nur in der Spitze verändert worden ist.

Von der ersten Ansiedelung der Engländer in Virgi-

nien war bereits die Rede. Nachdem die Nachforschungen nach Gold sich als vergeblich gezeigt hatten, legte sich der allmählig tüchtiger werdende Kern der Ansiedler auf den Anbau des Landes, welches sie ohne Uebereinkunft mit den herumstreifenden Ureinwohnern in Besitz nahmen. Das Obereigenthum blieb der Krone vorenthalten; jedoch hatten die Inhaber der Ländereien nur zwei Schillinge jährlich, für je hundert Tagwerke, als Grundzins zu entrichten. Zur Unterstützung wurden ihnen Sträflinge aus England nachgesandt, die ihnen auf bestimmte Zeit als Leibeigene dienen mußten. Bald wurde ihnen die Arbeit noch mehr, durch angekaufte Negersclaven erleichtert. Sie bauten fast ausschließend Tabak. Ihre Geistlichen, die alle nur der englischen Hochkirche angehörten, wurden mit Tabak besoldet; mit Tabak in England Weiber für die ersten Ansiedler erkauft, die man absichtlich ohne weibliche Begleitung hatte ziehen lassen. Ortschaften wurden nur wenige angelegt; die meisten Wohnungen standen längs der Flüsse einzeln, und inmitten der dazu gehörigen Fluren. Der reiche Ertrag des Bodens that den Ansiedlern volles Genüge, auch da ihre Zahl durch neue Ankömmlinge beträchtlich vermehrt wurde. Für ihren Tabak brachten ihnen englische Schiffe alles, was ihnen aus Europa wünschenswerth war, so daß sie eignen Seehandel zu versuchen keinen Anlaß hatten. Sie wären bald in Müssiggang und Weichlichkeit versunken, hätte sie nicht die beständige Gefahr von der Nähe feindseliger Ureinwohner beständig wach erhalten, und die ergiebige Jagd im Gebrauch der Waffen und in vielerlei Anstrengung geübt. Alle Freileute vom 16. bis 60. Jahre mußten in der Landwehr dienen, welche um 1680 schon 8500 Mann stark war. Manches Geschlecht erwarb großen Reichthum, und wußte ihn durch Anwendung des engli=

schen Erbrechtes zusammen zu halten. Von dem Ueberflusse, in welchem die Pflanzer lebten, wurde beinahe allein zu sinnlichen Genüssen Gebrauch gemacht. Langsam und nur mit Unterstützung vom Mutterlande aus hob sich der öffentliche Unterricht. Erst 1729 bekam Virginien eine Buchdruckerei; längst vorher hatte es ein Schauspielhaus.

Wie ganz anders gestalteten sich die innern Verhältnisse in dem Pflanz-Staat von Massachusets. Dieser wurde etwas später als Virginien (im J. 1620), ohne alle Theilnahme und Unterstützung der Krone, durch englische Puritaner gestiftet, welche nicht Gewinn, sondern mit Weib und Kind eine Freistätte für ihren Gottesdienst suchten. Geistliche waren ihre Führer, die in England waren entsetzt worden, unter andrem deshalb, weil sie sich geweigert hatten von der Kanzel eine Verordnung zu verlesen, welche Spiel und Tanz am Sonntage für erlaubt und löblich erklärte. Die Fortdauer und Zunahme dieser Bedrückung mehrte die Auswandrung nach der Massachusets-Bay, bis sie endlich untersagt wurde, da eben Oliver Cromwell daran Theil nehmen wollte. Diese Ansiedler kauften alles Land, das sie sich zueignen wollten, von den Ureinwohnern. Um ihren Gotteshäusern nahe zu seyn, bauten sie ihre Wohnsitze nicht zerstreut, sondern thaten sich in Dörfern und Städten zusammen. Mit dem gottergebenen Muthe, in welchem sie aus der Heimath ausgezogen waren, und worin sie durch die begeisterten Vorträge ihrer Prediger immer bestärkt wurden, bestanden sie unsägliche Mühseligkeiten, und bezwangen mit geringen Mitteln den rauhen Boden, der, bei großer Seltenheit von Pflug nnd Anspann, meist mit Spaten und Hacke bearbeitet werden mußte, wobei sie von Sclaven nur wenig Hülfe hatten; denn davor scheuten sich die meisten Ansiedler, und dieser

Pflanzstaat erschwerte die Einfuhr von Sclaven so, daß ihre Zahl nie höher als auf $\frac{1}{50}$ seiner Bevölkerung stieg, während sie in Virginien nach 100 Jahren seit der Begründung der Colonie der Zahl der Freileute gleich war. Der Boden gab fast nur Getreide und Hanf, die See aber Fische in Ueberfluß; daher neben dem Landbaue sehr bald die Fischerei und durch diese der Seehandel aufkam; hiernächst mannigfacher Gewerbfleiß, dem besonders ergiebige Eisenbergwerke förderlich wurden. Reichthum häufte sich nicht an, weil die meist zahlreichen Kinder zu gleichen Theilen erbten; aber ein durchgängiger Wohlstand vervielfältigte in fast beispiellosem Maße die Bevölkerung, obgleich ein Abfluß von derselben in andre Pflanzstaaten bald anfieng und dann fortdauerte. Geld war selten, wurde aber durch Papiere ersetzt, denen das, durch die reinen Sitten gesicherte Vertrauen Geldwerth beilegte. Denn es war unter dem Einfluß der Geistlichen eine Sittenzucht begründet, die alles fern hielt, was Häuslichkeit und Ehrbarkeit, was Sparsamkeit und Mäßigkeit gefährden konnte. Es wurden z. B. die Wirthshäuser scharf beaufsichtigt, und nur die achtbarsten Leute durften Gastwirthe seyn; daher das Ansehen, in welchem dort noch jetzt dieses Gewerbe steht. Die Kirchenältesten bestimmten in jedem Hause, wie viel gesponnen werden sollte, und bestraften die Versäumniß; den Eltern, die ihre Kinder nicht gut erzogen, nahmen sie diese ab und vertrauten sie besseren Händen an. Bei solcher Strenge, die selbst auf die Kleiderpracht ausgedehnt war, keinerlei zweideutige Lustbarkeit gestattete und jede Uebertretung der Sitte alsbald rügte, soll gleichwohl das Leben keinesweges finster und trübselig gewesen, sondern jede menschliche und bürgerliche Tugend mit frohem Muthe geübt worden seyn. Viermal im Jahre wurde die Landwehr, zu welcher alle

Mannspersonen vom 16. Jahre an pflichtig waren, zu Waffenübungen aufgeboten, deren Zweck sehr nahe lag; denn obgleich der Pflanzstaat den Krieg nicht suchte noch erregte, waren viele und furchtbare Angriffe der Ureinwohner auszuhalten, die auf das tapferste zurückgeschlagen wurden. Nächst der Rüstigkeit, welche die Schifffahrt und der Krieg erforderten und gaben, ließ der vom Anbeginn auf das sorgfältigste gepflegte Unterricht ein Versauern nicht zu, das sonst vielleicht eingetreten wäre. In Gemäßheit eines Gesetzes hatte jedes Dorf seine niedere und jede Stadt ihre lateinische Schule*). Schon im zehnten Jahre seit der Stiftung des Pflanzstaates, unter den Schrecknissen eines Krieges mit den Wilden, beschloß der Landrath zu Boston die Errichtung einer hohen Schule; sie ward 1638 eröffnet, und gelangte bald zu solchem Rufe, daß sie nicht nur aus andren Pflanzstaaten, selbst aus Alt-England Zöglinge bekam. In Folge dieser Einrichtungen pflanzte sich im Lande ein achtbarer Lehrstand fort, und verbreitete sich unter dem Nährstand ein Geschmack und Antheil an guten Kenntnissen, dem fruchtbare Schriftsteller (von einem, Cotton Matther,

---

*) Welche Gesinnungs-Tüchtigkeit und Haltung die häusliche so wie öffentliche Bildung den jungen Männern in Massachusets gab, das bezeugt uns die merkwürdige Jugendgeschichte des Philipp Ashton, welche ich, nach einer handschriftlichen Mittheilung, die mir aus den würdigen Händen des Vorstandes des Calwer Verlages von Jugendschriften wurde, in eben diesem Verlag unter dem Titel: „der neue Robinson, oder die Schicksale des Philipp Ashton" veröffentlicht habe. Eine Geschichte, welche nicht durch die Hand ihres Bearbeiters, sondern durch ihren anziehenden lehrreichen Inhalt der deutschen Jugend eine nicht unwillkommene Erscheinung seyn wird.

gest. 1727, zählt man nicht weniger als 382 einzelne Schriften) und zahlreiche Buchdruckereien Nahrung gaben.

Auf einer gleichen sittlich festen Unterlage wurde einige Menschenalter später als die von Massachusets (1682) die Verfassung des nachbarlichen Staates Pennsylvanien errichtet, die sich während des Jahrhunderts ihrer Wirksamkeit als so zweckmäßig und trefflich erwiesen hatte, daß man sie im J. 1776 der Constitution der vereinigten Staaten zu Grunde legte.

6) Ein Mann der Republik.

Wir haben in den älteren Bewohnern von Neuengland, welche der gesunde Kern der nordamerikanischen Staatensysteme waren, ein Volk kennen gelernt, welches zwar nicht unter dem Schatten eines einheimischen Thrones, wohl aber unter dem seiner guten, weisen Gesetze in Frieden wohnte; ein stilles und geruhiges Leben führte. Das was den Menschen allein wahrhaft frei und glücklich macht, sittlicher Ernst, Kraft der Selbstbeherrschung, Furcht vor Gott und dem Gesetz, Lust am Gebet und an Arbeit, das war die gute Aussaat der älteren Zeit, welche der große amerikanische Bund der Freistaaten bei seinem Entstehen vorfand, und dessen Früchte er sogleich genießen durfte. Der Begründung der Republik gieng keine Revolution, d. h. keine solche Umkehrung der bestehenden Ordnung voraus, wodurch das Unterste und Niedrigste zum Obersten wird; die Souveränität des Gesetzes blieb in jener unangetasteten Herrlichkeit bestehen, in der sie schon vorher bestanden, Ruhe und Sicherheit der Einzelnen wie des Ganzen wurden nirgends in ihrer Tiefe erschüttert. Aber die schon vorhandnen guten Elemente der feststehenden Ordnung würden für sich allein eben so wenig ausreichend gewesen seyn, das be-

wundernswerthe Werk des nordamerikanischen Freistaaten-Vereines zu erschaffen, als die Elemente, daraus ein Thier oder ein Gewächs besteht, für sich allein ein solches lebendes Wesen erzeugen können. Dazu waren die Männer nöthig, welche unter der Zucht und Achtung der in ihrem Vaterlande bestehenden göttlichen und menschlichen Ordnung auferwachsen und erzogen jener bereit liegenden Elemente sich bemächtigten und gleichwie zu einem organisch-beseelten Leibe sie gestalteten. Wir erinnern hier nur an einen dieser Heroën aus der Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten, an Georg Washington, dessen treues Bild uns Friedrich von Raumer in seiner deutschen Bearbeitungvon Jared Sparks „Leben und Briefwechsel G. Washingtons"*) in so anziehender Weise vor Augen gestellt hat. Man darf wohl fragen, welcher Held, welcher Staatsmann der alten wie der neuen Zeit war freier von der Sucht nach glänzenden Thaten, die der Mund des großen Haufens preist, freier von Herrschsucht, freier von Eigennutz als dieser Washington, der von früher Jugend an vor allem sich selber — das Fleisch durch den Geist — zu beherrschen gesucht hatte und hierdurch allmälig in den Besitz jener wahren Freiheit gekommen war, welche das Gemeingut des wahren, ächten Freistaates auf Erden sein soll**). Ein wesentlicher Zug jenes innren Zustandes, darin der Mensch aus den engen Schranken der Selbstsucht und Eigenheit entlassen: ein geistig Freier geworden ist, bezeugt sich darin, daß ein solcher Glücklicher überall da wo es gilt zunächst nur Das beachtet, was zum allgemeinen, göttlich menschlichen Besten seines Volkes und

*) In zwei Bänden, Leipzig bei Brockhaus 1839.

**) M. v. das eben angeführte Werk von Raumer B. I S. 7

Landes, zum Wohl des Gemeinwesens — der Republik im ächten Sinne des Wortes — dient. Washington, als das allgemeine Beste dies erfoderte, hat das bequeme, sorgenlose Leben seines häuslichen Wohlstandes willig dahin gegeben, hat unter Noth und Mühseligkeit, Frost und Hitze, Nachtwachen und Gefahren wie jeder gemeine Krieger seines Volkes die Kämpfe mit dem gemeinsamen Feind bestanden und ist, sobald es möglich war, ohne nach ehrender Anerkennung und Lohn zu fragen, in die geräuschlose Stille seines häuslichen Friedens zurückgekehrt, um da wieder die Würde des Generals zu vergessen, und als Landbauer zu arbeiten. Die Ehre suchte ihn, nicht er sie, ja die äußren Würden, die er mit solchem Ruhm bekleidete, mußten ihm aufgedrungen werden, er hätte keinen Finger nach ihnen ausgestreckt; das Geld, das man für die vielen Opfer, die er als Kämpfer für das Gemeinwohl gebracht hatte, ihm anbot, wies er standhaft zurück. Jedes fremde Verdienst, wenn es um das Gemeinwohl ein ächtes war, achtete er höher als sein eignes; der geringste Bürger des Staates fand bei ihm brüderlich liebende Anerkennung, denn er wußte was die wahre Freiheit und Gleichheit der äußren Stände war. Doch wie könnten wir diesen vollkommnen Republikaner besser schildern, als mit den Worten, in denen Fr. v. Raumer dasselbe in seiner Bearbeitung von Sparks oben genanntem Werke gethan hat. Wir nehmen die Stelle unverändert hier auf*).

„In Glauben und Werken ein wahrer Christ, war Washington eifrig in den gottesdienstlichen Uebungen. Welche Verehrung er für die Religion hatte, das bewies er durch sein Leben, seine öffentlichen Mittheilungen und die Auf-

---

*) A. a. O. S. 558 u. 559.

sätze, welche er für sich machte. Wenn ihm etwas gelang, schrieb er dies stets dem hülfreichen Beistande Gottes zu. Er war menschenfreundlich und demüthig, mildthätig gegen Arme, hülfreich gegen Unglückliche. Als Gatte, Sohn und Bruder war er zärtlich und liebevoll. Frei von Eitelkeit, Ruhmsucht und Stolz, sprach er nie von sich und seinen Thaten, wenn die Verhältnisse und das allgemeine Beste ihn nicht dazu nöthigten. Wie er den Neid nicht kannte, so hatte er auch das Glück von dem Neide der Andren nicht getroffen zu werden, da er auf einer Höhe stand die keiner hoffen konnte zu erreichen. Wenn er eine vorherrschende Leidenschaft hatte, so war es die der Vaterlandsliebe. Die Reinheit und das Feuer seines Patriotismus waren des wichtigen Gegenstandes würdig. Die Liebe zu dem Vaterlande wurde durch das Gefühl der heiligsten Pflicht erhöht; und nie wich er einen Augenblick von der gewissenhaften Erfüllung seiner Pflicht ab, während seiner langen öffentlichen Laufbahn."

„Dies sind die Hauptzüge von Washingtons Charakter, welche ihm die Liebe und die Verehrung der Menschheit erworben haben. — Eine glückliche Vereinigung der seltensten Gaben und Eigenschaften, ein harmonischer Einklang aller geistigen und moralischen Kräfte, nicht aber der blendende Schimmer eines hervorstehenden Zuges ist es, worin die Größe dieses Charakters besteht. Wenn der, welcher sein ganzes Leben aufopferte die Ehre und Glückseligkeit seines Vaterlandes zu begründen, dem Alles gelang, was er unternahm, und der das Glück nie dadurch erkaufte, daß er Ehre, Gerechtigkeit und Redlichkeit preis gab, oder je von seinen Grundsätzen abwich, es verdient ein großer Mann genannt zu werden, so wird man Washington diesen Namen nicht versagen können."

So weit Spark und nach ihm Fr. v. Raumer, der seinen deutschen Landsleuten in dankenswerther Weise das Lebensbild eines ächten Republikaners und mit ihm das einer ächten Republik entworfen hat. Wie lehrreich wird uns dieses Bild, wenn wir es mit jenem vergleichen, das uns in der Geschichte der französischen, so wie mancher andren in unsern Tagen aufkeimenden Revolution zur vergeblichen Begründung einer Republik begegnet. Der Geist, der in diesen Revolutionen herrscht, ist der des Hasses und Neides eines Niederen gegen das Höhere; es ist derselbe, der die Verfolgung der Christen: eines geistig höher stehenden Geschlechtes, durch die Heiden, in der Zeit des römischen Gewaltreiches aufgeregt, und der das Gesindel der Galeerensclaven und Zuchthäuser sammt dem mit ihnen verbundnen Pöbel in den Tagen der französischen Revolution zu seinen Gräuelthaten gegen alles äußerlich wie innerlich Höherstehende entflammt hat. Was das Fleisch, was die thierische Natur des Menschen sey, was sie vermöge und erstrebe, wenn sie der Herrschaft des vernünftigen Geistes, den Gott ihr gab, sich entrissen hat, das zeigt uns jedes Tollhaus, das zeigt uns Paris in den Septembertagen 1792 und in einer langen, hierauf folgenden Schreckenszeit. Das Fleisch für sich allein, weiß, wie das unvernünftige Thier, weder von einem Gott noch von einem Gebet, es will nicht arbeiten, sondern nur genießen, es erkennt kein Gebot an, als das der sinnlichen Lust und Leidenschaft, die in seinen Gliedern herrscht. Da ist nie ein Frieden, sondern ein beständiger Neid und Haß und Krieg des Einen gegen den Andren; Furcht, nicht vor Gott und Gesetz, sondern vor dem Stock und Schwert des Zuchtmeisters allein, kann das Thier auf einige Zeit bändigen.

John Smith, in der männlichen Kraft eines Win=

dischgräz wußte allerdings der Rotte seiner Empörer eine heilsame Furcht vor der äußren Gewalt einzuflößen, aber er und Delaware, wie die Väter der Pflanzstaaten von Neuengland und der amerikanischen Republik suchten die Schaaren, deren Wohl ihnen treu am Herzen lag, vorerst nur zur Arbeit zu gewöhnen, denn mit der Arbeit zugleich kommt Zucht und Sitte, mit diesen ein gutes Gewissen und Gehorsam so wie Furcht vor Gott und dem Gesetz. Im Gegentheil suchen die Männer der modernen Republiken das leicht verirrte Volk zu entbinden von Arbeit, von Gehorsam, von Furcht vor Gott und Gesetz. Was wird das Ende ihres Werkes seyn?

VIII.

Rettungen
aus verschiedenen
Gefahren und Verlegenheiten.

---

1) Die rettende Heilkraft der kindlichen Liebe.

Die nachstehende kleine Geschichte ist entnommen aus den Erinnerungen der Felicie L. von Madame Genlis.

Jene furchtbare Krankheit, an welcher Ludwig XV., der 64jährige Wüstling starb, eine bösartige Blatternseuche, durch welche der Leib, noch lebend in aashafte Verwesung übergieng und stückweis sich auflöste, war von solch außerordentlich ansteckender Art, daß der giftige Aushauch des noch athmenden Leichnams auf manche, die sich ihm nahten, als ein tödtliches Gift wirkte. So starb ein Herr Letoriere an den Folgen seiner höflichen Theilnahme, als er nur die Thüre des königlichen Zimmers geöffnet und den Kranken zwei Minuten lang betrachtet hatte. Selbst die Aerzte mußten alle Vorsichtsmaßregeln, welche ihre Kunst ihnen an die Hand gab, anwenden, um sich vor der Ansteckung zu bewahren. Und dennoch blieben die Töchter dieses Königes, drei Prinzessinnen von zartem Körperbau und nicht mehr jugendlichem Alter, aus kindlich treuer Liebe bei Tag und bei Nacht an dem Bette und in der verpesteten Kammer ihres sterben=

den Vaters, um seiner zu pflegen, ohne sich durch Zureden der Aerzte wie der wohlmeinenden Freunde von der Ausübung dieser frommen Pflicht abwenden zu lassen. Alle Aerzte erklärten es deshalb für ein wahres Wunder, daß sie alle drei, nachdem sie bis zum letzten Augenblick fast allein den Kranken bedient und gepflegt hatten und jetzt von dem tiefsten Schmerz über seinen Hintritt erschüttert wurden, dennoch mit einem leichten Unwohlseyn davon kamen.

Der verstorbene König befand sich schon vor und bei seinem Tode in einem solchen Zustand der Fäulniß, daß die Aerzte erklärten, die Oeffnung des Leichnames sey unmöglich. Der Herzog von N. ein Mann schon bei Jahren rief ihnen, als ihr Concilium diesen Ausspruch that, zu: es sey unerhört, daß ein König nicht einbalsamirt werden solle. „Wohl gut, Herr Herzog,“ antwortete ihm Martiniere, als erster Chirurg des Königes, „die Oeffnung des Leichnams ist meine Sache. Sie aber, als erster Kammerherr, müssen bei dieser Operation anwesend seyn, und in einer goldnen Büchse das Herz des Königes, welches ich Ihnen übergeben werde, aufnehmen, zugleich aber habe ich die Ehre Ihnen anzuzeigen, daß weder Sie, noch ich, noch irgend Einer von denen, welche dieser Ceremonie beiwohnen müssen, nach acht Tagen noch am Leben sein werden.“ Der Herzog stund von seiner Forderung ab.

2) Die rettende Heilkraft eines frischen Muthes.

Die Türken, welche wir oft wegen ihrer Unwissenheit verächtlich anzusehen pflegen, sind darin bessere Psychologen als wir, daß sie, selbst in Zeiten der Pest dem freudigen Muthe, dem Vertrauen auf das Walten einer höheren, Alles lenkenden Macht Kräfte zuschreiben, welche der ansteckenden Einwirkung selbst jener Seuche widersteht, während

aus ängstlicher Furcht vor ihr der Kranke dieser Einwirkung in den meisten Fällen sehr bald unterliegt. Es giebt eine noch höhere Art der innren Bekräftigung gegen den vergiftenden Einfluß tödtlicher Seuchen als selbst die war, welche die kindliche Liebe den würdigen Töchtern des unwürdigen Vaters, in dem so eben erwähnten Beispiel verlieh. Von dieser höheren Art der Bekräftigung geben uns Männer einer seltneren geistigen Weihe, wie Borromäus einer war, den augenscheinlichen Beweis und wir werden bei andrer Gelegenheit solcher Siege des geistigen Lebens über alle Gewalten des leiblichen Todes erwähnen. Abgesehen jedoch von diesen Beweisen von höherem und höchstem Range für die angeborene Herrschermacht der Menschenseele über ihren Leib, giebt es auch andre von untergeordnetem Range, welche uns, namentlich in Beziehung auf die ansteckende Gewalt der Pest, so wie ähnlicher Seuchen es lehren, daß irgend eine kräftigere, lebendigere Aufregung des innren Menschen, sey dieselbe in den Gefühlen der Freundschaft und bräutlichen Liebe oder auch nur des jugendlich ritterlichen Muthes, ein besseres Gegenmittel gegen die Ansteckung der Pest seyn könne als alle Arten des aromatischen Essiges oder andrer gewürzhaften Säuren, mit denen sich die quatre voleurs so wie die alten und modernen Schüler des Aesculap gegen den Einfluß der Seuchen zu verwahren pflegten.

Der anonyme Verfasser eines englischen Werkes, das den einfachen Titel „Eothen", (aus dem Osten) führt, ein seinen Landsleuten wohlbekannter, geistreicher Mann, dessen Reiseberichte jedem Leser, der diese Art von belehrender und hierbei anmuthiger Unterhaltung liebt, sehr zu empfehlen sind, mag uns hier vorzugsweise als Beispiel jener wohlthätig abwehrenden Macht gegen den ansteckenden Einfluß selbst

der Pestseuche dienen, die in einem jugendlich ritterlichen Muthe liegt. Er selber gehörte seinen Ansichten nach zu den sogenannten „Non-Contagionisten", das heißt er glaubte nicht an die Nothwendigkeit, nach welcher ein Gesunder, der mit einem Pestkranken in Berührung kam, von derselben Krankheit ergriffen werden müsse, sondern im Vertrauen auf seinen kräftigen Körper und seinen guten Muth hatte er sich schon in Konstantinopel, wo während seiner Anwesenheit die Pest in hohem Grade herrschte, ohne alles Bedenken dem Begegnen und der Berührung mit den vielleicht pestkranken Bewohnern der türkischen Hauptstadt ausgesetzt. Nach einer, in andrer Hinsicht durch ihre Begegnisse höchst interessanten Reise durch Syrien und Palästina nahm derselbe seinen Weg nach Aegypten und zwar jenen kürzeren und minder beschwerlichen über Gaza, durch die militärische Heeresstraße, am Saume der Wüste hin, wo seit Ibrahim Paschas Vorsorge von einer Station zur andren immer, für Rosse und Menschen, ein Vorrath trinkbaren Wassers und von andren Lebensmitteln zu finden ist. Es war gerade zu der Zeit der großen, furchtbaren Pestseuche (im J. 1835) als er aus dem gelben Sande der Wüste in die grünen Auen und Palmenwälder des Nilthales eintrat. Nahe an den Thoren von Kairo kam ein Reiter in orientalischer Tracht und mit einem langen Bart auf ihn zugeritten, dessen Gesicht und Haltung die abendländische Abkunft verriethen. „Halten Sie an, mein Herr," rief er dem Reisenden auf französisch zu, „ich bitte Sie, reiten Sie nicht in die Stadt hinein, denn da herrscht die Pest an allen Enden." — „Ich weiß dieses wohl, aber" — — „Mein Herr, ich wiederhole Ihnen nochmals, die Pest, die Pest, von der Pest ist die Rede, ich beschwöre Sie die verpestete Stadt zu meiden."

Je eifriger der wohlmeinende Mann in seinen Warnungen wurde, desto kaltblütiger setzte der Andre ihm sein „aber“, „aber“ entgegen, endlich mußte der Franzose, denn dieses war der Entgegenkommende seiner Abkunft nach, es einsehen, daß es unmöglich sey, einen Engländer von seinem einmal festgefaßten Vorhaben abzubringen; der Reisende dankte für den so wohlgemeinten Rath und der Franzose setzte seine Flucht aus dem Bezirk der verpesteten Stadt hinaus auf das Land in Eile fort.

Es wäre damals nicht nöthig gewesen, daß ein vornehmer europäischer Reisender sich an einen Unterhändler gewendet hätte, um sich durch ihn eine anständige Wohnung zu verschaffen; alle Fremden hatten die Stadt verlassen, man konnte nach Belieben, und sogleich, in die wohleingerichtetsten Räume der leer stehenden, kahirinischen Paläste einziehen. Dennoch war die Empfehlung an Osman Effendi, einen eingebornen Schottländer, der in früher Jugend als Kriegsgefangener, wo nur die Wahl zwischen dem Tod und dem Koran ihm geblieben schien, aus fleischlicher Schwäche zwar den Glauben, nicht aber die Anhänglichkeit an Vaterland und Landsleute aufgegeben hatte, bei dem Eintritt in die große, fremde Stadt von sehr hohem Werth. Der arme Osman, tiefgebeugt durch die Furcht vor der Pest, deren Opfer er auch wirklich nach einiger Zeit wurde, nahm den Landsmann als einmiethenden Gast in eines seiner Häuser auf, hätte ihn hier gern vor jeder Gefahr der Ansteckung abgeschlossen, erschrack aber nicht wenig, als er wahrnahm, daß derselbe schon etliche Stunden nach seiner Ankunft, gleich einem fatalistischen Moslem, ohne alle Scheu ein öffentiliches Bad besucht habe.

Eigentlich war es die Absicht unsres Reisenden gewesen, nur einen oder etliche Tage in der ägyptischen Hauptstadt

zu verweilen, dann die Merkwürdigkeiten der Umgegend, vor allem die Pyramiden bei Ghizeh zu sehen, hierauf nach einem kurzen Abstecher in die Gegenden des obern Nillaufes bei Theben und bei Luxor, den Rückweg nach Syrien anzutreten. Es gab jedoch einen andren Grund, denselben der ihn überhaupt zur Einkehr in Kairo getrieben hatte, der ihn jetzt auch zum längeren Verweilen bewegte, dieses war die menschenfreundlichste Rücksicht, welche der wohlwollende Mann auf das Befinden eines seiner treuesten Diener nahm, dessen Gesundheit durch die Beschwerden der Reise sehr gelitten hatte. Ueberdieß machte auch das damalige Ausbleiben von Kameelführern, die sonst immer zum Weiterschaffen der Reisenden bei der Hauptstadt sich einfinden, einen Aufenthalt in Kairo nöthig, der sich, ganz gegen Erwarten unsres reiselustigen Engländers, bis zu neunzehn Tagen ausdehnte. Als er hier ankam, mochte die Zahl der an der Pest Sterbenden täglich 400 bis 500 betragen, sie stieg aber schon in der zweiten Woche auf 700 bis 800, in der dritten bis 1200 und bei Tage wie bei Nacht hörte man auf den verödeten Gassen keinen andren Laut, als das jämmerliche Geschrei der Klageweiber und Leidtragenden.

Zweimal während seines Aufenthaltes in der verpesteten Stadt wurde der sonst so furchtlose Mann von einem Grauen vor der Seuche überfallen. Einmal, als er einen Arzt, einen politischen Flüchtling aus Bologna, besuchte, um ihn wegen eines Halswehes, das ihn ergriffen hatte, um Rath zu fragen. Das Haus des jungen Doctors schien wie ausgestorben; kein Thürhüter oder andrer Diener führte ihn in das Wohnzimmer hinauf, welches nach mehrmaligem Anklopfen, der Arzt selber aufthat. Dieser bat den Fremden sich niederzusetzen. Der Engländer, zuerst

ein gewöhnliches Tagesgespräch beginnend, fragte auf Italienisch: „wie steht es mit der Pest?“ — „Siebenhundert Todte in einem Tage,“ antwortete der Doctor mit einem tiefen Seufzer, indem dabei sein bleiches, kummervolles Gesicht von einem Schweiße der Angst oder der krankhaften Aufregung überströmte, so daß der dicke Shawl, in welchen er sich gehüllt hatte, ganz feucht war. Der Engländer berichtete jetzt, was ihn hierher geführt habe, der Doctor schaute ihm, indem er mit einem silbernem Löffel seine Zunge niederdrückte, in den Hals, verschrieb ihm ein Recept und begleitete ihn bis an die Thüre. Nicht ohne mitleidiges Erschrecken bemerkte unser Reisender bei dieser Gelegenheit jene unheimlich rollende Bewegung der Augen, jenen fieberhaft wilden Blick des jungen Mannes, davon er gehört und gelesen hatte, daß sie ein Symptom der schon ausbrechenden Pest seyen.

Zwei Tage nachher sendete der Engländer seinen Diener Dimitri zu dem Doctor hin, um sich bei ihm über den Weitergebrauch der verordneten Arzneien zu erkundigen, und dieser Bote brachte die Nachricht, daß er am Eingang des Hauses der Bahre begegnet sey, auf der man die Leiche des jungen Arztes, der in der vorigen Nacht an der Pest gestorben war, heraustrug. Ohnläugbar erschien es, daß, als der Doctor mit seiner Hand das Kinn des Reisenden erfaßte und als er die Zunge ihm niederdrückte, er schon pestkrank war. Sein heißer, krankhafter Odem war bei dem Hineinschauen in die weitgeöffnete Mundhöhle des, im Vergleich mit ihm, leichten Patienten und in die Lunge von diesem eingedrungen; der Engländer bei diesem Gedanken, schüttelte sich ein wenig, ritt spazieren, und jene gefahrvolle Berührung mit einem Pestkranken gieng für den furchtlosen, gesunden Mann ohne Nachtheil vorüber.

Etwas bedenklicher war der zweite Fall, bei welchem derselbe sich der Gefahr des schweren Erkrankens ausgesetzt hatte. Eines Morgens, beim Ausgehen fühlte er, daß der Gluthwind der Khamsim wehete und von dieser noch ungewohnten Erscheinung körperlich ergriffen kehrte er in seine Wohnuug zurück. Als er aber hier bedachte, daß derselbe Wind ihn auch auf seiner weitren Reise überfallen könne, wo keine Möglichkeit sey ihm auszuweichen, beschloß er den Versuch zu machen, ob und wie weit seine Natur ein solches Begegniß werde aushalten können. Er ließ, alle Gegenvorstellungen seiner Reitknechte nicht achtend, sein Pferd sattlen, ritt hinaus nach dem eine Stunde weit von der Hauptstadt abgelegnen Fostat (Alt-Kairo) und hatte auf diesem Wege den erstickend heißen Wind so gerade und so steif sich entgegen, daß sein Gewand wie angegossen auf der glühend heißen Haut lag. Auf den Gassen wie auf dem sonst so lebhaft besuchten Wege nach Fostat hin war kaum ein Mensch zu sehen, Alle hatten sich in ihre Häuser und Hütten zurückgezogen und auch er empfand jetzt, daß es wohl besser für ihn gewesen wäre zu Hause zu bleiben, denn so fieberhaft angegriffen, so schmerzhaft unwohl an Haupt, Brust und Gliedern hatte er noch niemals in seinem Leben sich gefühlt.

Es ist eine anerkannte Sache, daß wenn die Pest an einem Orte in solcher Heftigkeit herrscht wie damals in Kairo, neben ihr keine andre Krankheitsform aufkommen und sich ausbilden kann, jede von diesen, sey sie auch nur ein Katharrh oder ein andre Male nicht sehr beachtbares Unterleibsleiden, geht dann alsbald in die Pest über. Zudem hatte er sich dem Winde in so starkem Maaße ausgesetzt, den man schon für sich allein als eine erregende oder in hohem Grade verstärkende Ursache jener furchtbaren

Seuche betrachtet. Was war mithin für ihn wahrscheinlicher, als daß dies Vorboten der ausbrechenden Pest seyen, da es ihm jetzt vor den Augen bald gelb bald schwarz wurde, da es in seinen Ohren so heftig sausste, daß ihm fast das Bewußtseyn vergieng, und als ihn Schwindel und Ueblichkeit so mächtig anwandelten, daß er kaum noch sich im Sattel zu halten vermochte.

In diesem Zustande kam er wieder bei seiner Wohnung an. Man half ihm vom Pferde; er nahm alle seine Kräfte zusammen, gieng hinauf in sein Zimmer, setzte sich da an seinen gewöhnlichen Ort. Den Bedienten, obgleich er bei den meisten derselben von ihrem treuen Ausharren bei ihm, auch im schlimmsten Falle versichert zu seyn glaubte, wollte er dennoch, um sie nicht vor der Zeit in Sorge und Furcht zu setzen, von seinem Erkranktseyn nichts merken lassen, er ließ sich deshalb, so wie sonst, sein Mittagsessen auftragen, entfernte jedoch den dabei aufwartenden Diener durch einen Auftrag aus dem Zimmer und sobald dieser hinaus war, brachte er von den Speisen, vor deren Genuß ihm lebhaft eckelte, so viel auf die Seite, als er etwa sonst, bei seinem gewöhnlichen, guten Appetit verzehrt haben würde.

Die Bedienten kamen wieder; sie räumten den Tisch ab, der Herr, wie er dieß immer während der heißen Stunden des Nachmittags zu thun pflegte, streckte sich hin auf den Divan, nahm zum Schein seine lange Pfeife in den Mund, hielt, gleich wie lesend ein Buch in der Hand, obgleich seine Augen, wie von einem schwarzen Flor umhüllt, zum Erkennen der Buchstaben untauglich waren.

Mitten in diesem peinlichen Zustand wandelt den Kranken eine heilsame Regung des Instinctes an, welche mit jedem Augenblick stärker und dringender wird. Es erwacht in ihm ein unbeschreibliches Verlangen nach einer

Tasse Thee. Aber die Stunde zum Theetrinken war noch nicht gekommen; den Bedienten würde die Aenderung der gewohnten, strengen Ordnung auffallend und vielleicht verdächtig gewesen seyn; mit einer geduldig erscheinenden Ungeduld, gar oft nach dem so langsam fortschleichenden Zeiger der Uhr blickend, wartet er die gewöhnliche Theezeit ab. Endlich bringt man den Kessel, er nimmt eine tüchtige, handfeste Portion der Theeblätter zum Aufguß und trinkt von diesem einige Tassen, so heiß als möglich. Kaum ist der starke Thee in seinem Magen da fühlt er sich wunderbar erleichtert, die Haut, vorhin von trockner Fieberhitze glühend, wird wieder thätig, ein wohlthuender Schweiß bricht aus; das Wehethun im Unterleib verschwindet, das Athmen wird wieder leicht, der Kopf frei von Schmerz und Benommenheit, die Glieder wieder kräftig und zu jeder Bewegung geschickt. Mit der fieberhaften Spannung zugleich sind ihm alle seine Sorgen und Beängstigungen vergangen, er geräth in die heiterste Stimmung, legt sich gut zugedeckt ins Bette, genießt einen ruhigen Schlaf und erwacht am andern Morgen als ein vollkommen Gesunder.

Allerdings mögen diese beiden Fälle als ein Beweis für die Lehre der Nichtcontagionisten gelten, nach welcher die Pest nur bei schon vorhandner Stimmung des Körpers zu ihrer Aufnahme, nicht aber unbedingt ansteckend wirken soll. Dennoch wären solche Bewahrungen der Gesundheit unter den möglichst ungünstigen und verderblichen Einflüssen nur bei wenig andren Naturen so wie bei der lebensfrischen und lebensmuthigen unsres „Rindfleisch essenden Engländers" möglich gewesen. Namentlich dieß bei einer so furchtbaren Pestepidemie als die damalige in Aegypten war, an welcher in Alexandria aus einer Bevölkerung von 25,000 Menschen 12,000 hinwegstarben, und auch die Einwohnerzahl von

Kairo, die vor der Pest auf 200,000 geschätzt war, fast zur Hälfte zusammenschmolz. Von den Leuten in dieser Stadt, mit denen unser Reisender während seines dortigen Aufenthaltes in Geschäftsverbindung getreten oder bekannt geworden war, wurden die Meisten, troß ihres furchtsamen sich Abschließens von dem Verkehr mit den andern Bewohnern der Stadt von der Pest ergriffen und jeder, den dieß betraf, unterlag der Krankheit.

Uebrigens dürfen wir bei dieser Gelegenheit es auch nicht versäumen den edlen Eigenschaften des Thees, zu dessen Benutzung als Getränk, wie Liebig so treffend sagt, den Menschen ein heilkräftiger Instinct hingeführt hat, ein ihm gebührendes Lob zu sprechen. In China, wo die Sitte des Theetrinkens seit Jahrtausenden besteht, hält man den Thee für ein Heilmittel fast gegen alle mögliche Arten des Uebelbefindens und der Arzt hat nur das wie viel, wie stark und das wie oft bei der Anwendung zu bestimmen. Reisende, durch Länderstriche, in denen alle andre Mittel der leiblichen Anregung und selbst die gewohnten, zuträglichen Arten der Nahrungsmittel fehlten, haben in dem Thee eine unübertreffliche Kraft erprobt die ermüdeten Glieder, das verdüsterte Gehirn neu zu erfrischen und zu beleben, oder für die bevorstehenden Anstrengungen sie zu stärken. Auch den Freunden und Beförderern der Mäßigkeitsvereine sind jene Eigenschaften des Thees in ganz außerordentlicher Weise zu statten gekommen, indem sich gezeigt hat, daß dieses Getränk selbst jenen Unglücklichen, welche so ganz in die Sklaverei des Branntweingenusses versunken waren, daß sie ohne denselben nicht mehr leben konnten, einen Ersatz zu geben vermag, welcher ohne allen Nachtheil für das Leben und die Gesundheit das plötzliche Ablassen von der heillos bösen Gewohnheit möglich machet.

3) Die Rettung eines lebendig Begrabenen aus seiner tiefen Gruft.

Der Mensch, dessen merkwürdige Rettungsgeschichte wir hier erzählen, war nicht etwa als ein scheinbar Todter, von Menschenhänden hinabgesenkt worden in sein engummauertes, fest verschloßnes Grab, sondern mitten im fröhlichen Genuß und im Spiel des jugendlichen Lebens hatte jene Hand, deren Macht die Elemente bewegt, ihn unter den zusammenstürzenden Trümmern der Häuser, neben Todte und Sterbende begraben. Und diese Hand allein, welche Wunder thut ohne Aufhören, im Himmel wie auf Erden, hatte ihn auch nach ihrer unbegreiflichen Macht vor dem unvermeidlich scheinenden Tode bewahrt und ihn gegen alles menschliche Vermuthen und Erwarten, in seinem langandauernden, ohnmachtähnlichen Schlafe am Leben erhalten. Wir legen den urkundlich ausgefertigten Bericht des Geretteten unsrer Erzählung, großentheils wörtlich treu zu Grunde, und erwähnen nur noch, daß Ciaborri damals, wo ihn das furchtbare Ereigniß betraf, ein Knabe von dreizehn Jahren, als er es aus eignem Antrieb und auf Ansuchen Andrer niederschrieb, ein Jüngling von siebenzehn Jahren war.

Ich Unterzeichneter, Guiseppe Ciaborri aus Cerretto*) bezeuge hiermit unter eidlicher Betheurung, die reine und lautere Wahrheit alles Dessen, was ich jetzt erzählen werde, damit es Alle, welche Gott lieben und fürchten, zum Preise Gottes und zur Erkenntniß Seiner unend-

*) Dieser kleine Ort liegt am Vesuv und wurde, sammt seiner Umgegend, namentlich im 17. Jahrhundert mehrmalen vom Erdbeben schwer heimgesucht.

lichen Güte führen möge, durch welche es Ihm, nach Seiner Barmherzigkeit gefallen hat, mich armen Sünder am 5. Junius 1688 und die folgenden zwölf Tage auf eine wunderbare Weise zu erhalten.

Im Jahr 1688 den 5. Junius nach vier Uhr Nachmittags am heiligen Pfingstabend befand ich mich auf einer Gasse der Stadt, nahe bei meinem väterlichen Hause, in Gesellschaft von mehreren meiner Mitschüler. Da entstand plötzlich ein starkes Erdbeben und ein furchtbares Getöse, so daß wir alle, vor Schrecken außer uns, davon liefen. Während wir aber so aus allen Kräften liefen um uns (hinaus ins Freie) zu retten, stürzten die Häuser auf beiden Seiten der Gasse zusammen, und auf diese so wie über uns herunter, so daß wir von den einfallenden Mauern ganz überschüttet und vergraben wurden. Es war Gottes wunderbarer, gnädiger Rathschluß, daß ich mitten in dieser Todesgefahr sollte am Leben erhalten werden; ich wurde dadurch, daß die niederstürzenden Mauerstücke sich so neben und über einander fügten, daß ich in einen leeren Zwischenraum zu liegen kam, vor dem Tode, ja sogar vor jeder Verwundung und Verletzung bewahrt. Alle meine Mitschüler waren augenblicklich todt geblieben, einen Einzigen ausgenommen, welcher neben mir war, und noch eine Zeitlang, so viel ich urtheilen konnte etwa zwei Tage an meiner Seite, in unsrem tiefen Grabe lebendig blieb. Wir trösteten uns gegenseitig und beteten mit einander bis ihm die Sprache und die Sinnen vergiengen, und er durch den Tod von seinen Leiden erlöst ward. Ich lag, weil ich mich in meinem engen Raume nicht zur Seite bewegen konnte, fest an seinen Kopf angedrückt und litt von dem Geruch seines verwesenden Körpers ganz unsäglich viel. Doch erhielt mir Gott meinen Verstand und meine volle

Besinnungskraft. Ich ließ daher nicht ab, Ihn um Seine Gnade anzuflehen, und mich Seinem heiligen Willen kindlich zu ergeben. Uebrigens war meine Stellung in dem Mauerngrabe nicht gar zu unbequem, denn obgleich ich es nicht vermeiden konnte, mich an den Kopf meines todten Leidensgefährten eng anzulehnen, war doch für den Leib so viel Raum da, daß ich kleine Wendungen machen, und selbst die eine Hand ein wenig bewegen konnte. Der Durst war meine größeste Qual, ich suchte ihn durch Lecken an dem feuchten Gesteine, und da sein heftiger Drang jeden Eckel überwand, selbst dadurch zu stillen, oder wenigstens zu täuschen, daß ich von der ausgesonderten Flüssigkeit meines eignen Leibes mit der Hand einzelne Tropfen zu meinem Munde brachte. Von Hunger empfand ich kaum eine Anwandlung.

So sehr ich auch meinte auf Alles was Gott über mich verfügen wolle, gefaßt zu seyn, kamen mir doch gar oft Augenblicke, ja Stunden, in denen ich mit furchtbarer Todesangst zu ringen hatte. An Leib und an Seele gesund, sahe ich nichts als den langsam nahenden, jämmerlichen Tod vor mir, meine Unruhe war zuweilen so heftig, daß sie mir den Athem rauben und das Herz abdrücken wollte. Aber der allmächtige, gütige Gott, welcher wollte, daß ich Seine Ehre unter den Lebenden ausbreiten sollte, half mir und stärkte mich, daß ich in den Wogen der Verzweiflung nicht untergieng; Er ließ mich in einen sanften, tiefen Schlaf verfallen, aus dem ich zuletzt nur auf einzelne Augenblicke zu mir kam, so daß mir die zwölf Tage der Gefangenschaft, welche ich in meinem finstren Grabe zubringen mußte, meist unvermerkt vergiengen.

Als ich jedoch zuletzt wieder einmal — wie ich nachher erfuhr, war es der dreizehnte Tag seit meinem lebendigen

Begrabenwerden — aus meinem Schlummer erwachte, da stieg die Angst und die Betrübniß meines Herzens aufs höchste; ich raffte meine wenigen, schon im Kampfe mit dem nahen Tode ringenden Kräfte zusammen, flehete die Barmherzigkeit Gottes inbrünstig an, und nannte auch im Drange meines geängsteten Herzens die süßen Namen meiner lieben Eltern. Ich rief sie um Hülfe an, obgleich ich ja nicht die entfernteste Wahrscheinlichkeit vor mir hatte, daß sie oder andre mir helfen könnten.

In diesem Augenblick hörte ich ein Geräusch und bemerkte, ich weiß nicht zu sagen auf welche Weise, eine Bewegung oben über mir. Da muß in mir plötzlich, so wenig ich mir, in der Erinnerung desselben bewußt bin, eine neue Hoffnung des Lebens erwacht seyn, ich schrie, so laut und so stark ichs noch vermochte, um Hülfe, und man hörte mich. Zehn Personen fiengen an zu arbeiten, um durch Hinwegräumen der Mauernstücke meine Gruft zu öffnen, und nach zwei Stunden war ihnen dies gelungen, der mehrere Ellen hoch über den Steinen, darunter ich lag, aufgehäufte Schutt war, ohne durch sein Hinabriesseln mich zu ersticken, hinweggeräumt, die großen Steine waren gehoben, ich sahe wieder das Tageslicht, athmete wieder frische Luft. Man hob mich heraus und brachte mich, am Leibe matt und kraftlos wie einen Sterbenden, an Verstand aber ungeschwächt in die Arme meiner lieben Eltern, welche bereits auf die Nachricht, daß man unter dem Schutt eine Stimme gehört habe, herbeigeeilt waren und in der Nähe standen.

Der geschickte Arzt, Dominicus d'Adoni nährte mich zuerst drei Tage lang nur mit sehr gut gewählten Brühen, ich kam allmälig wieder zu Kräften, und bald ganz zu meinem früheren Wohlbefinden.

Jetzt, da ich dieses schreibe, sind bereits vier und ein

halbes Jahr seit meiner Befreiung und gleichsam Auferstehung aus dem Grabe verflossen. Ich habe alles dieses erzählt, um die Wohlthaten, die mir der Höchste erwiesen hat, auch gegen Andre zu preisen. Ewigen Dank sage ich diesem Gott der Gnade, daß er mich aus den Banden des Todes errettet hat. Ganz besonders aber und am meisten dafür, daß Er mich durch dieses Ereigniß zur Besserung meines Sinnes und Herzens gebracht hat. Ich übergebe und opfre mich Ihm ganz, und bitte Ihn aus Herzensgrunde mich mehr und mehr mit den Gaben seines Geistes zu segnen, damit ich nie unterlasse Ihn zu verherrlichen, bis er mich nach Seiner unermeßlichen Liebe selbst verherrlichen wird in Seinem Paradiese. —

Urkundlich bezeugt und niedergeschrieben zu Cerretto am 19. Nov. 1692.

4) Eine Rettung aus den Händen der Raubmörder.

Die Weise, in welcher diese Rettung geschahe, war allerdings höchst seltsam, und die Erfindung derselben konnte nur aus dem Kopfe eines armen Judenweibes kommen, auf deren religiöse Sitten sie sich bezog, die Folgen aber, welche jene Rettung eines Einzelnen für die äußre Ruhe und polizeiliche Sicherstellung eines ganzen Landstriches hatte, waren so bedeutend, daß schon deßhalb die Geschichte davon einer Erwähnung verdient.

Stephan Schulz, der gelehrte, durch seine zwanzigjährigen Missionsreisen unter den Juden in Europa, Asien und Afrika berühmte, nachmalige Professor der Theologie in Halle erzählt sie, in dem zweiten Bande seiner zwar fast vergessenen, noch immer aber sehr interessanten und lehrreichen Reisebeschreibung. Er erfuhr dieselbe aus dem

Munde der dortigen Bewohner, als er im Jahr 1747 sich auf dem Wege von Breslau durch Polen an die Jablunka befand und hatte Gelegenheit durch die eignen Erfahrungen, die er auf dieser Reise machte, von der Wahrheit der Erzählung sich zu überzeugen.

Er befand sich mit seinem Reisegefährten zu Slonien, in der jetzigen russisch-polnischen Statthalterschaft Gradno. Hier traf er mit einem reisenden Juden aus Volhinien zusammen, gebürtig aus Harche, bei Brodde, der sich ihnen zum Begleiter anbot. Der Israelit war mit dem Zustand des Landes, namentlich in Beziehung auf Sicherheit oder Unsicherheit der Wege sehr genau bekannt. Schulz wußte, daß bei der damaligen schlechten polizeilichen Beaufsichtigung und innre Unordnung, welche dort herrschte, viele Gegenden von ganzen Banden der Räuber und Raubmörder durchstreift würden; von Banden, welche häuptsächlich aus abgedankten, brodlos herumirrenden Soldaten bestunden. Er befragte den Juden darum und dieser versicherte, daß man seit einiger Zeit in seiner heimathlichen Gegend mit einer goldnen Krone auf dem Haupte würde herumgehen können, ohne einen Anfall von Dieben oder Räubern befürchten zu müssen; der Fürst von Ochroniev habe das Land weit umher von allem Raub- und Diebsgesindel gesäubert und seinen Unterthanen und Nachbarn vollkommne Sicherheit davor verschafft, seitdem er einmal selber, in einer jüdischen Branntweinschenke mit den Räubern aus einem Glase getrunken.

„Ei wie geschahe das?“ fragte der deutsche Reisende.

„Der Fürst von Ochroniev,“ so erzählte der Israelit, „war mit einer Schaar seiner Leute auf die Jagd gegangen; mitten im Walde verfolgte er die Spur eines Wildes, verirrte sich von seinen Jägern und kam endlich, nach langem

Herumirren bei einer einsam gelegnen Schenke an, die etwa zwei Meilen von seiner Residenz entfernt ist. Hier war er auf einmal wieder auf bekanntem Wege, und da es ziemlich kalt und seine Kleidung durchnäßt war, stieg er von seinem Pferde ab und gieng hinein in das Haus, um sich ein wenig zu wärmen. Drinnen im Zimmer findet er acht abgedankte Soldaten, welche beim Branntweinglase saßen. Sobald diese den fremden, ihnen unbekannten Gast sahen, begehrten sie Tabak von ihm, er aber konnte ihre Forderung nicht befriedigen, denn er trug so eben keinen Tabak bei sich. Die rohen Gesellen trinken ihm von ihrem Branntwein zu, und er sieht sich gezwungen ihnen Bescheid zu thun, und muß ihnen in Folge davon, eine Flasche solchen Gesöffes bringen lassen. Er bemerkt jetzt wohl, in welcher Gefahr er sich hier unter diesen Leuten befinde. Außer ihm war nur noch die Wirthin allein im Hause; der Mann derselben war ausgegangen. Als die Kerle nach ihrem Begehr von dem fremden Gaste die Flasche Branntwein erhalten haben, fodern sie ihm, in gut communistischer Weise all sein Geld ab. Obgleich er sie mit dem Bescheid abzuweisen sucht, daß er kein Geld habe, achten sie dennoch darauf nicht, sie halten ihn fest, durchsuchen seine Taschen, und finden darin eine Börse, die der Fürst zufällig bei sich trug, gefüllt mit 70 Ducaten. Obgleich sie zu seinem Glück den unter dem Ueberrock verborgnen Stern an seinem Kleide nicht bemerkt hatten, vermuthen sie dennoch aus dem reichen Funde, den sie so eben gemacht, daß der Fremde ein Mann von einiger Bedeutung seyn müsse und theils aus Furcht entdeckt zu werden, theils aus Raubgier, um seiner Kleider sich zu bemächtigen, beschließen sie ihn umzubringen. Die Wirthin aber mit dem eigenthümlichen Scharfblick ihres Volksstammes und ihres Geschlechts, hatte

den Stern hervorschimmern sehen, und aus diesem Abzeichen geschlossen, daß der Fremde wohl gar der Landesherr sey. Sie tritt näher zu dem Tische hin, an welchem die Raubmörder saßen, „ich bemerke und verstehe," sagt sie leise zu diesen, „was ihr im Sinne habt, ihr wollt den Mann, der dort am Ofen steht, umbringen, und ich werde euch nicht verrathen, wenn ihr thut was ich von euch begehre. Der Mann hat ein sehr feines Hemd an, aus dem ich mir ein Schabbashemde kann machen lassen, das sollt ihr mir geben." Die Communisten versprechen es, ihr das Hemde zu geben. — „Ja," sagt die Jüdin, „ich glaube wohl, daß ihr mir das Hemde geben wollet, wenn ihr den Fremden erschlagen habt, aber ich kann es dann nicht brauchen, weil es blutig seyn wird, und ein Schabbashemde darf von keinem Tropfen Blutes befleckt worden seyn, sonst ist es auf immer unrein. Wißt ihr was, der Mann hat nasse Kleider, ich will ihn überreden, daß er in eine Kammer gehe, und ein altes Hemd von meinem Manne anziehe, darin könnt ihr ihn nachher todtschlagen." Die Raubmörder waren dies zufrieden, denn die Stiege zu der Thür der Kammer führte aus dem Zimmer zu dieser hinauf, darin sie saßen, sie meinten, der Gast könne ihnen nicht entkommen. Die Wirthin gibt ihnen noch eine Flasche Branntwein zum Besten, sagt einige Worte zu dem Herrn und dieser folgt ihr hinauf zur Kammer.

Der Fürst war ein feinerer Beobachter als die halbtrunkenen, rohen Gesellen, die so zu ihrem Vortheil, das was er bei und an sich trug, mit ihm getheilt hatten, und ihm jetzt außer seinem Geld auch noch die Kleider und das Leben nehmen wollten. Er hatte aus einzelnen Worten, die er aus ihrem leisen Gespräch, auf das er, mit abgewendetem Gesicht gar nicht zu merken schien, noch mehr

aber wenn er zuweilen einen verstohlenen Blick auf sie warf, aus ihren Mienen und Geberden, den Mordplan errathen, mit welchem sie umgiengen, eben so hatte er aus dem ehrerbietigen Benehmen und aus den Mienen der Wirthin verstanden, was sie zu seinem Besten im Sinne habe. Es bedurfte da, zwischen den beiden keiner langen Verständigung. Eine Thüre, von welcher die Raubmörder nichts wußten, führte aus der Kammer über einen Gang in den Hof hinab, diese öffnet die Jüdin so leise als möglich, setzt sich mit dem Herrn in einen leichten Jagdschlitten und sie, welche mit allen Oertlichkeiten und Wegen des Waldes wohl bekannt ist, bringt ihn sehr bald zu der Gegend hin, wo seine Jäger und Bedienten waren.

Das erste, was hier der Fürst that, war, daß er seinen Leuten Befehl gab, das Schenkhaus zu umringen. Diese Ordre wurde schnell vollzogen, und man bemächtigte sich der meisten jener Mordgesellen, nur etliche entkamen. Die gefangenen Communisten erhielten sogleich ihren wohlverdienten Lohn am Galgen, die Jüdin aber bekam für ihre treue Hülfe nicht nur das gewünschte, feine Schabbashemde, sondern außer diesem die 70 Ducaten, die man den Räubern wieder abgenommen hatte und auf sechs Jahre Befreiung von allen Pachtabgaben für ihr Haus und ihre Schenkwirthschaft.

Der Fürst, seitdem ihm selber die Gefahren eines solchen Communismus so nahe an das Leben getreten, brauchte von nun an einen besseren Ernst zur Sicherung seiner friedlichen Unterthanen und ihres Eigenthumes. Alles verdächtige Gesindel jenes Gewerbes wurde aufgegriffen, in Verwahrung gebracht, und je nach Befund an den Galgen gehenkt, so daß bald die ganze Gegend von Räubern gesäubert war.

5) Kühne List gegen tückische Hinterlist.

Derselbe Stephan Schulz, aus dessen Reiseberichten wir die vorherstehende kleine Rettungsgeschichte entlehnten, erzählt eine andre, die sich ebenfalls zu seiner Zeit in Polen zugetragen hat. Sie erinnert zwar einigermaßen an jene, wo ein Bedienter in einer großen europäischen Hauptstadt, welcher Geld für seinen Herrn trug, von einem Räuber, der ihn in einem abgelegnen engen Gäßchen angefallen und ihm sein Geld genommen hatte, sich die Gunst erbat, daß er ihn mit seiner geladnen Pistole durch den Rock schießen möchte, damit sein Herr sähe, daß ihm wirklich das Geld mit Gewalt genommen sey, sie ist aber, in der Weise, wie der Beraubte seinen Räuber überlistete, von ungleich handfesterer, kühnerer Art als die That des französischen Bedienten.

Was wir hier erzählen, das hat sich vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts in einer damals durch Räuber und Mörder sehr unsicher gemachten, waldigen Gegend des jetzigen Großherzogthums Posen zugetragen; Stephan Schulz erfuhr die Geschichte, als er im Jahr 1743 in jener Gegend reiste.

Er war damals, am 7. März, ganz allein durch den Wald zwischen Birnbaum, Wierschebaum und Schwerin an der Warthe gegangen und an dem zuletzt genannten Orte, wo er bei seinem Freunde, dem Pfarrer Willich eingekehrt war, wunderte man sich sehr über diese Kühnheit. Schulz fragte, warum man aus der Fußreise durch einen solchen Wald, dergleichen er schon so manchen durchwandert habe, etwas so Besondres mache? denn außer den vielen sich durchkreuzenden Fußsteigen, auf deren einem er auf seiner Hinreise nach Birnbaum irre gegangen sey, habe

er nichts bemerkt, das ihm auffallend gewesen sey. Die Leute in Schwerin antworteten ihm, daß er dann wohl vom Glück zu sagen habe, wenn ihm nichts Andres zugestoßen sey, als ein Verirren auf den vielerlei Fußsteigen, was auch Solchen begegne, die in dieser Gegend zu Hause und aufs beste bekannt wären. Aber eben diese Fußsteige könnten gar leicht zu ganz andren Unglücksfällen führen als zu einem bloßen Irregehen, denn sie seyen absichtlich von den Räubern angelegt, welche in dem Walde hausten und daselbst viele Mordthaten verübten. Zwar habe man sich schon viele Mühe gegeben, um diese Diebesbanden zu vertilgen, auch habe man hin und wieder einzelne Mitglieder derselben ergriffen und hingerichtet, ja vor etlichen Jahren sey, durch einen sonderbaren Anlaß eine ganze Bande solchen Gesindels in ihrem Schlupfwinkel entdeckt worden, und großentheils in die Hände der Gerechtigkeit gerathen, aber dennoch fehle noch ungemein viel daran, daß der Wald davon gesäubert sey, denn noch immer würden häufige Räubereien und Mordthaten darinnen verübt.

Stephan Schulz erkundigte sich weiter nach dem sonderbaren Anlaß, der zur Entdeckung und zum Einfangen der Communistenbande geführt habe, und man berichtete ihm darüber Folgendes:

Vor einigen Jahren gieng ein Metzgersgesell durch den Wald, welcher eine lederne Geldkatze um den Leib trug, darinnen einige hundert Thaler Geld waren, für welche er, in Auftrag seines Herrn Vieh einhandeln sollte. Nahe bei Wierschebaum kehrt er in ein Wirthshaus ein, um etwas zu trinken. Der Wirth betrachtet seinen Gast, und indem er ihm den Trunk hinsetzt, äußert er seine Verwundrung und sein Bedenken darüber, daß er sein vieles Geld so offenbar, daß Jeder es sehen könne, an sich trüge,

und dabei noch ganz allein durch den Wald gehen wolle. „Wißt Ihr denn nicht,“ so fragt er, „daß der Wald voll Räuber und Mörder ist, die einen Menschen wohl um etlicher Groschen, geschweige um mehrerer hundert Thaler willen todtschlagen?“

„Ei,“ sagt der Metzger, „wohin soll ich den schweren Pack Geldes thun als in meine lederne Katze, wo ich ihn auf den Hüften trage ohne die Last zu spüren. Und was die Räuber betrifft, so habe ich gegen diese fünferlei Hülfe bei mir. Die erste und beste ist die Hülfe Gottes, die andre ist mein guter, starker Metzgerhund, die dritte mein Hirschfänger, die vierte und fünfte mein frischer Muth und kräftiger Arm.“ Der Wirth weiß hierauf nichts mehr zu sagen, er läßt ihn gehen.

Der Metzger war bereits fast bis gegen die Mitte des Waldes gekommen, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken, da tritt aus dem Gebüsch ein Kapuzinermönch zu ihm hervor. Dieser scheint von ganz zaghafter Natur zu seyn, er spricht mit ängstlicher Stimme: „Ach wie ist mir es doch so lieb, daß ich Jemand in diesem bösen, dicken Walde antreffe, wo es so unsicher seyn soll. Möchte er mich wohl mit sich und in seinen Schutz nehmen, bis wir zum Wald hinaus sind?“ Der Metzger bewilligt die Bitte gern, und die beiden gehen mit einander fort.

Den Mönch scheint bei jedem Geräusch in dem Wald eine große Furcht anzuwandeln, er drängt sich ängstlich an seinen Begleiter und fragt: „Ach wie wird es uns ergehen, wenn jetzt plötzlich Räuber hervorbrechen und uns überfallen.“

„Da sey er nur ruhig, Herr Pater,“ sagt der Metzger. „Sieht er da meinen großen Hund? der ist so brav, daß er allein mehr denn drei Räuber zerreißt, wenn sie die Hand an mich legen wollen und mein Hirschfänger ist auch

nicht stumpf.“ „Ist das Gewehr wirklich scharf?“ fragt der Kapuziner. — „Das kann er sehen,“ sagt der Andre, „ich „habe es erst frisch schleifen lassen.“

Der Metzger zieht den Hirschfänger ein wenig aus der Scheide, der Mönch, um Erlaubniß bittend, zieht ihn vollends ganz heraus. „Ich darf wohl,“ sagt er, indem er die Klinge betrachtet, „eigentlich mit keinem Gewehr umgehen, indeß, da wir hier allein sind und keiner meiner Ordensbrüder und Bekannten es sieht, kann ich wohl auch ein solches Ding einmal genauer betrachten.“ Hierauf faßt er den Hirschfänger, den er anfangs ganz ungeschickt in der Hand gehalten, bei seinem Griffe an und macht damit so komische Luftsprünge und Fechterschwänke, daß sein ehrlicher Begleiter herzlich darüber lachen muß. Mitten jedoch in diesem gewandten Spiele führt er einen so geschickten Streich nach dem Kopfe des Hundes, daß er diesem vorn bei der Stirn die Schnauze durchhaut; das treue, schöne Thier thut einen lauten Schrei und stürzt todt zusammen. Jetzt wendet sich der verkappte Raubmörder, denn dieses war er, schnell zu dem Metzger, packt diesen bei der Brust und ruft ihm mit geschwungenem Hirschfänger zu, er solle sein Geld hergeben, dann wolle er seines Lebens verschonen. Der Metzger, ohne sich lange zu besinnen, sagt: „Herr, ich bin in eurer Gewalt, ich muß euch schon mein Geld geben. Wenn ich aber ohne dasselbe wieder zu meinem Meister komme, wird mirs dieser nicht glauben, daß mirs mit Gewalt abgenommen ist, darum macht mir ein Zeichen, daran Jedermann erkennen kann, daß ich unter Mörderhände gefallen sey.“ Der in die Mönchskutte vermummte Communist fragt ihn, was er unter diesem Zeichen meine und der Metzger sagt: „Das Beste wird wohl seyn, wenn ihr mir meine rechte Hand abhauet. Der Raubmörder ist dies

zufrieden und der Andre bittet ihn nur noch, daß er den Hieb so einrichten solle, daß die Sache gleich mit einem Male abgethan sey und der Schmerz nicht zu lange daure. Er wolle die Hand hieher auf einen glatt abgesägten Baumstamm legen, der Herr möge dann nur gut nach dem Gelenke zielen und recht stark zuhauen, daß die Hand gleich ganz heruntergehe.

Der Metzger streift sich den Rockärmel und das Hemde hinauf und legt die bloße Hand mitten auf den Baumstamm hin. Der Räuber mit dem Auge zielend holt zu einem mächtigen Hiebe aus und führt diesen mit aller Kraft auf die Hand zu. Aber in demselben Augenblick zieht der Andre mit Blitzesschnelle sie zurück, die scharfe Klinge des Hirschfängers fährt in den Baum hinein und bleibt fest in dem Stamme stecken. Der Metzger läßt dem Mörder keine Zeit das Gewehr wieder heraus zu ziehen, sondern er packt ihn mit seiner starken Faust bei der Gurgel, wirft ihn zu Boden, giebt ihm noch so manchen tüchtigen Stoß und Schlag, daß der Kerl sich kaum noch rühren kann, dann bindet er ihm mit einem guten Stricke, den er zum Geschäft seines Viehhandels bei sich führte, Hände und Füße, verwehrt ihm das laute Hülfeschreien durch einen Knebel, den er ihm in den Mund steckt und läuft nun eilig nach Schwerin zurück, wo er das, was ihm geschehen, vor Gerichte anzeigt. Ein Trupp Bewaffneter wird hinausgeschickt in den Wald, diese bringen den wacker durchbläueten Communisten herein in die Stadt, wo man ohne ihn weiter zu schlagen oder zu peinigen bloß durch ein von Zeit zu Zeit ihm verordnetes strenges Fasten ihn bald so zahm machte, daß er den verborgnen Aufenthaltsort und die Orte der Zusammenkünfte seiner Mordgesellen offenbarte, von denen eine gute Zahl ertappt und hingerichtet wurde.

Der Einfall, durch den der Metzger sich rettete, war allerdings originell und kühn genug. Hätte der ehrliche Bursch seine Hand nur um eine Secunde zu früh oder zu spät zurückgezogen, dann wäre es nicht um sein Geld allein, sondern um sein Leben geschehen gewesen. Von den fünferlei Hülfen jedoch, deren Begleitung er sich rühmte, sind ihm vor allem die erste und nach dieser die beiden letzten so gut zu statten gekommen, daß er unverletzt der großen Gefahr entgieng.

6) Die aufgedrungene, böse Bewirthung.

Die beiden, vorherstehend erwähnten Gefahren unter Raubmördern erlebte Stephan Schultz nicht in eigner Person, sondern theilte sie nur aus fremden Berichten mit; die dritte aber, von welcher wir hier reden wollen, stieß ihm selber zu und zwar in demselben Lande, wo die beiden ersteren sich ereignet hatten.

Es war auf seiner ersten Reise durch Polen nach Ungarn, die er in Gesellschaft eines jungen Theologen, Namens Bennewitz, machte, welcher der polnischen Sprache vollkommen mächtig war, als Schultz, am 17. Sept. 1747 nach Lublin, nahe vor Krakau kam. Ein junger Mensch hatte sich den beiden Reisenden, die wie er zu Fuße giengen, beigesellt, welcher in Lublin eine Bedientenstelle suchte. Es war noch am Vormittag und die Witterung ziemlich heiß, die beiden Reisenden freuten sich, da sie schon nahe vor sich eine hohe Mauer sahen, die sie für die Stadtmauer hielten, weil sie jetzt bald dem Staub der Straße zu entkommen hofften. Da trat ein Mann zu ihnen in einem grünen Kleide, das zwar ziemlich abgetragen aussahe, dabei aber von ziemlich feinem Tuche war und golddurchwirkte Knöpfe hatte. An seiner Seite trug er einen alten Soldatendegen

und auch sein übriges Aussehen war so, daß ihn unsre beiden Deutschen für einen alten, am Thore Wache stehenden Stadtsoldaten hielten. Diese Meinung wurde noch dadurch verstärkt, daß er die Reisenden darüber ausfragte, woher sie kämen, wohin sie wollten? Sie beantworteten ihm diese Frage und nachdem er den aus der Gegend selber gebürtigen Bedienten hatte gehen lassen, hieß er die beiden Fremden ihm folgen. Diese, noch immer in dem Wahne, daß sie schon nahe am Thore wären, und daß der Mann ein Visitator sey, der ihr Gepäck durchsuchen wolle, giengen unbedenklich hinter ihm drein.

Der Mann führte sie gegen die hohe Mauer hin, die sie für die Stadtmauer gehalten hatten; sie sahen jetzt freilich, daß es die Mauer eines Klostergebäudes mit seinen Höfen und Gärten sey, folgten aber dennoch, ohne sich etwas Arges dabei zu denken, ihrem Führer hinein in sein Haus, das hinter dem Klostergebäude versteckt zum Theil in den Felsen hinein gebaut war. Sie stunden hier, die gewöhnliche Zollvisitation erwartend, der Mann befahl ihnen ihre Reisetaschen und ihre Hirschfänger (dergleichen damals jeder Reisende, namentlich in diesen Ländern, an sich trug), abzulegen und sich niederzusetzen. Die beiden Reisenden baten, das Geschäft, das man mit ihnen habe, zu beschleunigen, denn sie sollten noch vor Tische in der Stadt seyn; der Hauswirth, der in hastiger Weise um sie herumgieng und dabei sie bald Brüder, bald Jäger nannte, sagte: sie müßten erst bei ihm essen. Schultz erklärte ihm, daß dies nicht möglich sey, denn sie würden bis Mittag bei dem Kaufmann Pelz erwartet, dem ihre Ankunft schon durch Briefe angezeigt sey. Der Mann sagte: „Dahin könnt ihr nicht gehen, denn Herr Kaufmann Pelz ist auf sein Landgut gefahren und überdieß stehen am Thore der Stadt viele Soldaten, die euch

große Noth machen würden, weil jetzt stark geworben wird und ihr große Leute, dazu im Lande ganz fremde seyd. Ihr müßt bei mir bleiben bis gegen Abend, dann will ich mit euch gehen und euch, an der Stadt vorbei auf die rechte Straße nach Krakau bringen.

Ein solcher gewaltthätig zudringlicher Wirth, wie dieser, war den beiden Reisenden noch niemals und nirgends vorgekommen. Sie sahen sich bedenklich an und jeder von beiden hatte die Ahnung, daß hier unter diesem Dache es nicht sicher zu wohnen sey. Dennoch blieben sie noch ruhig, den weitren Verlauf dieser seltsamen Nöthigung abwartend.

Ein Weib war da, welches ganz die Farbe und das übrige Aussehen einer Zigeunerin hatte, und welches in widerwärtiger Weise auf die Fremden hinblickte; es war die Frau des Hauses, ihr Mann fragte sie hastig, ob sie das Essen noch nicht fertig habe. Die Frau bejahte dies und brachte alsbald eine Wassersuppe und einen Mehlbrei auf den Tisch. Aber zu diesen beiden Gerichten fehlte noch das Brod und der Wirth im grünen Rock mit den golddurchwirkten Knöpfen forderte von seinen Gästen einen Schostack (ohngefähr sechs Kreuzer) um Brod zu holen. Die beiden gaben ihm gern das Begehrte, weil sie dabei seiner los zu werden und die Freiheit zu erlangen hofften, sobald er aus dem Hause sey auch sich fort zu machen aus diesem verdächtigen Obdach. Aber der Grünrock schloß, als er hinausgieng, die Hausthür hinter sich zu und nirgends zeigte sich ein Ausweg aus dem Gefängniß, denn nach hinten war es in den Felsen hineingebaut, die Fenster, die nach vorn hinaus giengen, waren fest, mit eisernen Gitterstäben verwahrt. Alle Räume, in die man blickte, glichen denen eines dumpfigen Kerkers.

Der Kerkermeister kam nach einiger Zeit wieder, in einem Schnupftuch brachte er allerhand Brocken von Brod, Semmeln und Pretzeln, wie man dergleichen den Bettlern einzuhändigen pflegt, zugleich aber zeigte er einen Ducaten hin, beklagte, daß er ihn habe nicht wechslen können und fragte seine Gäste, ob sie nicht denselben ihm wechslen wollten? Die beiden Reisenden erwiederten, daß wenn sie Leute wären, welche sich Ducaten einwechslen könnten, sie nicht so ärmlich zu Fuße gehen würden. Uebrigens ließen sie keine Muthlosigkeit noch Furcht an sich bemerken, sondern zwangen sich etwas von den in der That nicht eben anlockenden Gerichten zu essen, welche die verdächtige Wirthin ihnen aufgetragen hatte. Als der Wirth sie essen sahe, forderte er abermals einen Schostak von ihnen, um Bier zu holen. Schultz äußerte, daß es die Frage sey, ob er noch so viel bei sich habe? Er zog hierauf seine Börse, den abgeschnittnen Socken von einem Zwirnstrumpf aus der Tasche heraus, darin war etwa ein halber Gulden an ganz kleiner polnischer Münze (Schilgern und Pultoracken) enthalten, aus diesen legte er die geforderten sechs Kreuzer zusammen. Der Wirth sahe ihn verwundert an und fragte, ob denn er und sein Reisegefährte kein andres Geld bei sich führten als solche Bettelmünze. Schultz antwortete, daß sie allerdings, wenn auch nicht Bettler, doch solche Leute seyen, welche von milden Gaben und Almosen lebten und reisten, daß sie deshalb niemals viel Geld bei trügen. Er konnte dieses, wie er in einer Anmerkung bezeugt, mit voller Wahrheit sagen, denn die Kasse des Calembergischen Institutes für Missionen unter den Juden, aus welcher die beiden Reisenden ihren nothdürftigen Unterhalt empfingen, bestund nur durch freiwillige, milde Beiträge und bei den Ausgaben, welche die Reisen erforderten, war sehr auf

die Gastfreundschaft gerechnet, die ihnen an sehr vielen Orten, dahin sie kamen, von christlichen Freunden erwiesen wurde, auch pflegten die Reisenden, wo dies nur möglich war, nicht sowohl baares Geld als Anweisungen von einem Orte zum andern bei sich zu führen, welcher mittelbar oder unmittelbar mit dem Hallischen Institut und seinen auswärtigen Geschäftsführern in Verbindung stand.

Als der Wirth im grünen Rocke das Geld zum Bier empfangen hatte, gieng er fort, und schloß dabei abermals alle Thüren hinter sich zu. Den beiden Reisenden wurde ihre Lage immer bedenklicher. Das Haus, darin sie sich gefangen sahen, glich einer wahren Räuberhöhle; sie hatten allen Grund zu vermuthen, daß noch andre Diebsgesellen in den Zimmern verborgen seyen, welche in den Berg hineingebaut waren und zu denen eine Thür aus ihrem Zimmer führte, die das alte Weib, wenn sie hineingieng, eben so sorgfältig hinter sich zuschloß als ihr Mann die nach außen führenden Thüren. Die gefangenen Männer stellten sich an die Fenster und blickten so weit sie vermochten auf den vorbeiführenden Weg hinaus, in der Hoffnung, daß irgend ein Mensch in der Nähe vorbeikommen werde, den sie um Hülfe anschreien könnten. Aber dort zwischen die hohe Mauer des stillen Klosters und den Bergfelsen mochte wohl nur selten ein Wandrer hingerathen. In dieser angstvollen Lage blieb nur ein Rettungsmittel: das war inniges Gebet zu Gott um seine Hülfe, nur eine Hoffnung, das war die, welche der festvertrauende Glaube gab.

Der Mann, der sich den Titel eines Lieutenants beilegte, war indeß wiedergekommen mit seinem Bier. Er gieng, bald in unruhiger Hast im Zimmer herum, bald in die kellerartige Kammer hinein, oder betrachtete mit unheimlichem

Blicke, als ob er ihre Kleider und Reisetaschen mit den Augen abschätzen wolle, seine Gäste und das was sie an und bei sich trugen. Auf ihre Fragen antwortete er nur kurz und abgebrochen, auf ihre Wünsche gleich jetzt, nicht erst am Abend sich auf den Weg zu machen, gar nicht. So vergiengen einige Stunden in stummer Erwartung und dennoch durch die Kraft, welche das Gebet gab in getroster Hoffnung auf eine nahe Hülfe. Da schaute der sogenannte Herr Lieutenant durchs Fenster und bemerkte, daß ein vornehm gekleideter Herr: es war ein Adeliger, dem ein Diener in deutscher Livre nachfolgte, des Weges an seinem Hause vorbeikam. Er mochte mit diesem etwas für ihn selber sehr Dringendes zu sprechen haben, denn er lief so eilig und hastig nach der Hausthür hinaus, daß er es vergaß die Stubenthür hinter sich zuzuschließen, doch trat er sorgfältig den Ausweg bewachend nicht hinaus auf die Straße, sondern blieb, indem er mit dem Herrn sprach, unter seiner Hausthür stehen.

Den beiden Gefangenen war dieser ihnen unbekannte Herr wie ein guter Engel, zu ihrer Rettung gekommen, sie griffen, während der Wirth in eifrigem Gespräch war, das der Andre bald abzubrechen und weiter zu gehen gesonnen schien, eilig nach ihren Reisetaschen und Hirschfängern und liefen zur Zimmerthür hinaus nach der Hausthür. Der Wirth wollte sie gewaltsam und ziemlich unsanft zurückstoßen, wagte jedoch in der Gegenwart des Herrn es nicht ihnen gebieterisch zu befehlen, sondern bat sie nur, daß sie noch bleiben möchten, sie aber drangen sich kräftig zur Thür hinaus und sprachen: „Es ist endlich Zeit, daß wir weiter gehen.“ Der Grünrock mußte, aus Furcht vor dem vornehmen Herrn sie ziehen lassen, dieser aber, indem sie ehrerbietig grüßend an ihm vorbeigehen wollten, fragte sie freundlich, wer sie seyen? Canditaten

der Theologie, antworteten sie. — Und wo kommen Sie her? — Zunächst aus Warschau. — Wohin wollen Sie gehen? — Nach Krakau. — Der Herr sagte darauf: „Gott lasse Seinen Engel vor Ihnen hergehen" und die beiden, für seinen Segenswunsch von Herzen ihm dankend, giengen fröhlich ihres Weges.

Sie waren, wie bereits erwähnt, in der Meinung gestanden, daß sie schon bei den Mauern der Stadt und ganz nahe an ihren Thoren sich befänden, beim Weitergehen bemerkten sie aber bald ihren Irrthum, denn sie hatten, jenseits der langen Klostergartenmauern noch eine Viertelstunde weit zu gehen, bis sie zur krakauer Vorstadt des alten, ziemlich weitläufig gebauten Lublin kamen. Hier traten sie in ein Judenhaus ein, das eine Schenkwirthschaft betrieb, um sich näher über die angeblichen Unannehmlichkeiten zu erkundigen, die ihnen nach der Aussage des verdächtigen Wirthes am Stadtthor drohen sollten. Man setzte ihnen Bier vor, sie tranken etwas, aber gleich bei dem ersten Schluck erhielten ihre Mägen die Kraft jene widerwärtige und ungesunde Speise von sich zu geben, die man ihnen in der gefährlichen Zigeunerwirthschaft aufgenöthigt hatte. Als die anwesenden Juden diese Art des Erbrechens, gleich wie nach einem genossenen Gifte sahen, fragten sie die beiden Gäste ganz erschrocken, was ihnen denn zugestoßen sey? Die beiden Reisenden beschrieben ihnen, in welches Haus man sie verlockt habe, welche Behandlung sie dort erfahren, und auf welche Weise sie entkommen seyen. Da sprachen die Juden mit lauter Stimme ein hebräisches Dankgebet und als sie dieses geendet hatten, riefen sie: „Ja, Gott hat in Wahrheit seinen Engel gesandt und euch errettet. In jenes Haus hat man schon mehr Fremde hinein aber nicht wieder herauskommen sehen."

Etwa nach einer halben Stunde hatten sich das Uebelbefinden und die Neigung zum Erbrechen gegeben, die beiden Reisenden konnten jetzt ohne weitre Beschwerde trinken. Sie ließen da bei den wahrhaft freundlich theilnehmenden Leuten ihre Sachen und giengen in die Stadt. Dort an ihrem Thore überzeugten sie sich bald selber, daß, wie die Juden ihnen schon gesagt hatten, kein Wort von dem wahr sey, was der angebliche Lieutenant von den Gefahren ihnen einreden wollte, welche die Werber ihnen bringen würden, denn die wachthabenden Soldaten fragten sie zwar, wo sie herkämen und wohin sie wollten, aber der Offizier behandelte sie durchaus sehr freundlich und höflich und als er hörte, daß sie nach dem Posthause fragten, gab er ihnen einen von seinen Leuten mit, der sie an die Post hinführte. Die Reisenden waren nicht deshalb dorthin gegangen, weil sie etwa mit dem Postwagen weiter zu fahren gedachten, sondern um den Postmeister, einen gebornen Deutschen, Namens Gebhardt, zu besuchen, einen Mann von ernster, guter Gesinnung, der an der Wirksamkeit des Calembergischen Institutes und dieser seinen beiden Sendboten den wärmsten, innigsten Antheil nahm. Auch der andre Freund, an welchen die Reisenden namentlich empfohlen waren, Herr Kaufmann Pelz, war keineswegs auf sein Landgut verreist, wie der lügenhafte Grünrock seinen gezwungenen Gästen versichert hatte, sondern mußte als Kranker das Zimmer hüten. Unter und mit diesen gleichgesinnten, liebevollen vorher noch nie gesehenen Freunden brachten die beiden deutschen Candidaten Stunden zu, welche sie bald alle die Augenblicke der Angst vergessen ließen, die sie in der bösen Herberge, draußen vor der Stadt erduldet hatten, und welche ihnen für ihr ganzes noch übriges Leben eine theure Erinnrung blieben.

7) Rettung aus den Gefahren eines Schiffsbruches.

(Aus Galignanis Observer April 1848.)

Gegen das Ende des letzten englisch = amerikanischen Krieges marschirte das kgl. Infanterie=Regiment Neu=Schottland unter dem Kommando des Obersten Darling nach Quebek; dort erhielt es Befehl sich zur Einschiffung nach Halifax bereit zu halten. Ein schönes, nach Art einer Fregatte gebautes Schiff von 550 Tonnen, Erzherzog Carl genannt, wurde zur Ueberfahrt gemiethet und der rechte Flügel des Regimentes begab sich an Bord desselben, bestehend aus 11 Offizieren und 200 Gemeinen, zu denen noch 48 Weiber und Kinder kamen, so daß die ganze Zahl der an Bord befindlichen Personen mit der Schiffsmannschaft gegen 300 betrug. Ein königlicher Lootse war dem Schiff als Führer beigegeben, mit welchem es, bei frischem N. O. Wind am 29. Mai 1816 unter Segel gieng. Am Abend des zehnten Tages kam man aus dem Golf des Lorenzstromes heraus, und nachdem man sich, wie man meinte, weit genug seewärts gehalten hatte, ließ der Lootse den Curs nach Westen nehmen, in der Erwartung schon am andern Tag in Halifax einzulaufen. Gegen sieben Uhr des Abends zeigte sich, bei übrigens reinem Himmel auf der Windseite am Horizonte ein schwarzer Kreis, der sich von N. O. nach S. W. zog, der wohlbekannte Vorläufer einer Nebelbank und bald hernach war das Schiff in einen jener dicken Nebel eingehüllt, die an jener Küste so häufig sind. Da man wußte, daß man in den Strich gekommen sey, den die nach England seglenden Westindienfahrer einhalten, und da der Nebel unter starkem Regen und unaufhörlichen Windstößen sich zu einer tiefen Schwärze

verdichtete, wurde eine Berathung unter den Marineoffizieren gehalten, und diese hielten mit dem Lootsen es für das Beste den Curs, mit wenig Segeln, beizubehalten. Man stellte jetzt auf dem Vordertheil des Schiffes eine Wache auf, ließ von Zeit zu Zeit die Trommeln rühren, und wendete alle andre nöthige Vorsichtsmaßregeln an, um den Zusammenstoß mit einem andern Schiff zu vermeiden.

Nachdem diese Anstalten getroffen waren, wollten sich die, welche die Reihe der Wache nicht traf, in ihre Schlafstätten begeben, um hier der Ruhe zu pflegen. Mehr als vielleicht die andern Alle bedurfte dieser heute der Lieutenant Charles Stewart, der Held unsrer Rettungsgeschichte, Anführer der Grenadiercompagnie, die sich auf dem Schiffe befand. Ihm, dem rüstigen, an beständige Thätigkeit gewöhnten jungen Manne hatte man, weil er brauchbar vor Andren war, mehr aufgebürdet als Andren; er hatte während der ganzen Fahrt kaum eine einzige Nacht sich niedergelegt zum Schlafen, jetzt, das fühlte er, war seine Kraft der Erschöpfung nahe. Er war so eben hinabgestiegen zu seiner Kajüte, da ließ der Oberst ihn rufen und sagte ihm, daß es sein besondrer Wunsch sey, daß er, der Herr Lieutenant heute Nacht, bei der drohenden Gefahr, in welcher das Schiff sich fände, auf dem Verdeck bliebe. Charles Stewart war ein zu guter Soldat, als daß er gegen den Befehl eine Einwendung versucht hätte, er raffte seine letzten Kräfte zusammen, besiegte die Neigung zum Schlaf, und nach wenig Minuten bezog er mit zehn Mann seiner Leute die Wache auf dem Vorderdeck, während Capitän Glennie mit andren zehn Mann auf das Hinterdeck postirt war. Der Regen strömte unausgesetzt herab; plötzliche Windstöße und hochgehende See machten das Schiff stark rollen, die Nacht war so dunkel, der Nebel so dick,

daß man kaum das halbe Schiff überblicken konnte, da jedoch der königliche Lootse selber am Steuerruder saß, war man ohne Sorgen.

Gegen 10 Uhr des Nachts rief der Späher auf dem Bugspriet die Vorderwache an, und wies auf etwas, das er für ein Licht hielt. Lieutenant Stewart, der dasselbe zu sehen glaubte, begab sich sogleich auf das Hinterdeck um den Lootsen aufmerksam zu machen, zu seinem Erstaunen fand er hier den Oberst Darling, der so eben dem Piloten ein Glas heißen Grogg (Rum mit Zuckerwasser) reichte. Auf seine Anzeige bekam Stewart eine unhöfliche Antwort vom Lootsen und vom Obersten den Befehl sich auf seinen Posten zurück zu begeben. Nicht lange darauf schrie der Späher abermals „Licht" und Stewart sahe deutlich etwas, das er für ein durch den Nebel blinkendes Licht (Schiffersignal zur Warnung vor Klippen) hielt; seiner Schuldigkeit gemäß meldete er zum zweiten Male seine Beobachtung. Die Antwort war: „Herr ich bin seit 25 Jahren königlicher Lootse an dieser Küste; ich muß wissen wo ich bin" und der Oberst, mit einiger Heftigkeit wies den Lieutenant auf seinen Posten zurück. Nach dieser zweimaligen Abweisung enthielt sich Stewart der weitren Berichte, er hielt, gebeugt von schwerer Ahnung still auf seinem Posten aus.

So gewiß der Lootse seiner Sache zu seyn, und weit von der Küste entfernt im freien Meer zu seglen wähnte, ergab sich dennoch bald, daß das Schiff, auf eine freilich nicht zu enträthselnde, vielleicht für den Piloten auch nicht zu entschuldigende Weise zwischen die Jeddore-Felsen gerathen sey, welche nur anderthalb Seemeilen von der Küste und sechzig Meilen von Halifax liegen.

Während Stewart mit seinen Leuten unter dem herabströmenden Regen auf seinem Posten stund, trug sich etwas

zu, das zu jenen seltsamen Aeußerungen des Ahnungsvermögens und eines sogenannten zweiten Gesichtes gehörte, von denen die Seeleute in alter und neuer Zeit so manche Fälle zu erzählen wissen. Es war gegen halb zwölf Uhr des Nachts, als ein Matrose den Lieutenant auf einen dunklen Gegenstand aufmerksam machte, welcher mit Blitzesschnelle quer unter dem Bug vorbeifuhr, während man zugleich deutlich die Worte hörte: „Hütet euch vor den Klippen.“ Stewart ließ sogleich die Trommel schweigen, aber obgleich alle die auf dem Vorderdeck waren die tiefste Stille beobachteten, hörte man doch nichts weiter; man hielt das Ereigniß für eine Selbsttäuschung.

Gegen Mitternacht fühlte sich Stewart vom langen Wachen, von Nüchternheit und der Schwere seiner vom Regen triefenden Kleider so angegriffen, daß er das Verdeck auf einige Minuten verlassen mußte. Er war kaum in seine Kajüte hinabgekommen, hatte seinen Rock abgeworfen, und wollte etwas von den Erfrischungen genießen, die sein Oberst für ihn zurückgestellt hatte, da fühlte er, wie das Schiff mit furchtbarer Gewalt aufstieß. Er eilte aufs Verdeck; eine Sturzwelle hatte den hintern Theil des Schiffes getroffen, die Planken und das ganze Wachthaus fortgeführt und zwei Weiber, die darin schliefen über Bord, gespült. Unter dem Rasen einer tobenden See, im furchtbaren Dunkel der Nacht hörte man das Schreien der Weiber und Kinder, alle Gewalt über die Mannschaft war dahin, jede natürliche Ordnung aufgelöst; Männer verließen ihre Frauen, um nur sich selber zu retten, und Frauen flehten Andre um Hülfe an. Ein Offizier, sonst von unbescholtenem Muthe und als zärtlicher Gatte bekannt, kletterte, ohne auf die innigen, angstvollen Bitten seiner Gemahlin zu achten, am Takelwerk des Mittelmastes hinan, und

überließ sie ihrem Schicksale. Die Gemahlin des Oberst Darling, da sie Stewarts Stimme erkannte, stürzte auf ihn zu, und bat, seine Kniee umfangend flehentlich, daß er sie retten möge; nur mit der größesten Mühe konnte er sich losmachen, und nach dem Punkt der allgemeinen Gefahr eilen, wo seine Hülfe noth that.

Es zeigte sich, daß das Schiff auf einen verborgnen Felsen gestoßen sei; die See brach sich darüber und füllte alle seine Räume schnell mit Wasser. Nur einige wenige von den am Bord befindlichen Menschen wurden vom Wasser in dem Augenblicke weggespült, als sie ihre Lagerstätte verließen, bei weitem die größere Zahl derselben erreichte den Vordertheil des Schiffes, wo sie dicht zusammengedrängt den Morgen erwarteten. Dieser kam endlich, und zur unbeschreiblichen Freude für Alle sahe man, in einer Entfernung von etwa 50 Ellen vom Schiffsüberrest einen Felsen über das Meer hervorragen, an dem sich die Wellen mit furchtbarer Gewalt brachen. Als eine einzige Hoffnung zur Rettung erschien es, wenn es gelänge das Wrack des Schiffes durch ein Tau mit diesem Felsen in Verbindung zu setzen. Aber wie und durch wen sollte dies bei solchem Ungestüm des Meeres gelingen? Ein Seemann war auf dem Schiffe, der geprüfteste in Gefahren von Allen, denn er hatte die Schlacht von Trafalgar mitgemacht und glücklich bestanden, der konnte vielleicht rathen. Man suchte den hochgeachteten Trafalgarmann, aber — man fand ihn betrunken von Rum oder Arrak, am Boden der Branntweinkammer, die er, mitten in den Augenblicken der drohenden Gefahr mit einigen andern trinklustigen Gesellen erbrochen hatte, um sich „die Bitterkeit des Todes zu vertreiben“. Andre hatten noch thörichter als jene, die Schiffskasse erbrochen, und sich mit Goldstücken beladen, deren Gewicht

ihnen bald nachher den Tod im Meere brachte. Die Gefahr wuchs in jedem Augenblick, da richteten sich, wie durch einen gemeinsamen Instinkt geleitet, die Augen Aller auf Stewart, der mit gekreuzten Armen dastand und sinnend den Weg abmaß, der zwischen dem Schiff und dem Felsen zu durchschwimmen war. Vergeblich hatte man die Matrosen aufgefordert hinüber zu schwimmen, sie sagten, dies sey wegen der furchtbaren Brandung am Felsen unmöglich, die Soldaten aber kannten an jenem seltnen Offizier nicht nur eine außerordentliche Fertigkeit im Schwimmen, sondern einen eben so außerordentlichen Heldenmuth. Seine Grenadiere fielen vor ihm auf die Kniee, die andren Soldaten folgten ihrem Beispiel, alle baten, er solle ihr Leben retten. Stewart warf alle Kleider, bis auf Hemd und Beinkleider von sich, schnallte seine Militärkappe fest an, befestigte ein Tau um seinen Körper, stürzte sich vom Fockstag in die siedende Brandung, verschwand aber sogleich aus den Augen der Andren, denn er war unter das Schiff gerathen. Doch sein Muth blieb Sieger; er arbeitete sich aus dem Wasser herauf und schwamm gegen den Felsen hin, auf den ihn eine ungeheure Woge so heftig hinschleuderte, daß er gestoßen und verwundet und dennoch ohne ein Glied zerbrochen zu haben, am Boden da lag. Er raffte sich auf; aber der Fels war allerwärts mit schlüpfrig glattem Seegras bedeckt; an seinem Fuß wie an den Seiten zwar voller Unebenheiten, nirgends aber der Befestigung eines Taues günstig. Endlich hatte er den Gipfel desselben erklommen, und hier gelang es ihm das Seil zu befestigen. Das viele Salzwasser, das er auf seinem Wege vom Schiff herüber geschluckt hatte, wirkte in gewöhnlicher Weise; es regte in ihm einen überaus heftigen Durst auf. In einer Höhlung des Felsens sahe er klares Wasser stehen, das er

für Regenwasser hielt; er schöpfte davon seine Kappe voll und trank begierig, bemerkte aber bald, daß es eben so salzig sey als die Wogen, aus denen er so eben aufgetaucht war. Indeß wußten die Leute an Bord noch nicht einmal ob er noch lebe, noch weniger aber, daß er den Felsen glücklich erreicht habe. Auch Stewart bemerkte es, daß der dichte Nebel den Leuten auf dem Schiffe die Aussicht zum Gipfel des Felsen eben so verschließen müsse, als ihm die Aussicht nach ihnen hin, er versuchte es deshalb herabzusteigen, um durch seinen Anblick und sein tröstliches Zuwinken die Schaar der Reisegefährten aus ihrer bangen Sorge und Todesangst zu befreien. Am Fuß des Felsen konnten ihn seine Leute sehen, aber an die Seite, die gegen das Schiff hin lag, schlugen die Wogen so furchtbar an, daß es unmöglich war hier herabzusteigen, er versuchte es auf der andern Seite, glitt jedoch, von der hier fast senkrechten, mit Seegras überdeckten Felsenwand hinab ins Meer. Die Glieder, von den Stößen an den Felsen gelähmt, vom Frost erstarrt, versagten anfangs ihre Dienste, der Geist aber zeigte sich auch hier mächtiger als das Fleisch: der Gedanke, daß von dem Gelingen seiner That das Leben der Dreihunderte auf dem Schiffswrack abhänge, gab ihm neue Kräfte, er rang sich durch die Brandung hindurch nach der andern Seite des Felsen hin, auf dessen harten, unebenen Grund ihn, nach einer halbstündigen Anstrengung eine Woge so gewaltsam hinschleuderte, daß er blutend und wie zerschlagen auf dem Rücken liegen blieb. Jetzt sahen ihn seine schiffbrüchigen Gefährten, er erhob sich, gab das verabredete Signal, daß ihm die Befestigung des Taues gelungen sey, und alsbald erhoben Alle am Bord ein lautes Freudengeschrei. Sie zogen das Tau an, und fanden daß es festhielt.

Ein einziges Boot war dem Schiff noch übrig geblieben: die Jolle, in welche alsbald ein Matrose sich hinabließ und am Seile hingleitend sie nach dem Felsen führte, an welchem er ein stärkeres Tau, das er mit sich brachte, befestigte. Die Frauen und Kinder, so beschloß man, sollten jetzt zuerst das Wrack verlassen, es wurden immer zwei und zwei Erwachsene, oder eine Mutter mit etlichen Kindern zusammengebunden, weil das kleine Boot, in welchem zwei Matrosen das Ruder führten, eine größere Zahl nicht fassen konnte.

Stewart hatte sich überzeugt, daß die unebene und schlüpfrige Oberfläche des Felsens, auf welchem er, zum Heil Aller Fuß gefaßt hatte, für die große Zahl der Schiffbrüchigen nicht einmal einen hinreichenden Raum zum Stehen gewähren könne. Da zertheilte sich, in dem Augenblick, wo er die Jolle mit der Gemahlin des Obersten, ihren zwei Kindern und dem Regimentsarzt vom Schiffe abstoßen sahe, der Nebel gegen die Küste hin, und ein andrer Felsen ward sichtbar von bedeutenderer Höhe und etwas beträchtlicherem Umfange. Als das Boot sich nahete, gab er den Matrosen ein Zeichen, das diese alsbald verstanden; sie ruderten nach jenem zweiten Felsen hin, an dem sie die Brandung viel geringer fanden als an dem ersten, und deshalb ohne Schwierigkeit ihre Passagiere auf ihm absetzten. Allmälig wurden auf diese Weise alle Frauen und Kinder in Sicherheit gebracht, und während dieses geschahe, hatte man auch eine laufende Schlinge an dem Tau befestigt, das von dem Felsen, darauf Stewart sich befand, hinüberreichte nach dem jetzt näher herangerückten Wrack des Schiffes, mittelst welcher Vorrichtung alle Offiziere und viele Soldaten auf den festen Boden kamen, noch ehe ihre Frauen aus der Todesgefahr errettet waren.

Bei dieser Gelegenheit erwähnt der Berichterstatter, dem wir diese Rettungsgeschichte verdanken, eines Vorfalles, welcher deutlich es zeigen kann, daß nicht alles das, was die Welt Liebe nennt, jene ächte Liebe sey, die bis zum Tode treu, Alles erduldet, Alles erträgt. Als Hauptmann W. im Begriffe war an dem Tau hinüberzugleiten nach dem Schiffe, und dies seine Frau, welche, um nicht vom Wasser hinweggespült zu werden, am Mastbaum angebunden war, bemerkte, hob sie ihr kleines Kind in die Höhe und bat ihn mit lautem Weinen sie nicht zu verlassen. Er war taub gegen all diese Bitten, blind gegen die Thränen der Frau; ohne nach ihr und dem Kind sich umzusehen, glitt er hinüber nach dem Felsen. Als er hier ankam, konnte sich Stewart nicht enthalten, ihm mit Nachdrucke zu sagen: „Sie werden wohl das Loos in eine Salzsäule verwandelt zu werden nicht zu gewarten haben, weil Sie sich nicht umschauen.“ Die arme Frau übrigens mit ihrem Kinde wurde auch glücklich gerettet.

Von den 300 an Bord befindlichen Menschen kamen nur zehn im Wasser um, und die Mehrzahl von diesen waren solche, die sich mit dem Gelde der Regimentskasse beladen hatten. Es erscheint bemerkenswerth, wie das Wrack sich gerade so lang über dem Wasser hielt, bis auch der letzte Mensch von ihm gerettet war, denn wenige Minuten nachher wurde dasselbe von einer überwältigenden Sturzwoge getroffen, es legte sich auf die Seite und versank.

Als jetzt die Frauen und Kinder alle auf dem weiter gegen die Küste hin gelegenen, etwas höheren, die Männer auf dem näheren, niedreren Felsen untergebracht waren, bemerkte man, daß der letztere mit Menschen zu sehr übersetzt sey, die sich bei dem starken Heranschlagen der Wellen unmöglich lange halten konnten. Auch der andre, höhere

Felsen, auf dem die Frauen waren, hätte nicht für Alle, wohl aber noch für einen Theil der Schiffbrüchigen Raum gewährt. Da machte Oberst Darling den Vorschlag, daß die Offiziere in dem Boote auf denselben hinübergeführt werden sollten. Als die Soldaten dieses hörten, erhoben sie sich einstimmig dagegen; in einer solchen Zeit der Todesnoth, so sagten sie, könne nicht mehr Rang und Geburt sondern nur das Loos entscheiden, wer gerettet werden solle; den Oberst Darling und einen andren Offizier trieben sie zurück, als dieselben hinab zum Boote gehen wollten, und wenn das kleine Fahrzeug nahe genug herangekommen wäre, würden wenigstens zwanzig Menschen in dasselbe hineingesprungen, und mit ihm untergegangen seyn. Es war ein Augenblick der höchsten Aufregung und Verwirrung, jeder Versuch die aufgebrachten Soldaten zu überreden oder ihnen zu befehlen war vergebens, jeder Einzelne schien nur an seine eigne Erhaltung zu denken.

Unter der enggedrängten Schaar der Stehenden lag Stewart, überströmt von dem Blute das aus seinen vielen Stoßwunden floß; man hielt ihn für einen Sterbenden oder bereits Todten. Seine herrliche Natur hatte jedoch in der tiefen Ohnmacht, darin er sich befand, nur neue Kräfte gesammlet, das heftige Schreien und Toben der zankenden Männer erweckte ihn; er erhob sich, stand auf seinen Füßen, und redete zunächst die Soldaten an, deren Liebe und Vertrauen er in mancher gemeinsamen Noth und Gefahr sich verdient hatte. „Der Tod,“ so sprach er, „ist für uns alle unvermeidlich, wenn wir lange ohne Hülfe hier auf dieser Klippe, über welche die Meereswogen zusammenschlagen, verweilen müssen, das einzige Mittel unsrer Rettung und Verbindung mit dem Lande ist das Boot, geht uns dieses verloren, dann ist es unmöglich die Hülfe, deren

wir bedürfen, vom Lande herbeizurufen. Ihr seid britische Soldaten, ich bin es auch. Gleich einer der Eurigen will ich hier mit euch leben oder sterben, und wenn sich Gelegenheit zeigt, will ich der letzte von allen seyn, der den Felsen verläßt. Die Offiziere aber und die Matrosen laßt ruhig dahin fahren, wir bleiben hier brüderlich bei einander."

Es liegt in dem wahren, freudigen Heldenmuth auch für andre Seelen eine begeisternde, Muth erregende Kraft; die Soldaten ordneten sich, so gut es gehen wollte in ein Viereck um den Lieutenant her, und ließen die Offiziere ungehindert zum andren Felsen abfahren. Da das Boot immer nur zwei von diesen auf einmal aufnehmen konnte, traf es sich, daß bei der letzten Ueberfahrt nur einer darinnen saß. Dieser rief Stewart zu, er solle zu ihm einsteigen, es sey jetzt für ihn der letzte günstige Augenblick das Leben zu retten, denn bald werde der Felsen unter Wasser seyn. Der Lieutenant wies entschieden den Antrag zurück; er werde, so rief er, wie ers versprochen, mit seinen Soldaten leben oder sterben. So waren nun die Offiziere sammt dem Lootsen und den Matrosen alle in Sicherheit gebracht; Stewart mit 208 braven Soldaten stand schweigend, in stiller Erwartung der Hülfe Gottes oder des nahen Endes auf seinem Felsen da.

Nicht ohne Grund hatte der zuletzt hinwegfahrende Offizier den Lieutenant auf die große Gefahr der nahe eintretenden Fluth aufmerksam gemacht. Jener Jeddore Fels, darauf in diesem Augenblick 209 Menschen zusammengedrängt waren, heißt bei den Schiffern der versunkene Fels, weil er nur in der Zeit der Ebbe, und auch da nicht bei jedem Winde aus dem Meere hervorragt, während der Fluth aber, wenn nicht gerade ein kräftiger Nordostwind weht, immer wenigstens 15 Fuß hoch vom Meer überdeckt wird. Der

königliche Lootse, der überhaupt in dieser Schiffsbruch=Geschichte keine sonderlich ehrenhafte Rolle spielt, wußte dieses wohl und hatte es dem Oberst Darling mitgetheilt, was diesen zu seinem rücksichtslosen Benehmen gegen die Soldaten bewogen haben mochte. Doch statt der Menschen=hülfe, die sich der armen Schaar entzog, waltete über dieser eine andre, höhere Hülfe, denn gerade an jenem Tage wehete der einzige Wind der auch in der Fluthzeit den Felsen außer Wasser hält: der Nordost.

Bald nachdem das Schiff untergegangen war, mußte die eingeschloßne Luft die Verdecke gesprengt haben, denn das Meer wurde bedeckt von leichteren Gegenständen aus den Vorrathskammern, und von Soldatenbaggage; auch einige Leichname der Ertrunkenen schwammen heran. Das Meer hatte jetzt schon so viel von dem Felsen eingenommen, daß die Soldaten immer enger an einander rückend, zuletzt kaum mehr Raum genug fanden um zu stehen. Stewart, um die Schnelligkeit und Stärke des Ansteigens der Fluth zu bemessen, wies einen Sergeanten an, zwei Steine auf einen Felsenvorsprung zu legen, dessen Oberfläche das Wasser so eben bespülte. Mit abgewendetem Gesicht wartete man kurze Zeit, als man aber herum sahe, da waren die Steine verschwunden. Vielleicht, so tröstete man sich, hatte sie das Wasser weggespült, man legte andre an einen etwas höheren Punkt, wurden diese vom Wasser bedeckt, dann war Allen ein schnell heranrückendes Ende gewiß. Man wartete abermals schweigend eine kurze Zeit, als man sich aber wieder umwendete, da sahe man, zur unaussprechlichen Freude nicht nur die beiden zuletzt, sondern auch die zuerst gelegten Steine außer Wasser.

In Folge des vielen Seewassers, das sie durch Mund und Haut, aus den über ihnen zusammenschlagenden Wellen

eingezogen hatten, litten Alle an einem peinlichen Durste. Da zeigte sich etwas das Hülfe versprach. Ein Sergeant bemerkte unter den vielen Gegenständen die aus dem Wrack aufstiegen ein Faß, das gerade gegen den Felsen hintrieb. Er meldete dies dem Lieutenant und fügte hinzu, daß er es für ein Rumfaß halte. Stewart, der mit Recht von dem Genuß eines solchen starken geistigen Getränkes in ihrem jetzigen Zustand für seine Leute die größeste Gefahr fürchtete, gab dem Sergeanten den heimlichen Befehl, er solle einen großen Stein suchen und sobald er das Faß erreichen könne, diesem damit den Boden einschlagen. Das Faß kam näher, aber der Sergeant stand vergeblich gegen sein Anlanden auf der Wache, denn eine mächtige Woge erfaßte dasselbe und warf es so kräftig in die Mitte der Leute hinein, daß es mehrere von ihnen zu Boden schlug. Doch diesem kleinen Schrecken einiger Weniger folgte alsbald eine große Freude Aller nach, denn das Faß enthielt nicht, wie der Sergeant gemeint hatte, Rum, sondern reines Trinkwasser; es wurde geöffnet und Jeder genoß der Labung in vollem Maaße aus seiner Mütze. Mit der Stillung des unerträglichen Durstes kehrten den armen Schiffbrüchigen neue Kraft und Lebensmuth zurück, man beschloß sich ein wenig Schlaf zu gönnen. Vor Allem waren die Soldaten darauf bedacht für ihren ermüdeten und verwundeten Führer ein bequemes Lager zu bereiten. Sie räumten von einer ebenen Stelle des Felsens, groß genug für ihn zum Liegen, das Seegras hinweg, an jede seiner Seiten legte sich ein Mann um ihn zu erwärmen, andre legten sich über diese beiden Kameraden hin, um ihn zu bedecken, so daß sich über den Lieutenant eine Pyramide von Leibern bildete. Bald waren fast alle so fest eingeschlafen, als wenn sie in der bequemsten Lagerstätte ruheten, doch hatte man vorher

eine abwechslende Wache bestellt, zum Ausspähen nach Rettungsbooten.

Das Meer spülte noch andre Gegenstände aus dem Wrack herbei, der einzige von diesen aber, der außer der Wassertonne an den Felsen kam, war, als sey er gesendet, ein Sprachrohr, welches wenige Stunden nachher den Schiffbrüchigen sich sehr nützlich erwies.

Der Tag gieng jetzt zu Ende, der Nebel hielt an, der Regen strömte noch immer herab auf die arme Schaar der halbnackten Menschen, während der Nordostwind schneidend kalt auf ihre durchnäßten Glieder wehete. Der Schlaf war von allen Augen gewichen, sie starrten in das tiefe Dunkel der Nacht hinaus, und die Stille wurde nur zuweilen auf wenige Augenblicke von dem Rufe: „ein Schiff, ein Schiff“ unterbrochen, denn es zeigte sich gleich darauf, daß eine heranstürzende, mit weißem Schaum bedeckte Woge die Täuschung erzeugt hatte. Dazu kam jetzt auch wieder das Eintreten der Fluth, welche höher anstieg als das vorhergehende Mal, weil sich der Wind etwas nach West umgesetzt hatte. So eng aneinandergepreßt, daß die in der Mitte stehenden kaum zu athmen vermochten, dachten wohl Alle nur an das nahe Ende; wer dies konnte, der betete mit Mund und Herzen. Schon lange war den Erschöpften mit der Hoffnung zugleich selbst die Kraft der Selbsttäuschung vergangen, man hörte von keinem mehr den Ausruf: „ein Schiff, ein Schiff.“

Da, als Keiner mehr an Hülfe dachte, erschien plötzlich ein Licht so roth als Blut und gleich nachher wurde mitten in dem dichten Nebel ein Schiff bemerkbar. Das laute Freudengeschrei, das die Schiffbrüchigen erhoben, bezeugte es den zu ihrer Rettung Ausgesendeten, daß der Felsen noch nicht überfluthet sey, daß, was sie nicht gehofft

hatten, die gestrandete Mannschaft noch lebe. Wie man später erfuhr, hatten die Matrosen in der Jolle nach langem Bemühen drei große, zum Fischfang ausgerüstete Fahrzeuge aufgefunden, eines von diesen hatte die Offiziere und Frauen von ihrem Felsen an die Küste geführt, zwei hatten auch noch in der späten Nacht die See gehalten, um sich nach den Soldaten umzusehen, obgleich sie ihren Rettungsversuch für vergeblich hielten, weil sie der Meinung waren, der „versunkene Felsen" sey schon längst hoch vom Meer überfluthet worden. An der Spitze ihrer Mastbäume hatten sie in Glasglocken Lichter angebracht, davon eines zuerst von den Soldaten bemerkt worden war.

Die größern Fahrzeuge mußten sich, um nicht zu scheitern, in vorsichtiger Entfernung vom Felsen halten, man sendete jedoch einen kleinen Nachen zu diesem hin. Stewart rief die Matrosen, die im Nachen waren, durch das Sprachrohr an und fragte, wie viel Mann sie auf einmal aufnehmen könnten? Jene antworteten: eilf und fügten zugleich die Ermahnung bei, daß die Einsteigenden auf die Deining achten und gerade in dem Augenblick wenn diese ihn emporhübe in den Nachen hineinspringen sollten. Der Lieutenant ließ hierauf alle seine Leute, je eilf und eilf sich in Reihe und Glied stellen, was in solcher Ordnung wie auf einer Parade, von ihnen vollzogen wurde, warnte sie dann vor ungestümem Hinzudrängen und belehrte sie genau über die Weise, wie sie ins Boot einsteigen sollten. Neunzehnmal fuhr der Nachen mitten im Dunkel der Nacht glücklich von den Schiffen her und mit seiner Menschenladung wohlbehalten zurück, erst beim neunzehnten Male, mit den letzten Soldaten schiffte der edle, heldenmüthige Lieutenant Stewart sich ein. Gottes gute, rettende Hand, denn diese hatte hierbei in einer offenkundigen Weise mitgewirkt, hatte die

That seines freudigen Heldenmuthes und Glaubens gesegnet, er war der Retter von 208, ja mit den andern von 300 Menschen geworden. Die Freude an dem Gelingen seiner That mag wohl der vorzüglichste Lohn derselben gewesen seyn; weder sein Oberst Darling noch der Hauptmann W. noch der königliche Lootse scheinen seiner Empfehlung und der Würdigung seines Verdienstes bei der oberen Behörde sich angenommen zu haben, denn wir lesen zu unserm Erstaunen, daß Charles Stewart erst 16 Jahre nachher (1832) eine Beförderung, zur Stelle eines Hauptmannes außer Dienst erfahren habe.

Wir fügen der Erzählung dieses Schiffbruches und der Rettung aus seinen Gefahren nach Galignanis Observer nur noch, die dort mehrmalen ausgesprochne Versicherung bei, daß die Geschichte, bis auf ihre kleinsten Züge eine wahrhafte, durch keine Ausschmückung entstellte sey.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Bei dem Verleger dieses Buches sind von demselben Herrn Verfasser erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Altes und Neues aus dem Gebiete der innren Seelenkunde. 3r Bd. 4ten Bdes 1. u. 2. Abth. u. 5r Bd. Zweite Auflage. 8. Preis aller 4 Bände 2 Thlr. 6 ggr.

Biographieen und Erzählungen, zwei Bände. gr. 8. Velinpapier Broschirt. Preis eines jeden Bandes 1 Thlr.

Lehrbuch der Naturgeschichte für Schulen und zum Selbstunterrichte. 15te verm. u. verb. Aufl. 8. Preis 10 ggr.

Dasselbe Werk in einer Ausgabe in groß Octav-Format auf Schweizer-Velinpapier gedruckt, mit 12 gemalten Kupfertafeln und gebunden. Preis 1 Thlr. 20 ggr. Mit schwarzen Kupfertafeln und gebunden 1 Thlr. Die Kupfertafeln gemalt allein 1 Thlr. 4 ggr. Dieselben schwarz 12 ggr.

Lehrbuch der Menschen- und Seelenkunde, zum Gebrauch für Schulen und zum Selbststudium. 2te verb. u. verm. Aufl. 8. Preis 10 ggr.

Lehrbuch der Sternkunde für Schulen und zum Selbstunterrichte. Dritte, großentheils ganz umgearbeitete Auflage. gr. 8. brosch. Preis 16 ggr.

Erinnerungen an Bernard Overberg, gewesenen Director am geistlichen Seminar und Lehrer der Normalschule zu Münster, und Georg Michael Wittmann, gewesenen Director am geistlichen Seminar und ernannten Bischof zu Regensburg. 8. brosch. Preis 4 ggr

Bei dem Verleger dieses Buches sind von demselben Herrn Verfasser erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde. 3r Bd. 4ten Bds 1. u. 2. Abth. u. 5r Bd. Zweite Auflage. 8. Preis aller 4 Bände 2 Thlr. 6 ggr.

Biographieen und Erzählungen, zwei Bände. gr. 8. Velinpapier Broschirt. Preis eines jeden Bandes 1 Thlr.

Lehrbuch der Naturgeschichte für Schulen und zum Selbstunterrichte. 15te verm. u. verb. Aufl. 8. Preis 16 ggr.

Dasselbe Werk in einer Ausgabe in groß Octav-Format auf Schweizer-Velinpapier gedruckt, mit 12 gemalten Kupfertafeln und gebunden. Preis 1 Thlr. 20 ggr. Mit schwarzen Kupfertafeln und gebunden 1 Thlr. Die Kupfertafeln gemalt allein 1 Thlr. 4 ggr. Dieselben schwarz 12 ggr.

Lehrbuch der Menschen- und Seelenkunde, zum Gebrauch für Schulen und zum Selbststudium. 2te verb. u. verm. Aufl. 8. Preis 10 ggr.

Lehrbuch der Sternkunde für Schulen und zum Selbstunterrichte. Dritte, großentheils ganz umgearbeitete Auflage. gr. 8. brosch. Preis 16 ggr.

Erinnerungen an Bernard Overberg, gewesenen Director am geistlichen Seminar und Lehrer der Normalschule zu Münster, und Georg Michael Wittmann, gewesenen Director am geistlichen Seminar und ernannten Bischof zu Regensburg. 8. brosch. Preis 4 ggr.

Li.D.8.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schubert, Gotthilf Heinrich <<von>>,

Biographieen und Erzählungen

Bd.: 3

Erlangen 1848

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 6375
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11262422-5